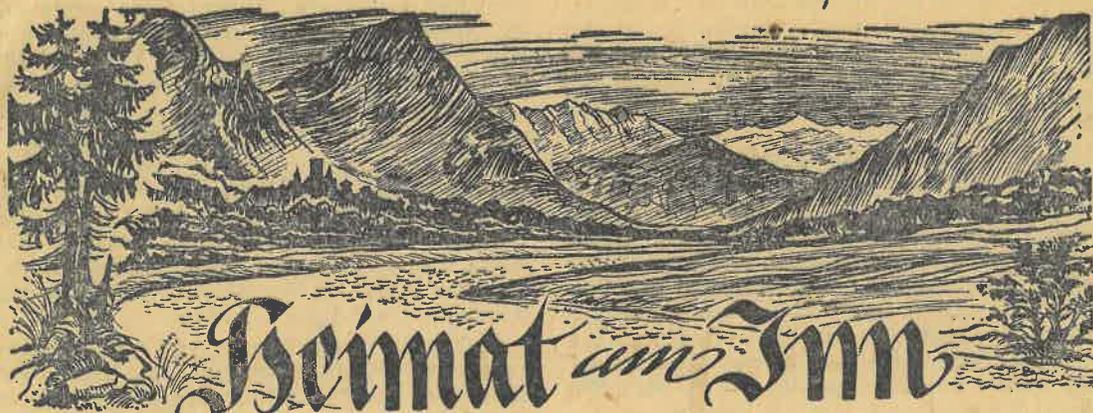


# Heimat am Inn

Begründet von Anton Dempf

Jahrgang 1954

*J. Müller*



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenhelms.

Jahrgang 1954

Januar

Nummer 1

## „s Stündlein bringt 's Kindlein!“

Altbayerischer Volksbrauch um Geburt, Taufe und Kindsmahl

### Mutterhoffen

Die werdende Mutter nimmt bei allem, was sie tut, Rücksicht auf das zu erwartende Kind. Allen Einflüssen „finsterer Mächte“ begegnen hoffende Frauen mit Vorsicht. Sie sollen nichts Häßliches sehen und nicht mit Toten in Berührung kommen, um sich daran nicht zu „versehen“. Jede Aufregung bleibe ihnen erspart, damit das Kind nicht mit irgend einer körperlichen Mißbildung behaftet werde. Hassenscharten und Wolfsrachen führt z. B. die Meinung des Volkes auf einen schreckhaften Anblick zurück. Entstellende Gesichtsflecken und Male rühren angeblich davon her, daß die Mutter vor einem Feuer, z. B. bei einem Brande, stark erschrak. Früher unterließ auch jede hoffende Mutter in der fraglichen Zeit, sich am Spinrocken zu beschäftigen, um dem Kinde keinen „Strick zu drehen“.

### D' G'vatterschaft

Der Taufpate spielt eine wichtige Rolle. Während in der Stadt jedes Kind einer Familie einen anderen Paten hat, übernimmt der „G'vatter“ auf dem Lande das Amt eines „Taufgöd“ für alle Kinder einer Familie. Er bekleidet damit eine Art Ehrenstellung. Bei wichtigen Familienangelegenheiten zieht man ihn gerne zu Rate. Stirbt der Vater, so übernimmt der Taufpate meistens das Amt des Vormundes. Bei den Landkindern sind „Taufgöd“ und „Taufgodl“ sehr geschätzt. Ihre strenge Autorität mildern die Paten durch kleine Geschenke. Auf Ostern erhalten die Patenkinder farbige Eier und ein Osterlamlp, zu Allerseelen bekommen sie einen

Seelenzopf. Früher „fertigte“ der Göd jedes Patenkind beim Austritt aus der Schule hinaus, d. h. er kleidete es vollständig neu ein.

„G'vatterschaft ist eine Ehr',  
Aber macht den Beutel leer.“

Die letzte Gabe führte die Bezeichnung „Godg'wand“ oder „Godhemad“. Starb das Kind frühzeitig, kaufte der Pate Totenhemd und Krone.

In der Wahl der G'vattersleut war das Landvolk immer vorsichtig. Man glaubt, daß sich die Eigenschaften des Paten auf die Kinder übertragen. Nur Verheiratete können diesem Amt obliegen. Ist die Wahl getroffen, gehen die Eheleute zum „G'vatterbitt'n“. Meist beruht dieses Entgegenkommen auf Gegenseitigkeit, so daß eine Familie der anderen die „G'vatterschaft“ anbietet.

### Das „Böse Leid“

Früher glaubte man, Mutter und Kind zur Stunde der Niederkunft durch verschiedenen Sympathiezauber vor feindlichen Einflüssen böser Dämonen schützen zu können; eine Gepflogenheit, die sich von Jahrhundert zu Jahrhundert übererbte und noch auf dem Lande vor wenigen Dezennien festzustellen war. Das Tragen von Amuletten (Jaspis oder Adlerstein) und von „Bergrunen“ auf dem Frauengürtel, von Blutsteinen, Frauentalern, Himmelsbriefen, Salzbroten und dergl. sollten „das Ueberlaufen des Herzblutes“ verhindern und glücklichen Verlauf der Geburt sichern. Später dienten diesem Zweck grüne Amulettsteine in Fingerringen und im Brustgeschwür.

Denkt man an die hilflose Lage der „Kreißenden“ in früheren Jahrhunderten — in den Städten erhielten sie ärztliche Hilfe erst seit dem 17. Jahrhundert, auf dem Lande viel später —, dann kann man diesen Aberglauben verstehen.

Aelter als der ärztliche Beistand war selbstverständlich das Bedürfnis nach Hebammen, die die Namen „Höfamm“, „Höfin“, „Krebsweib“ oder „Mordionweib“ führten. Durch verschiedene Mystifikationen bestärkte früher die „Höfin“ Achtung und Zutrauen des Volkes. Das „Böse Leid“ sollte ein unter das Knie gebundener Schlüssel lindern. Beschwichtigend wirkten für die „Kreißende“ die immer wiederkehrenden Worte der „Höfin“: „s Stündlein bringt 's Kindlein!“

#### Das frohe Ereignis

Die glückliche Ankunft eines Sprößlings spricht sich im Dorfe rasch mit den Worten herum: „Beim... is da Ofa brocha!“ Oder: „Drent beim... bauern is da Ofa ei'g'falln!“ Der Bauer freut sich über jeden Familienzuwachs und ist froh, eigene Arbeitskräfte zu bekommen. Er vertraut dem alten Väterspruch: „Gibt Gott Kinder, gibt er auch Brot.“

Die „Höfin“ wickelte Mutter und Kind geweihtes, dünnes Wachs von roter Farbe um die Handgelenke. Der aus demselben Wachs geformte „Drudenfuß“ wurde an die Tür genagelt. Um vor feindlichen Nachstellungen bewahrt zu bleiben, mußte die „Kindbetterin“ bis zum „Kindlmahl“ zu allen Vorkommnissen im Hause schweigen, mochten sie freudiger oder unangenehmer Art sein. Jegliches Entleihen aus dem Hause und Verkaufen wurde möglichst in diesen Tagen vermieden, damit ja von außen drohender Zauber fernblieb. Bis zum neunten Tag durften die Mütter weder nähen noch waschen.

#### Die Kindstau

Ein freudiges, festliches Ereignis ist die Kindstau. Der Brautmutter obliegt nach altem Brauch die Aufgabe, beim Erstgeborenen für den kleinen „Kammerwagen“ zu sorgen. Buben gebührt ein Taufzeug mit blauen Bandln, Mädchen ein solches mit rosarotem Bänderschmuck.

Im Sonntagsstaat, selbst im Hochsommer mit langem, schwarzem Mantel bekleidet, fahren Bauer und G'vattersmo in der „Chais'n“ zur Kirche. Die „Höfin“ trägt im dicken Paradedickkissen, bedeckt mit einem Schleier, das Kindl. Freudenschüsse begleiten die Fahrt durchs Dörf. Drei Flintenschüsse künden das männliche Geschlecht des jungen Erdenbürgers an, ein Schuß verrät, daß dem Hause ein Mädchen geboren wurde. Als besonders segensvoll gilt eine „Neutau“, unter der die erste Taufe mit dem zu Ostern oder

Pfingsten geweihten Taufwasser zu verstehen ist. Ledigen Kindern enthielt früher die Kirche dieses Vorrecht, weil das Volk meinte, es würde sonst in der Gemeinde schauern.

Die Namen der ersten Kinder werden gewöhnlich aus der „Freundschaft“ (Verwandschaft) genommen, die der nachfolgenden wählte früher gewöhnlich der Pfarrer nach dem Heiligen des Tages, so daß Namen wie Cyrillus, Kastulus, Pantaleon, Trasibul, Bibiana, Scholastika usw. nicht selten waren. Mancher Pfarrherr bestand auf diesem Recht, besonders bei ledigen Kindern.

Nach vollzogener Taufe geht's ins Wirtshaus zum „Kindleinwoacha“. Die Ehre des Mahls gilt dem Sprößling. Die Kosten dieser Einkehr bestreitet in der Regel der G'vatter. Der junge Weltenbürger liegt unterdessen auf einem nahen Tisch oder auf der Ofenbank, und man fordert von ihm nichts als Schweigen. Zu oft aber gibt er allzu früh und allzu nachhaltig das Zeichen zur Heimfahrt.

Die vom Taufgang Heimkehrenden erwartete einst unter der Haustür die Magd mit Salz und Brot. Das Salz wurde dem Täufling über den Scheitel gestreut, das Brot brach man über dem Kind.

Das Patengeschenk schiebt der „Göd“ dem Täufling unter das Kopfkissen oder unter die Windeln; daher der übliche Name „Eingebind“. Es bestand früher je nach finanzieller Leistungsfähigkeit des Paten in einigen Guldenstücklein oder in alten Münzen, dem sogenannten „Schatzgelde“. Jetzt erhalten die Patenkinder in Stadt und Land als Taufgeschenk meistens einen silbernen Löffel mit Gravierung.

#### Das Kindlmahl

Zum Kindstauaufschmaus, zu dem die nächste Verwandtschaft und die G'vattersleut eingeladen werden, brachten die Besucher früher eine schwarze Henne, Butter, Zucker, Kaffee, Semmeln in ungerader Zahl und für die Wöchnerin Wein und Kuchen mit. Die Sitte verlangte, daß zwei Semmeln übrig blieben, die der Pate wieder mit nach Hause nahm. Man wollte ehrlich sagen können, daß die Gäste nicht alles aufessen konnten, so reichlich sei aufgetragen worden.

#### Das „Weisat“

Etwa acht Tage nach der Geburt des Kindes gehen die nächsten weiblichen Verwandten und Nachbarsfrauen heute noch ins „Weisat“, d. h. sie statten der Wöchnerin einen Besuch ab, wobei sie nicht mit leeren Händen kommen. Gewöhnlich besteht ihr „Mitbringsel“ aus Würfel- und Kandiszucker, Kaffee und anderen Krämerwaren. Die „Weisenden“ werden mit Bier, Branntwein, Braten und Brot oder mit Kaffee und Kücheln bewirtet.

# Was wissen wir von den Faganen?

Von K. Brafler, Götting

Für die historisch interessierten Bewohner des mittleren Mangfalltales ist die in der Ueberschrift gestellte Frage und deren möglichst gründliche Beantwortung nicht ganz belanglos: befindet sich doch dort eine Ortschaft mit dem Namen Vagen, den man immer wieder — freilich ohne Spur eines Beweises — mit den Faganen in Verbindung bringt, indem man den Ort als ehemaligen Sitz der Faganen betrachtet. Das urkundliche Material, das uns aus der agilolfingischen und nachfolgenden karolingischen Zeit des baiwarischen Volkes bekannt ist und das bereits vollständig veröffentlicht wurde, gibt keine Anhaltspunkte für die Richtigkeit dieser Annahme. Man könnte also bestenfalls aus indirekten Schlüssen zu der Auffassung kommen, daß Vagen mit den Faganen etwas zu tun hatte und es entsteht die Frage, ob solche indirekten Schlüsse möglich sind. Dies festzustellen erfordert aber zunächst die Beschäftigung mit jenen Geschichtsquellen, die über die Faganen etwas aussagen.

Wer sind überhaupt die Faganen? Laut dem Gesetzeswerk, das kurz nach der baiwarischen Landnahme im 7. oder anfangs des 8. Jahrhunderts (die Zeit ist umstritten) entstand, kannte das bairische Volksrecht neben dem Geschlecht der Herzoge, den Agilolfingern, fünf besonders ausgezeichnete und mit Vorrechten ausgestattete Genealogien: die Huosi, Drozza, Fagana, Hahilinga und Aniona. Während der Agilolfinger Herzog der Repräsentant des Gesamtlandes war und ein gewisses Recht des Obereigentums ausübte (dessen Verfügungsgewalt über das der Herzogsfamilie zugestandene Krongut hinausging), erstreckte sich die Macht und Gewalt der fünf Adelsgeschlechter lediglich über gewisse Teilgebiete des von den Baiwaren ab zirka 500 n. Chr. in Besitz genommenen Landes. Die Grenzen dieser Gebiete sind nicht mehr festzustellen; sie decken sich nicht vollständig mit „Gauen“, die wir im 7. bzw. 8. Jahrhundert als baiwarische Verwaltungsgebiete kennen lernen. Die Huosi z. B. waren nicht nur im sogenannten Huosigau, sondern auch im Sundergau vertreten und die Faganen bzw. ihre Nachkommen nicht nur im Sundergau (in der Hauptsache das Einzugsgebiet der Mangfall), sondern auch im Westergau (östlich der Isar zwischen Helfendorf und Erding) und insbesondere im Isengau (zwischen Isar und Inn, benannt nach der Isen), weiterhin im Chiemgau und in Tirol.

Außer in der „Lex baiuvariorum (III, 1), dem vorgenannten baiwarischen Gesetzeswerk, ist uns die „genealogia fagana“ als solche leider erst in einer Urkunde aus dem Jahre 750 genannt. Die Agilolfinger („Tassilo glor.

dux“) überlassen zusammen mit den Faganen Ragino, Anulo, Wetti, Wurmhart, Regino, Oadalhart, Alawich, Tato, Chunipehrt, Puni, Hroadhart (iudex), Petto, Odalfrid, Reginpert und Einhard dem Freisinger Dom Weideplätze bei Erching (Meichelbeck, Hist. Frising. I. S. 49). Dieses Erching liegt bei Ismaning. Der Name „Fagana“ in dieser Urkunde bezieht sich auf das Geschlecht der Faganen, nicht auf den Ort Vagen, wie teilweise irrtümlich angenommen wurde (was fast Anlaß zu einem 1200jährigen Jubiläum Vagens Anno 1950 gegeben hätte). Aus einer früheren Urkunde (743) erfahren wir (Meichelbeck, a. a. O., I. S. 44), daß die Faganen auch in Zolling Besitz hatten (bei Moosburg). Hier sind es Anulo (iudex), Wurmhart, Regino (iudex) und Petto, die in Erscheinung treten (freilich nicht ausdrücklich als „genealogia fagana“, weshalb man das Jahr 743 in der Faganengeschichte übersah!). Weiterer Besitz wird uns durch die Faganen Ragino (preses!) und Chuniperth genannt: Buch am Erlbach (Meichelbeck, a. a. O., I. Nr. 6), durch Anula, Wetti und Chunipehrt: Rudlfing (Meichelbeck, a. a. O., I. Nr. 8) und durch Regino, Alawich, Puni und Reginpert: Haselbach (Meichelbeck, a. a. O., I. Nr. 11). Alle diese Faganensiedlungen liegen um Moosburg, einem Ort im Isengau, wie sich denn der Isengau überhaupt als der Hauptgau der faganischer Besitzungen erweist. Es ist in diesem Zusammenhange besonders interessant, feststellen zu müssen, daß der erstmals urkundlich zirka 945 erscheinende Ortsname „fagana“ (Meichelbeck, a. a. O., I. Nr. 1083) sich nicht auf Vagen an der Mangfall, sondern auf den heutigen Ort Fang bei Isen bezieht. Außerdem gibt es dort noch eine zweite Ortschaft „Fang“ bei Buch, das wir gleichfalls als faganische Besitzung kennen. Von diesen „Fang“-Siedlungen können wir also wohl mit Recht behaupten, daß sie ihre Namen von den Faganen abzuleiten haben.

## Im Rauheif

O Wunder, das die Welt vollbracht!  
Wie Blum und Ranke zart ersteht  
an Busch und Hecke über Nacht,  
auf kahle Scheiben hingeweht.

O Schimmer, der das Herz umfängt!  
O Winters wunderliches Sein!  
Von schwerbeladnen Zweigen hängt  
ein holdes Glänzen schön und rein.

Die Erde glüht im Morgenlicht  
wie angerührt von Zauberhand,  
wenn tief in das verschneite Land  
der helle Strahl der Sonne bricht. —

Georg Unterbuchner

## Der Maler Max Arthur Stremel

Zum 25. Todestag — Von Dr. Kaspar Gartenhof †

In dem schriftstellerischen Nachlaß des vor einem Jahr verstorbenen, um die Geschichtsschreibung Wasserburgs so verdienten Prof. K. Gartenhof befindet sich nachstehende Arbeit, die wir anlässlich des 25jährigen Todestages des Malers M. A. Stremel zum Abdruck bringen.

Die Redaktion.

Ueber 20 Jahre bis zu seinem Tode im Jahre 1928 fand sich der Maler Max Arthur Stremel fast Jahr für Jahr, oft zu monatelangem Aufenthalt, in Wasserburg ein und wurde für dessen Bewohner eine der bekanntesten Künstlererscheinungen. Er war mit der Stadt am Inn fast mit der gleichen Innigkeit verbunden wie Otto Geigenberger, der Sohn der Stadt, und Hermann Schlittgen, der sich Wasserburg zur letzten Heimat gewählt hatte. Außer künstlerischen Beziehungen knüpften ihn auch freundschaftliche menschliche Bindungen an Wasserburg. Vor allem der Familie Palmano war er von Herzen ergeben.

So oft Stremel Wasserburg aufsuchte, war er von seiner Gattin Lisette, der Enkelin des großen Justus von Liebig, begleitet. Auch sie hing mit großer Liebe an der Stadt am Inn. In Palmanos Gartenhaus, später im Gasthof Meyerbräu, wo die Fürsorge der unvergeßlichen Wirtin Monika Meyer und das großzügige Verständnis ihres Gatten so vielen Künstlern und anderen geistigen Menschen das Behagen eines wirklichen Heimes schufen, fühlten sich Stremel und seine Frau aufs beste geborgen. Hier fand er die Stimmung, die er für seine Arbeit so notwendig brauchte.

Lebendig steht Stremel noch vor den Augen vieler Wasserburger. Ehe klein als groß, dazu schlank und biegsam von Gestalt, meist in hellem Anzug, einen weichen Hut auf dem ausdrucksvollen Kopf, sehr gepflegt in seinem Aeußern, elegant, nobel und gehalten in seiner Erscheinung, leicht vornüber gebeugt, schritt er bedächtig durch die Gassen und Straßen der Stadt. Stets hatte er die tiefblauen Augen forschend auf seine Umwelt gerichtet, ein leichter Zug von gütigem Spott, auch von Selbstironie stand in seinem Gesicht, oft auch ein verstehendes Lächeln. Immer war er bereit, sich mit einem Kind scherzend zu unterhalten oder sich von einem seiner vielen vierbeinigen schweifwedelnden Freunde begrüßen zu lassen.

Wer ihn beim Arbeiten im Freien beobachtete, konnte nur staunen über die peinliche Sauberkeit seiner Palette und Pinsel, und über die Ordnung in seinem Malgerät. Immer wieder unterbrach er seine Arbeit, ging mit kleinen Schritten vor der Staffelei auf



und ab, prüfte und beobachtete, bis er von neuem zum Pinsel griff und seine Arbeit wieder aufnahm. Er liebte es nicht, dabei gestört zu werden, und Zuschauer waren ihm unangenehm. Nicht immer jedoch gelang es ihm, sie durch Blitze aus seinen Augen zu vertreiben, häufig genug mußte er sie in seiner Nähe dulden. Er arbeitete nicht rasch, sondern mit großer Sorgfalt, Ueberlegung und Intensität. Er besaß die seltene Gabe schärfster Selbstkritik. Erst wenn eine Arbeit vor dem eigenen Urteil standhielt, war er bereit sie aus der Hand zu geben.

Den stärksten Eindruck von seiner Persönlichkeit empfing aber nur, wer in nähere Berührung mit ihm kam. Er liebte die Geselligkeit bei einem guten Glas Wein oder an einer kleinen Tafel. Hier bewies er die gleiche Urteilsfähigkeit und den gleichen hochkultivierten Geschmack wie in seiner Kunst. Geselligkeit bedeutete für ihn Unterhaltung, die geistige Höhe wahrte. Auf beste Form bedacht, weltmännisch, klug, ein Meister der Rede und des klaren Ausdrucks, wenn es galt, seine Auffassung in irgendeiner Sache darzulegen, kritisch, geistreich, schlagfertig, nie oberflächlich, immer gerecht, dazu offen und ehrlich, erwies er sich hier als Mann von umfassender Bildung, feinem Geschmack und

## Brot aus Roßblut, Ochsenhäut und Holz

Aus alten Bauernkalender zusammengeschrieben von Lorenz Strobl

In der Bodenkammer des Lohbauern liegen, sauber aufeinandergehäufelt, eine Anzahl alter Kalender. Da findet man Jahrgänge des Landshuterischen Schreibkalenders, des Churbayerischen Kronikalenders und ähnliches. In ihnen sind mit ungelinker Hand Aufzeichnungen des Urahns gemacht worden, von denen im folgenden einige Kostproben gegeben werden.

„Anno 1800 kummen die Franzosen, legen sich zum Bauern ins Quartier, schwelgen, zahlen schlecht oder überhaupt gar nichts. Nachdem die Kuchl, Speis, Keller, Scheunen und Felder leer geplündert, ziehen sie wieder ab. Kaum haben's die Dörfer, Städt und Höf mit ihren Leuten aufgeschnauft, kömmen im Sep-

tembris 1805 die österreichischen Soldeska. Diese ziehen furt, ein Monat darauf wieder kömmt der Franzmann. 1805 werden die besten, wohlhabigsten Bauerßsöhn und Knecht zu den Soldaten ausgehoben und unter die Franzosen gesteckt, auf daß das Kreuz und Elend kein Ende niemals nimmbt. 1809 im April sind die österreichischen Soldaten nochmals kommen und haben am 23. April mit den Franzosen Schlacht gehalten bei Neu-markt an der Rott. Da seins die Bäuerischen bei den Franzosen gewesen. Es sind dabei auch viele Mannsleut von unserer Umgebung totgeschossen worden. Der Herr gib ihnen die ewige Ruh.

Am 15. August trifft die bäuerische Armee

hoher Kultur. Er erschien als Muster des weltweiten, vorurteilslosen geistigen Europäers, dem die Länder um Deutschland in ihrem kulturellen Wert ebenso vertraut waren wie die des eigenen Vaterlandes, an dem er ohne Chauvinismus, ohne Ueberheblichkeit mit allen Fasern seines Herzens hing.

Sein Humor kam aus der Liebe. Er liebte nämlich nicht nur die Stadt und die Landschaft, nicht nur die näheren Freunde, zu denen außer der Familie Palmano auch die Familien Geigenberger und Dempf gehörten, sondern alle Wasserburger.

Was den Künstler Stremel an Wasserburg anzog, ist uns bei der Art seiner Kunst klar. Das heftige Licht des Alpenvorlandes kommt hier dank der Gunst der örtlichen Verhältnisse zu doppelt starker Wirkung. An den hohen, hellen Leitern der Innufer bricht es sich, stürzt sich auf den strahlenden Spiegel des Stroms und flutet um die weißen Mauern und Häuser der Stadt. So erscheinen Wasserburg und seine Landschaft oft wie durchsichtig und verklärt. Der Fluß umschlingt die Stadt zudem als wandelnder See und verleiht der Luft die feuchte Klarheit, die Träume von niederländischen Küsten und Seestädten erweckt. Für Stremel, den Meister des Innenraums wurde Wasserburg infolge seiner Lage zwischen den hohen Mauern der Leitern zum architektonischen und landschaftlichen Innenraum, wie er sich in dieser Gestalt in Deutschland wohl kaum ein zweitesmal findet.

Zahlreich sind die Bilder, in denen Stremel das Motiv der Stadt, seine Gassen und Winkel und seiner Umgebung behandelt.

„Die rote Brücke von Wasserburg“, das erste größere Werk, das hier entstand, war künstlerisch ein wohlgelungener Wurf, vermehrte Stremels Ruhm und trug wie kein

anderes das Lob und den Ruf von Wasserburgs Schönheit weit in die Lande hinaus. Ferdinand Avenarius, der ernste Herold und Hüter deutschen Kulturgutes, gab das Bild in seinem „Kunstwart“ wieder und wies mit warmen Worten auf Stremels feine und vornehme Art hin.

Von da an entstanden noch, wie gesagt, viele Bilder mit Wasserburger Motiven. Berühmt wurde auch ein Bild „Unter den Lauben von Wasserburg“, das auf großen internationalen Kunstausstellungen Aufsehen erregte. Immer wieder kehrte jedoch Stremel zu seinem ersten Motiv, der roten Flamme der Innbrücke über den schillernden Wassern des Flusses und vor dem gelbgrauen Hintergrund der Leitern, zurück. Die letzte Arbeit die seinem Pinsel ihr Entstehen verdankte, hatte die rote Brücke von Wasserburg zum Gegenstand.

Nicht vergessen möchte ich, zu erwähnen, was Wasserburg Stremel hinsichtlich seines Ruhmes in Künstlerkreisen verdankt. Gewiß wurde schon im 19. Jahrhundert mancher Münchener Künstler auf die einzigartige Stadt aufmerksam. Wenn aber bis heute Wasserburg Hunderten von Künstlern (ich übertreibe nicht) ein Gegenstand der Begeisterung und Anregung geworden ist und noch immer mehr Künstler anzieht, so muß die Stadt Stremels in Dankbarkeit gedenken. Nicht nur mit seinen Bildern, ebenso ist er durch seine persönliche Werbung zum Herold des Wertes geworden, den das gesamte Deutschland an Wasserburg besitzt. Es darf wohl nicht verkannt werden, daß Wasserburgs Ruhm auch durch den größeren Geigenberger und durch Schlittgen, der durch Stremel nach Wasserburg kam, in die Welt getragen wurde. Stremel war aber der erste, der mit größter Begeisterung für Wasserburg warb.

in Ampfing ein. Alle Dörfer ringsherum müssen Fourage, Speis, Vorspann und Scharwerk leisten. Ja, es geht die Drangsal sogar noch furt, wie die Soldaten schon lange abgezogen und bei Braunau im Oesterreichischen lagen. Freund und Feind — man weiß bald nimmer, was schlechter.

1814 fährt der österreichische Kaiser von München über Haag, Mühldorf, Oetting, Simbach auf Wien zu mit all seine Diener, Knecht, Troßzeug und Wagen. Wir müssen wieder Vorspann leisten und Verpflegung hinfahren. Die Bauern reiten auf Haag, spannen die Gudschen (Kutschen) um, fahren bis Braunau und kömmen müd, verhungert und mit abgeplakten Heitern (Pferden) heim . . .“

Trotz der Wirren, Schrecken und Kriege hatte sich unsere Heimat von den Mißjahren 1770 auf 1771, die eine Hungersnot und die Pest zur Folge gehabt haben, immer schnell erholt, und trotzdem Freund und Feind in den Jahren 1800—1818 rücksichtslos requirierten, brandschatzten und plünderten, blieben die Preise für Lebensmittel und Getreide, ganz geringe Schwankungen ausgenommen, immer auf fester Grundbasis stehen. Kaum aber war um 1816 etwas Ruhe und Ordnung im Lande eingekehrt, so daß der Handel sich entwickeln konnte, schnellten sprunghaft die Preise zur Höhe. Und der Lohbauer fährt in seinen Kalenderaufschreibungen fort:

„Anfang 1816 zahlt man für 1 Schäffel Korn 14 Gulden, für Gerste 9 Gulden, für Weizen 14 Gulden. An Jakobi (25. Juli) kosten Korn 25 fl., die Gersten 20 fl., der Weiz 36 fl. Um Weihnacht herum werden für Korn 44 fl., für Gersten 36 fl., für Weiz 50 fl. bezahlt. Die Wucher kaufen alles zusammen und schütten das Korn in ihre Traidstädl auf. 1817 war das ganz schlechte Jahr. Das Korn stand auf 66 fl., die Gersten auf 55 fl., der Weiz auf 80 fl. Ochsenfleisch, so man eines zu sehen kriegt, kostet das Pfund 15—16 Kreuzer, Kuhfleisch 13 Kr., das Kalbfleisch 14 Kr. Schweinefleisch 20—24 Kr. Für hundert Krautsköpf muß man 10 Kr. zahlen. Eine Maß Bier 8 Kr. Dasselbe ist durch den dünnen Sud meist sauer und dem Vieh zum Saufen zu schlecht. Der Wirt hat oft ganze Fässer müssen auslaufen lassen. Da sind dann die armen Leut kommen, haben Sechter und Krüg untergehalten, den schlechten Zeugs getrinken und sich dabei den Krank geholt.

Ein Laib Schwarzbrot 8 Kreuzer. Dazu ist es stimkig, schmeckt bitter und nach Erden. Viele Kinder und Erwachsene bekömmen Leibscherzen und Brennen davon. Ein Bauer hat um eine Truchen weizern Mehl seinen ganzen Hof verkauft. Die Armen probieren das Essen von Moos, jungen Graswurzeln und Baumrinden. Ein großer Sterb setzet überall ein, und die Beinergraber (Totengrä-

ber) machen ein gutes Geschäft. Die Gottsäcker wollen sicher bald nimmer langen. In der Stadt wollen sie Brot aus Erbsen, Kastanien, Roßblut, Stroh, Ochsenhäut und Holz machen. Es wird aber nicht gehen.

Die Wucher und Hamsterer (man kannte schon um diese Zeit die gebräuchlichen Namen) bekömmen Prügelstrafen für ihr sündhaft Kaufen, was aber nichts hilft. In anderen Städten soll es Brot und Suppen nur um Scheine (Brot- und Suppenmarken) geben. Die Not wird aber nicht weniger, die Leut fallen von Kräften und sterben hin wie die Mucken . . .“ Ebenso schnell wie die Preise stiegen, fielen sie auch zurück, wie der Bauer ein Jahr darauf in seinen Kalender kritzelt:

„1818 fällt bei uns das Korn von 88 fl. auf 18 fl., die Gersten von 55 fl. auf 10 fl., der Weiz von 88 fl. auf 23 fl. Der Gottes Segen ist in diesem Jahr auf unsere Felder herabgekommen und überall sind Dankgottesdienste gehalten worden.“

Votivtafeln wurden in Kirchen und Kapellen gehangen, und viele alte Bilder, Stiche und Denkmünzen erzählen von jenen Tagen.

Lies, Bürger, staunend und erhebe  
Dann aber beig die Knie und hebe  
Die Hände auf zu deinem Gott  
Und bete: Herr der Welt, o wehre,  
Daß nie so schreckend wiederkehre  
Die Zeit so furchtbar großer Not.

Viel Trauriges aus jener Zeit vermeldet noch der Kalenderschreiber: „. . ., daß arme Leut, die halb verhungert waren, mit wilder Gier das neubackene Brot hinuntergewürget, davon der Leib ganz aufgeloffen, daß vor Schmerzen sie wahnsinnig durch die Straßen gerennt, bis ihnen der Schaum vor den Mund getreten und sie tot umgefallen . . .“

Jahr für Jahr gehen die Preise allmählich zurück und sinken so tief, daß der Bauer aus seiner Felder Ertrag kaum mehr die Abgaben zu entrichten weiß. Leute, die über Nacht reich geworden waren, sahen ihre Ersparnisse wie Sandkörner in der Hand zerrinnen.

1823 war die Ernte im Inn- und Salzachviertel und an der Rott besonders ergiebig: „Da hat man in Muehldorf sechzig zwegsben (Zwetschgen) um einen Kreuzer gekauft.“ Die Auswirkungen der Ernte zeigten sich allsogleich auf den Getreidemärkten, von denen der tiefste Preisstand zu melden war. In Mühldorf und Oetting wurden auf der Schranen für Korn 4 fl., für Gerste 3 fl., für Weiz 6 fl. bezahlt.

150 Jahre sind eine kurze Spanne Zeit und trotzdem überreich an Geschichte und Geschehen, die der Lohbauer in seinem kleinen Dörferl unweit der Rott in Niederbayern aufgezeichnet hatte.

# Die Kriegerdenkmäler in Wasserburg

Von H. Chr. Kobe, Wasserburg-Burgau

Den Toten des zweiten Weltkrieges eine würdige Gedenkstätte zu bereiten, lassen sich allerorten Gemeinderäte und Bevölkerung angelegen sein. Auch die Stadt Wasserburg steht vor der Frage, wie und wo sie die Kriegsoffer der Jahre 1939 bis 1945 ehren soll. Während ein Teil der öffentlichen Meinung dahin geht, das Denkmal am Heiserer-Platz, das den Gefallenen des ersten Weltkrieges gewidmet ist, zu erweitern, möchte der andere die Gedächtnisstätte in Verbindung mit dem Friedhof oder vor den Toren der Stadt sehen. Nicht jedem Wasserburger wird in letzterem Falle bewußt werden, daß demnach ein viertes Kriegerdenkmal in der Bannmeile der Stadt entstehen würde. Denn steigt man die Köbingerbergstraße hinauf, vermag das Auge kaum zu erkennen, daß auf dem Hügel zur Linken das Kriegerdenkmal für die Gefallenen aus den Jahren 1870/71 liegt, hingegen im weiteren Verlauf der Straße kurz vor deren Einmündung in die Münchener Straße, rechter Hand, auf dem höchsten Punkt des Ortsteils Burgau, ein schlichter Obelisk den dort in den Jahren 1800, 1805 und 1809 bestatteten bayerischen und österreichischen Kriegern gewidmet ist. Es ist ein seltsamer Zufall, daß das älteste und das jüngste Kriegerdenkmal mit dem Namen, des um die Stadt so verdienten Mannes, Josef Heiserer, verbunden ist. War er es doch, der vor über 100 Jahren, die Voraussetzung schuf, den in der Burgau beigesetzten Soldaten einen würdigen Denkstein zu setzen.

Es würde den Rahmen dieser Abhandlung sprengen, die Ursachen aufzuzeigen, die zu den kriegerischen Verwicklungen in den Jahren 1800 bis 1809 führten. Immerhin mögen einige Schlaglichter auf das Kampfgeschehen gerichtet werden, soweit sie Wasserburg unmittelbar berühren. So sei erwähnt, daß Bayern im Jahre 1800, im zweiten Koalitionskrieg auf der Seite Oesterreichs stand und diese von den französischen Truppen unter General Moreau am 3. Dezember jenes Jahres bei Hohenlinden geschlagen wurden, was zur Folge hatte, daß auch Wasserburg am 10. Dezember kapitulieren mußte und unter dem Ein- und Durchmarsch der Franzosen viel zu leiden hatte. Ein mit anderen Vorzeichen versehenes Bild ergab sich im dritten Koalitionskrieg, in dem Bayern, auf die Seite Frankreichs getreten, von Oesterreich angegriffen wurde. Wasserburg sah sich daher im September 1805 von den Österreichern besetzt, die weiter in Richtung Steinhöring vorstießen. Die Stadt war also „feindbesetzt“, wurde jedoch bereits am 28. Oktober von den aus Westen vorrückenden französisch-bayerischen Truppen befreit. Während der Besetzung

hatte die Stadt viel auszustehen. Auch im Jahre 1809 war Wasserburg Durchmarschgebiet für die kriegerische Auseinandersetzung Oesterreichs mit Napoleon I., dem sich wiederum Bayern angeschlossen hatte. Am 13. April 1809 fielen 6000 Oesterreicher in Wasserburg ein. Da aber die österreichischen Armeen auf anderen Kriegschauplätzen, bei Abensberg, Eggmühl und Regensburg geschlagen wurden, waren sie gezwungen, sich nach Böhmen zurückzuziehen. Dieses Ereignis ermöglichte es dem französischen Marschall Lefebvre mit den bayerischen Divisionen Kronprinz und Deroy, auf dem Raum München vorstoßend, am 28. April in Wasserburg einzuziehen und mit seinen Truppen alsbald in Richtung Altenmarkt, Waging nach Salzburg weiterzumarschieren.

Kein Wunder, daß in jener kriegerischen Zeit der Tod reiche Ernte hielt. Ebenso wie in den Jahren 1800 und 1805 in den Lazaretten von Wasserburg verstorbenen Soldaten aus Mangel an Platz auf dem Stadtfriedhof nicht beigesetzt werden konnten, sondern am sogenannten Ziegelanger in der Burgau begraben worden waren, wurden die Toten des im Jahre 1809 im Schloß eingerichteten Militärlazarettes ebenfalls dort zur letzten Ruhe gebettet. Der Chronist berichtet, daß von 200 eingelieferten verwundeten Kriegern 90 starben, davon 14 an ihren Verwundungen, 11 an inneren Krankheiten, der Rest an Typhus, Ruhr und „Nervenfieber“. Ein Zeichen, wie sehr die Seuchenbekämpfung im Vergleich zu heute damals noch im argen lag. Mit Ausnahme von zwei österreichischen Kriegsgefangenen gehörten alle anderen bayerischen Regimentern an, davon allein 44 dem 5. bayerischen Infanterieregiment.

Wir haben es also bei unserem ältesten Kriegerdenkmal mit einer echten Begräbnisstätte zu tun, wie denn auch die Inschrift des edelgeformten, mit einem Helmrelief gezierter Sandstein-Obelisk, auf dessen Sockel schlicht lautet:

Dem Andenken an die in den  
Jahren 1800, 1805 und 1809  
hier bestatteten bayerischen und  
österreichischen Krieger  
Errichtet den 25. August 1836

Damals eine vorbildliche Weihstätte, bietet heute der Obelisk, das schönste der drei Denkmäler, leider traurige Zeichen des Verfalls.

\*

„Die Arbeiten zu dem Monument für die gefallenen Krieger des Bezirksamts Wasserburg sollen soweit gediehen sein, daß dasselbe am 10. Mai enthüllt werden kann. Es wird

seinen Standpunkt auf dem freistehenden Kegel oberhalb des sogenannten Wasserhäusels am Köbingerberge erhalten“, berichtet der Wasserburger Anzeiger am 11. März 1877. Den ersten Impuls zur Errichtung des Denkmals gab schon im Jahre 1871 der königl. Bezirksamtsassessor von Schieber. Später waren der Landrat und Gutsbesitzer Peter Stöcher von Straß und der Bierbrauer Joh. Baptist Enzinger in Wasserburg die letzten entscheidenden Förderer des Planes. Die feierliche Enthüllung erfolgte am 10. Juni 1877.

Vierzig Jahre Weltgeschehen seit Errichtung des formschönen, klassischen Obelisks fanden ihren Ausdruck in der Gestaltung des neuen Kriegerdenkmals. Nach dem bayerisch-preußischen Bruderkrieg von 1866 war dem gemeinsamen Waffengang der ehemals feindlichen Brüder gegen Frankreich 1870/71 ein entscheidender Sieg beschieden worden, dessen Folgen die Errichtung des Deutschen Reiches mit Bismarck als Reichskanzler war. So findet denn auch der Reichsgedanke seinen statuarischen Ausdruck in der von Bildhauer Theodor Haf aus Pfronten geschaffenen Bronzeplastik: Ueber das Haupt eines halb dahingesunkenen sterbenden Kriegers hält die mit einer Kaiserkrone geschmückte Germania mit der rechten Hand einen Lorbeerkranz, während die Linke einen Palmenwedel emporreckt. Der Sockel trägt auf der Vorderseite die Inschrift:

Ihren Helden  
aus den Jahren 1870/71  
die Bezirke  
Wasserburg und Haag

Insgesamt 82 Gefallene hatten die Gemeinden des Bezirksamtes zu beklagen. Alphabetisch untereinandergesetzt werden die Gemeinden der beiden Bezirke auf den Seitenteilen des Sockels aufgeführt. Im Bezirk Wasserburg betrauert die Gemeinde Grünthal mit vier Toten die gleiche Zahl wie die Stadt Wasserburg. Ramerberg wird noch als Ramelberg aufgeführt. Im Bezirk Haag stehen Isen und Thambach mit je fünf Gefallenen an der Spitze.

\*

Vierzig Jahren Frieden folgten 1914 fünf Jahre Weltkrieg, der ungeheuere Blutopfer forderte. Ueber den Willen zur Sicherung der Familie, des Staates und der Wirtschaft hatte man der gefallenen Söhne bisher nur im stillen gedacht, nun aber wurden in Wasserburg Stimmen laut, ihnen auch ein sichtbares Zeichen des Dankes zu geben. Im Mai 1923 begann man für ein Ehrenmal zu sammeln. Das Geld wäre restlos der Inflation verfallen, hätte nicht ein findiger Kopf zur rechten Zeit mit dem Geld einen Waggon Getreide gekauft, dessen Erlös nach der Stabilisierung 2400 harte Reichsmark erbrachte. Die Stadtgemeinde schoß von sich aus 2000 RM zu.

Durch Ausleihen des Geldes wuchs der Betrag zur Summe von 5930 Mark im Mai 1929. Durch weitere Sammlungen in den Jahren 1929 bis 1933 war der Denkmalfonds auf 12 000 RM gestiegen. Am 16. Juli 1933 wurde anlässlich des 60jährigen Stiftungsfestes des Krieger- und Veteranenvereins das Denkmal eingeweiht. Zehn Jahre lang hatte sich dessen Vorstand unter Führung des Justiz-Verwalters Herrn Seb. Mahler um die Errichtung bemüht. Der einheimische Bildhauer Anton Wogger wurde mit dem Entwurf und dessen Ausführung beauftragt. So entstand der Sankt Georg als Drachentöter. Ein Verzeichnis mit den Namen der 125 Wasserburger gefallenen Krieger wurde in den Sockel des Denkmals eingemauert, weiterhin eine Urkunde mit den wichtigsten Daten der Entstehung, Wahl des Platzes, Sinndeutung des Ehrenmals sowie eine Sammlung von Wasserburger Notgeld beigegeben. K.

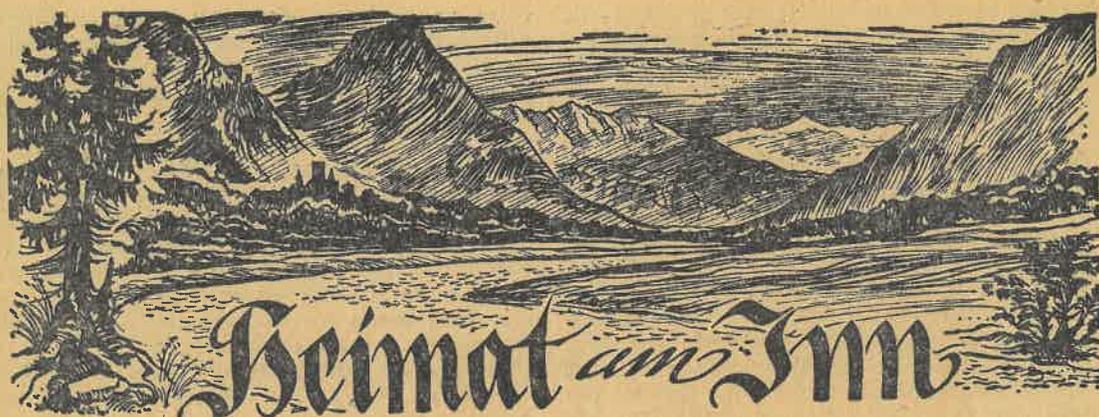
### Mitteilungs-Ecke

Bad Aibling. Zu den großen und unvergänglichen Kulturgütern des Volkes zählen die Weihnachtskrippen, die jetzt bei arm und reich wieder zu Ehren kommen. Dies konnte man bei der Aiblinger Krippenschau im Kurhaussaal beobachten. Kamen die ersten voll Kunstsinn, waren die zweiten Volkskundler, die dritten sahen voll Andacht das heilige Geheimnis. Angefangen bei den Zeichnungen der Schulkinder, über gekleidete und holzgeschnitzte Figuren bis zur Elfenbeinkrippe, bot sich dem Auge eine Fülle des Schönen.

Die reiche Barock-Krippe aus der Basilika Tuntenhausen, gestiftet 1678 von Kurfürst Ferdinand Maria von Bayern und seiner kunstliebenden Gattin Adelaide, Prinzessin von Savoyen, spiegelte das prunkvolle Leben des kurfürstlichen Hofes wider: die Heiligen Drei Könige mit ihrem Hofstaate in herrlichen Brokatgewändern mit Gold- und Silberstickerei, Bauern und Bäuerinnen in der altbayerischen Tracht. Unter anderem war da eine alpenländische Krippe, ferner Altmünchener Krippen mit schön geschnitzten und bekleideten Figuren. Besonders die neapolitanischen Engel und Hirten entzückten das Auge des Kenners.

Alles war mit viel Liebe, feiner Naturbeobachtung und gutem Geschmack geplant und geordnet. Volksempfinden und Volkskunst gaben hier ein Zeugnis nie versiegender Kraft.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühl-dorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1954

Februar

Nummer 2

## *Ins rechte Licht gerückt*

Von Kreisheimatpfleger Theodor Heck

Die Anteilnahme an den Bestrebungen der Heimatpflege, sowohl zum Schutze des Ueberlieferten wie auch zur Wiederbelebung unseres bodenständigen Volkstums, ist erfreulich groß. Doch mit der Anteilnahme allein ist es nicht getan. Die Gefahren für die Heimatwerte wachsen beständig an, so daß es schon einer möglichst allgemeinen tätigen Beteiligung an der Arbeit der Heimatpflege bedarf, um zu retten, was noch zu retten ist.

Daß viele Heimatfreunde dabei noch abseits stehen, mag daran liegen, daß ihnen das eigentliche Wesen der Heimatpflege noch unbekannt ist, daß sie vielleicht an einem Erfolg zweifeln oder auch, daß sie nicht recht wissen, in welcher Weise sie das Ihre dazu beitragen können.

Die Heimatpflege will beileibe nicht eigensinnig am unhaltbaren Alten festhalten, sondern ihr Ziel ist, die Bewahrung unserer bodenständigen Eigenart mit den unabwiesbaren Forderungen der modernen Zeit in Einklang zu bringen. Das ist keineswegs eine romantische Utopie, sondern ebenfalls eine Forderung dieser modernen Zeit. Denn je mehr das rein Lebensnotwendige eine verstandesmäßige, nüchterne Lösung findet, desto stärker wird auch das Verlangen nach einem Ausgleich durch die Pflege der seelischen Werte. Das heißt, je mehr der einzelne Mensch zu einem genormten Rädchen in der Maschine der modernen Wirtschaft wird, desto stärker wird sein Bedürfnis, dort Mensch zu sein, wo er es noch sein darf, und je internationaler sich die Mittel im Kampf um die nackte Existenz entwickeln, desto

heimatverbundener werden die Formen der persönlichen Lebensführung werden müssen, sollen der oft zitierten Vermassung nicht Tür und Tor geöffnet werden.

Heimatpflege ist also eine durchaus aktuelle Forderung und bedeutet alles andere als ein weltfremdes Beharren am Ueberlebten. Wenn dabei trotzdem der Erhaltung unserer alten Kulturdenkmäler eine so große Bedeutung zugemessen wird, geschieht es deshalb, weil diese ja in keiner Weise überlebt sind. Der sogenannte Fortschritt unserer Zeit liegt ja ausschließlich im Technischen, und zwar im weitesten Sinne des Wortes. Von einer Weiterentwicklung etwa des Künstlerischen, die uns die Erhaltung der alten Baudenkmäler usf. erübrigen würde, kann keine Rede sein. Im Gegenteil, die maßlose Ueberschätzung des Technischen hat zu unersetzlichen kulturellen Verlusten geführt. Es geschieht auch weiterhin, denn es wird noch Jahre dauern, bis das Gleichgewicht wiederhergestellt ist.

Auch die Periode der materialistischen Vernunftanbetung kam nicht von heute auf morgen. Einige Jahrzehnte der Aufklärung bereiteten der Französischen Revolution von 1789, die ja als die größte Cäsar der neueren Menschheitsgeschichte gilt, den Boden und über ein Jahrhundert wirkten die Folgen dieser Umwälzung nach, die auf eine Lösung aller Bindungen zur Tradition hinausging. Erst um die Wende zu unserem Jahrhundert war der Tiefpunkt erreicht. Es setzte eine rückläufige Bewegung ein. Damals wurde auch der Begriff „Heimatpflege“ geformt und Maß-

nahmen zum Schutz der Heimat getroffen. Es ist durchaus folgerichtig, daß so ziemlich alles, was die moderne Heimatpflege heute liebevoll fördert, 150 Jahre früher nicht nur vom Staat, sondern teilweise auch von kirchlicher Seite verpönt oder gar verboten war. Man lief damals Sturm gegen die angeblich überflüssigen Kirchen, Kapellen, Bildstöcke und Feldkreuze, gegen die hergebrachten Volksbräuche, vom Maibaum bis zu den kirchlichen Prozessionen, man verbot das Volksschauspiel, selbst das Oberammergauer Passionsspiel war gefährdet. Der Brauch der Weihnachtskrippe wurde unterbunden und manches andere mehr. Wir können so viel Verstand heute gar nicht mehr fassen, was wohl der deutlichste Beweis dafür ist, wie weit wir uns von einer derartigen Einstellung bereits wieder entfernt haben. Auch die Tracht ging weniger wegen der Technisierung als wegen der heimatfeindlichen Haltung dieses Zeitalters zu Grunde. Dürfen wir es deshalb nicht beinahe als ein Ereignis von symbolischer Bedeutung betrachten, daß unsere Bundhose so spontan wiedererstand und sich ohne Zutun der Heimatpflege und der Trachtenvereine so schnell verbreitete? Diese Bundhose war es nämlich, welche die „Sansculotten“, das heißt, die Hosenlosen, zum Zeichen ihres Revoluzzertums in Acht und Bann taten, und gerade weil wohl niemand einen derartigen Gedankengang damit verband, beweist ihr Wiedererstehen so augenfällig, daß es im Zug der Zeit zu liegen scheint, zu alten, längst überlebten geglaubten Formen zurückzukehren. Ein solches Zurückgreifen ist somit kein Rückschritt, wie man das den Wahrern heimatlichen Brauchtums gern vorwirft, sondern der Ausdruck einer neuen Lebenshaltung.

Diese Tatsache kann nicht oft genug betont werden, um die Bestrebungen der Heimatpflege ins rechte Licht zu rücken. Es sollte sich jeder darüber im klaren sein, daß nicht der altmodisch ist, der in der heimatverbundenen Gesinnung der voraufklärerischen Zeit den Ausgangspunkt für eine schönere Zukunft sieht, sondern daß schon eine bemerkenswerte Kurzsichtigkeit dazugehört, alle ausgefallenen Modetorheiten, alle einem ungesunden Geltungsbereich oder berechnender Geschäftstüchtigkeit entsprungene Tagessensationen aufzugreifen und sich dann wunder wie fortschrittlich zu dünken.

Jeder, der sich in den Dienst der Heimatpflege stellt, darf für sich in Anspruch nehmen, daß er einer modernen Bewegung hilft und sich dadurch aus der Masse der Gleichgültigen hervorhebt.

Die Heimatpflege hat ein umfassendes Ziel. Viele Gebiete sind es, die dem einzelnen Gelegenheit geben, sich in ihrem Sinne zu betätigen. Die „Heimat am Inn“ hat es sich von Anfang an zur Aufgabe gemacht, die Leser

über die einzelnen Zweige der Heimatpflege aufzuklären, so daß es sich erübrigt, bereits in ihren Spalten Gesagtes zu wiederholen oder späteren Beiträgen vorzugreifen. Heute sei bemerkt:

Es kommt nicht so sehr darauf an, daß jeder, dem die Heimat am Herzen liegt, nun in der Tracht geht, obwohl sie ihm ungewohnt ist, Bräuche mitmacht, zu denen er kein Verhältnis mehr hat oder ein bodenständiges Gebaren an den Tag legt, das seinem Wesen nicht entspricht. Wichtiger ist, daß er jederzeit dazu bereit ist, zum Schutze der Heimat zu wirken, soweit es in seiner Macht liegt. Und dazu ist jedem, auch wenn er kein Geld oder keine Zeit hat, um sich einer speziellen Aufgabe zu widmen, täglich Gelegenheit geboten. Zuerst durch Selbstkritik. Hat man sich nicht unbewußt Wörter, Redewendungen oder Umgangsformen angewöhnt, die der heimatlichen Art nicht entsprechen? Macht man nicht gedankenlos jede neue Einführung mit, ganz gleich, wo sie herkommt? Schämt man sich nicht seiner Mundart, seiner bisher gepflegten Sitte? Gibt man nicht unser ehrwürdiges „Grüß Gott“ auf und hält man unsere schönen überlieferten Taufnamen nun auf einmal für zu gewöhnlich für seine Kinder und Dutzende solcher Dinge mehr? Auch das ist Heimatpflege. Hat man dieses beherzigt und sitzt selbst nicht mehr „im Glashaas“, kann man dazu übergehen, „auf andere Steine zu werfen“, selbstverständlich mit dem nötigen Takt, aber wenn es notwendig wird, auch mit dem nötigen Nachdruck.

### Der „Weichbrunnkrug“

Folgende Schilderung eines alten Brauchs, die uns eine Leserin aus Feldkirchen eingesandt hat, dürfte sicherlich das Interesse vieler Heimatfreunde finden.

Die Redaktion

Bis zum 1. Weltkrieg spielte in jedem christlichen Haus das Weihwasser noch eine große Rolle.

Kein Kind durfte morgens auf die Straße, weder zum Spielen noch zur Schule, bevor es die Mutter nicht mit Weihwasser gesegnet und das heilige Kreuzzeichen auf Stirne, Mund und Brust machte. Abends vor dem Schlafengehen war es wieder das gleiche, damit der böse Feind dem Kind nichts tun könne.

Noch auf der Mutter Arm wurde den Kleinen schon angelernt, für die „Armen Seelen“ Weihwasser auszusprengen. Meistens war ja schon eines der lieben Angehörigen, Großvater oder Großmutter gestorben. Je größer das Kind wurde, desto mehr bekannte „Arme Seelen“ hatte es schon. Wenn es einige Jahre in die Schule ging, waren auch schon Schulkameraden darunter, denn die Halsbräune (Diphtherie), für die es kein Heilmittel gab,

# Mutscheln, Agathabrot und Hasenöhrlu

## Gebildgebäcke der Fasenachtszeit

Mit dem Dreikönigstag endeten die Rauchnächte. Unter den Gebildbroten dieses Tages gibt es verschiedene Darstellungen der Heiligen Drei Könige mit dem Stern.

Nun werden die Tage wieder länger, die Sonne bekommt mehr Kraft und weckt langsam die schlafenden Geister des Lebens in der Natur. Mit Jubel begrüßten deshalb einst unsere Vorfahren das zunehmende Licht und feierten Fasenacht (faseln, mhd. vasesen = gedeihen, fruchten) als Fest des Sieges über den Winter. In den noch erhaltenen Lärmbräuchen (Schemen- und Schleicherlaufen in Imst und Telfs, Kornaufwecken, Aperschnalzen im Chiemgau, Schellenrühren im Werdenfelser Land) und in verschiedenen Umzügen (Eggespiel zu Burgberg im Allgäu, Sommer- und Winterspiel u. a.) ist deutlich der Wunsch nach dem Sieg des Frühlings über Schnee und Kälte erkennbar. Mit Analogiebräuchen versuchte der Mensch vor Jahren, der Natur in ihrem Kampfe beizustehen. Deshalb war man auch der Meinung, daß der Genuß von

Gebildbroten in den Fasenachtwochen frühlingshafte Kraft und Fruchtbarkeit verspreche.

Schon das auf St. Erhard (8. Januar) gebackene „Erhardsbrot“ ist wie das „Hilariusbrot“ (13. Januar) und das in Norddeutschland am 17. Januar hergestellte „Antoniusbrot“ ein Heilbrot. Am 2. Donnerstag im Januar wird in Reutlingen (Württemberg) der „Mutscheltag“ begangen, an dem man in Gasthäusern und Bäckereien süße „Mutscheln“ zum Wein ißt. Es handelt sich hier um ein achteckiges, weißes Gebäck in der Form eines Sternpentagramms, das oben ein doppelt geflochtener Teigkranz krönt, in dessen Mitte eine schneckenartige Teigmuschel liegt. Um dieses Gebäck wird gewürfelt. Kein Ehemann vergißt, am Abend des Mutscheltages seiner Frau einige solche „mutz“ nach Hause zu bringen, symbolisiert ja dieses Gebäck Gesundheit und man mißt ihm unheilabwehrende Kraft zu.

Besondere Kultbrote wurden früher auch

und der Keuchhusten raffte viele der Kleinen hinweg. Es wurde mit der Zeit eine ganze Litanei, für die das Kind Weihwasser austeilen mußte. Wenn es dann schon erwachsen war und auf den Tanzboden ging, ermahnte die Mutter immer: „Hast einen Weichbrunnen genommen?“ oder „Nimm ja einen Weichbrunn, damit dir nichts passiert!“

Jeden Sonn- und Feiertag nahm die Oberdirn oder die heranwachsende Tochter des Hauses den meist schon leeren „Weichbrunnkrug“ mit ins Hochamt; das war so natürlich wie heute eine Handtasche.

Gebetbuch, Rosenkranz, ein Sacktuch, das 4mal so groß war wie die heutigen, die im Verhältnis zu heute ebenso große Geldbörse, wenn auch nur einige Pfennige zum Einlegen drin waren, das war alles im Kittelsack (Rocksack) verstaut, der unter einer Falte verborgen bis zum Knie hinunterreichte.

Nach dem Gottesdienst wurde der Krug gefüllt; es war ein großer Zuber geweihtes Wasser im Innern der Kirche gleich bei der Türe. Dann gings auf den „Freithof“, wie es damals allgemein auf dem Lande hieß, statt Friedhof, und wurde auf jedes Grab im Vorbeigehen, je nach Freundschaft oder Verwandtschaft, ein großer oder kleiner Spritzer getan und zum Schluß das Becken des zum Haus gehörigen Grabers gefüllt. Dann war der Krug meist leer und mußte nochmal aufgefüllt werden.

Zu Hause angekommen, wurden alle Weichbrunnkessel voll gegossen. In der Stube, in der Küche, in allen Kammern bei den Bauers-

leuten und den Ehehalten und auch in den Ställen, überall hing ein solches. Dann kam der Krug auf seinen gewohnten Platz in der Speise neben dem an „Heilig-Drei-König“ geweihten Salz und hatte seine Ruhe bis zum nächsten Sonn- oder Feiertag, außer es wurde ein neues Stück Vieh hereingekauft oder es kam ein Kalb zur Welt. Es wurde dann ein Stück Schwarzbrot abgeschnitten, mit geweihtem Salz bestreut und mit Weihwasser besprengt und der Kälberkuh oder dem neuen Stück Vieh gegeben, damit es vor Krankheit und Seuche bewahrt bleibe.

Dieser „Weichbrunnkrug“ war oft noch ein sehr wertvolles Stück, besonders aus ganz alten Häusern, die oft Hunderte von Jahren von einer Feuersbrunst verschont blieben. Diese waren noch aus Messing, Kupfer oder Zinn; die neueren waren Steingut oder Blech. Heute ist das anders. Es hängen zwar in den modernen Stuben die schönsten Weihwasserkessel und unwillkürlich langen wir Alten noch hinein. Aber o weh, es ist ausgetrocknet! Das Weihwasser macht Flecke auf den schön gewachsenen Parkettboden, den man schon bald in jedem Bauernhaus findet. In diesem Sinne hat sich die Christlichkeit aufgehört. Sie tragen auch ihr Weihwasser mit der Flasche heim wie der Städter. So viel hat er dann schon, wenn eines krank ist, und auch für das Vieh reicht es noch. Diesen alten Brauch beim Vieh läßt man nicht abkommen, denn da hängt der Geldbeutel dran und um den dreht sich ja heutzutage alles.

Therese Oswald, Feldkirchen b./W.

auf Sebastiani (20. Januar), am Agnestag (21. Januar) und auf Pauli Bekehr (26. Januar) gebacken. Die Bamberger Gärtner halten an der Tradition fest, am Sebastianitag Eierringe zu essen. In Görlitz kennt man auf St. Agnes das schon im 15. Jahrhundert gestiftete „Agnetenbrot“. Am 26. Januar werden im Kloster Schäftlarn bei München nach dem Gottesdienst an die „Dienstleute“ nach altem Brauch und Herkommen Hefenudeln verteilt.

Der Genuß von Lichtmeßgebäck sollte einst die Hausgeister günstig stimmen, wie schon der Name „Helküchel“ verrät. Auch das St. Blasiusbrot gilt als heilkräftig und soll gegen Halsübel feien. In Tirol, z. B. auf dem St. Blasienberg bei Innsbruck, kaufen die Bäuerinnen nach dem Einblaseln für sich und ihre Familienmitglieder das stangenförmige, mehrfach eingekerbte „Blasienbrot“.

Vom geweihten Agathabrot (5. Februar) soll jeder Hausgenosse einen Bissen gegen „inneren Brand“ (Fieber) und gegen Feuergefahr essen. Es schimmelt nicht und bringt vor allem, wenn es eingegraben wird, den Flachsfieldern Segen. Als Einstandsbrot wird es den Dienstboten gereicht. Die Bäuerin legt Brösel davon zum Schutz gegen Blitz und Feuer in die vier Winkel des Hauses und wirft sie auch bei scharfen Gewittern in das lodernde Herdfeuer. Das Vieh erhält Stücklein vom Agathabrot vor dem ersten Austrieb auf die Weide, Kühe bekommen davon beim Kalben, Ochsen vor der Abfahrt zum erstmaligen Pflügen als Vorbeugungsmittel gegen „Krank und Wehdam“. Zum gleichen Zweck klebte man früher sogenannte Agathazettel, die bei der Segnung in der Kirche das Brot bedeckten, als „Feuersegen und Feuerbann“ an Haus-, Stuben- und Stalltüren. Niederbayerische Agathazettel enthielten in lateinischer Aufschrift folgende Bitte: „O Herr Jesus Christus, durch die glückliche Jungfrau und Märtyrin Agatha segne und weihe diese Brote und lösche aus das verzehrende Feuer!“

Der eigentliche Bauernfasching beginnt am „Unsinnigen Pfinsta“ (Donnerstag). Im Inntal liefen früher an diesem Tag die „Huttler“ als sogenannte Vegetationsgeister, die in ihrem Gürtel oder an der Peitsche Semmeln und viele Brezeln hängen hatten.

Am „Ruaßigen Freita“ streichen die Burschen den erwachsenen Mädchen heute noch im Ilmland liebesschäkernd platschige Kienrußschmarren ins Gesicht. Mit tellergroßen, roggene Schmalznudeln suchen sie sich dann am „Schmalzigen Samsta“ bei ihrem auserwählten Dirndl wieder einzuschmeicheln.

Das Kloster Scheyern verteilte ehemals am Samstag vor der „Herren-Vaßnacht“ an jeden Dienstboten 21 „Schuchsen“, ein längliches, ausgezogenes Nudelgebäck. Heute noch

werden in Altbayern auf dem Lande auf Fasenacht Schmalznudeln und Topfenküchl gebacken, wie das Kinderversl verrät: „Lustig ist die Fasenacht, wenn mei Muatta Küachl bacht, wenn sie aber keine bacht, pfeif i auf die Fasenacht.“

Die Fasenachtskrapfen haben sich als Kultbrot der Bachanalien aus dem römischen Kolonistenbrauch über unsere Klosterküchen bis in die jetzige Zeit herübergerettet. In dem lustigen Fastnachtsspiel „Das Krapfenholen“, das Hans Sachs im Jahre 1540 verfaßte, läßt er den Bürger sagen:

„Ich hab zur Nacht euch hergeladen,  
Daß ihr euch Krapfen holt und Fladen  
und heut mit mir wollt Fastnacht halten,  
dem Brauche nach, dem guten alten.“

Die süddeutschen Fastnachtkücheln heißen in Schwaben Quatemberkücheln oder Spinat- und Zwiebelkräpfle, in Sachsen und in Wien Krapfen, in Berlin Pfannkuchen. An anderen Faschingsgebäcken sind zu nennen die rautenförmigen Dresdner „Kräppel“, die Badener „Kraeweli“ in der Form von halben Hirschhörnlein und die schwäbischen „Fastnachtswecken“, in Reihen gebackene Küchl, die am Fastnachtssonntag warm gegessen werden. Um solche „Hetwecken“ oder „Hedwigs“, die ursprünglich Doppelkeilform hatten, später aber auch abgerundet oder kranzförmig gebacken werden, betteln die Kinder bei ihren Heischegängen auf Fasenacht am Niederrhein, in Schleswig-Holstein, auf Rügen, in Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig und Westfalen.

Die flachen, dreieckigen Hasenöhrl sind ebenfalls ein altes Fasenachtsgebäck. Sie heißen im Schwäbischen „Fastnachtsohrle“, in Mittelfranken „Hasenlöffel“ und in Oberfranken „Geschnittene Hasen“. Schon 1719 werden diese „Hasen-Aehrlein“, die sich im heißen Fett kissenartig aufblähen, in einem bekannten Salzburger Kochbuch als Fasenachtsgericht erwähnt. J. S.

## Mitteilungs-Ecke

Wasserburg am Inn. Am Donnerstag, den 4. März, 20 Uhr, wird Herr Dr. Heinrich Decker aus St. Konrad ob Gmunden, Oberösterreich, einen Lichtbildervortrag über „Das Kunstschaffen der Bildhauerfamilie Zürn im Bodenseegebiet, Bayern und Oesterreich“ halten. Der Vortrag wird bei den Mitgliedern des Heimatvereins und den gern gesehenen Gästen auf großes Interesse stoßen, haben ja die Gebrüder Martin und Michael Zürn aus Waldsee in Württemberg auch in unserer St.-Jakobs-Pfarrkirche gearbeitet und hier 1638 die hervorragende Barock-Kanzel und zwei barocke Seitenaltäre geschaffen. Lokal: Kriegersaal bei Meyerbräu.

# Bäuerliche Frauen-Handarbeiten

Stickmustertücher aus dem 16. Jahrhundert — Die Klöppeltechnik lebt wieder auf — Stricken und Häkeln seit dem 12. Jahrhundert bei uns nachgewiesen

Schon die vorgeschichtliche Zeit kannte eine beachtliche Textilkunst. Hügelgräberfunde beweisen, daß bereits in der jüngeren Steinzeit Webekamm und Webebrettchen neben dem Webstuhl Werkzeuge bäuerlichen Hausfleißes waren.

## Leinen, Köper und Atlas

Als älteste Gewebeatart darf die Leinenbindung gelten, bei der ein Kett- und ein Schußfaden abwechselnd oben liegt. Der Schräglinien aufweisende Köper mit zwei Kettenfäden und einem Schußfaden fand schon in der Bronzezeit zur Anfertigung von Kleidungsstücken Verwendung. Der Atlas tritt erst im späteren Mittelalter auf und zeigt in den Leinendamasten abwechslungsreiche Bildgewebe und geometrische Muster.

## Ornamentik im Fadengebilde

Ursprünglich verwendete die Webetechnik nur geometrische Muster mit der Grundform des Quadrates. Später fanden auch figürliche und pflanzliche Ornamente Verwendung. Dem Lebens- und Schicksalsbaum wurde als bilderreichstem Motiv die meiste Aufmerksamkeit geschenkt. So sehen wir die „Weltesche Ygdrasil“ in Verbindung mit Hirschen und Vögeln, Rosen und Tulpen, Blumensträußen und Herzen. Erst viel später treten Darstellungen von Landschaften und Vorgängen auf, die aber gewöhnlich nicht mehr dem Gebiet der Volkskunst zuzusprechen sind.

## Buntweben — Beiderwand

Von bezwingendem Reiz sind jene volkstümlichen Gewebe, bei denen sich zum zweckgerechten Werkstoff und zu schöner Bindung noch die Farbe als belebendes Moment gesellte. Solche seit dem Mittelalter bekannte, auf dem „Zampelstuhle“ hergestellten Erzeugnisse führten im Volksmund bis zum 19. Jahrhundert hinein den Namen „Beiderwand“ (Beider = zweierlei Wand) und fanden in allen deutschen Landschaften wegen ihrer kräftigen, bunten Farbenwirkung zu Trachtenröcken, Vorhängen, Paradehandtüchern u. a. Verwendung.

## Bäuerliche Handweberei

Die Herstellung einfacher Hauswebereien war von jeher vornehmlich geschickten Frauenhänden vorbehalten, während die Erzeugung feinerer Gewebe zünftigen Meistern oblag. An den Winterabenden schnurrten in den Spinnstuben unermüdet die Rädchen und die Handhabung der Webgeräte vererbte sich mit dem dazugehörigen heimatlichen Brauchtum vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter. „Mädchen brachten auf die Bleiche, was der Winterfleiß gesponnen“ und schafften eifrig an ihrer Aussteuer. Die Bestände in Truhen und Kästen waren der Stolz der Bäuerinnen.

Dabei entwickelte die einstige textile Volkskunst in früher Zeit eine Sicherheit in der rechten Auswahl des Werkstoffes, schaffte klare Zweckformen und sinnenfällige Schmuckornamente, daß man heute noch an den erhaltenen Stücken helle Freude haben muß.

## Weiß- und Buntstickereien

Stickmustertücher, wie sie uns heute noch erhalten sind, lassen erkennen, wie viele Stich-

arten und unzählige Muster diese volkstümliche Zierkunst schon vor Jahrhunderten zu handhaben verstand. Eine lange, bodenverwurzelte Tradition, eine ununterbrochene Kette der Fortbildung in Technik, Form und Schmuck und ein unverlierbares Volksgut an alten Sinnbildern und schöpferischen Ornamenten sprechen aus diesen Arbeiten. Sie sind eine Mustersammlung mit großem und kleinem Alphabet, Zahlen, Wörtern, Namenszügen, Einzelmotiven, Ranken und Blumen, Bäumchen und Tieren. Das schon 1591 erschienene und wiederholt aufgelegte Stickmusterbuch von Hans Siebmacher diente Jahrhunderte hindurch den Frauen und Mädchen als gern benützte Vorlage bei ihren Stickereien.

Für den Kreuzstich wählte man gerne grobe Gewebeatarten als Untergrund, weil Kett- und Schußfaden wegen ihrer meist gleichen Stärke ein schönes, ebenmäßiges Kreuzstichmuster gewährleisten. Während bayerische und schwäbische Arbeiten in der Hauptsache helle Gesamtwirkung bevorzugten, ist z. B. den fränkischen Kreuzstichstickereien eine kräftige Note mit Rot und Grün als hauptsächlich Farbtöne eigen. Die Schwarz-Weißstickerei kam nirgends schöner zum Ausdruck als in den Vierländer-Arbeiten an Bett-, Tisch- und Leibwäsche.

Der Zopfstich, im Gegensatz zum Kreuzstich auf allen Gewebeatarten zu finden, ist in seiner flächenhaften Wirkung von besonderem Reiz und spielte vor allem in den reichen Ornamenten ehemaliger Siebenbürgischer Stickereien eine Rolle. Auch der meist als Füllstich verwendete Plattstich ist unabhängig vom Gewebgrund. Ihn begleitet gewöhnlich der Stilstich zu Rankenmotiven, Blätter- und Blütenformen. Doch treffen wir ihn auch in Verbindung mit Kett-, Kreuz- und Schlingstichen. In voller Blüte begegnet uns der Plattstich in Schwarz-Weißwirkung auf niederbayerischen Haubenstickereien, dann auf Prachthandtüchern der Hamburger Gegend (18. Jahrhundert) und auf kräftig-bunten Seidenstickereien von Vierländer Miedern, Lätzen, Hals- und Schultertüchern, Schürzen und Ärmeln. Aber nicht nur Seide kam als Stickmaterial zur Verwendung, sondern auch farbige Wolle (Spreewald), gefärbtes Leinengarn (Bayern, Hessen) und Gold- und Silberfäden (bayerische Brautkronen und Riegelhauben etc.). Malerisches Gepräge zeigt der Plattstich auf den breiten Ledergürteln unserer Alpenländer-Trachten, das durch musterartiges Beschlagen mit Zinnägeln und Besticken mit grün- und rotgefärbten Pfaufederkielen noch gewinnt. Auch die durchbrochenen, bepuzten Hosenträger, bestickten Lederhosen, Schuhe und Pantoffeln dürfen in diesem Zusammenhang genannt werden.

Zur Weißstickerei zählen ferner die Durchbrucharbeiten, die durch Zusammenziehen, Ausziehen und Umwickeln von mehreren Fäden entstehen.

Filet- und Nähspitze dürfen als folgerichtige Weiterbildungen der Durchbrucharbeiten gewertet werden. Die Klöppeltechnik hat als Hausindustrie im Erzgebirge, Böhmerwald, in Schlesien und Norddeutschland frühzeitig Wurzel ge-

schlagen und lebt jetzt bei uns hauptsächlich durch Heimatvertriebene auf. Die Erzeugnisse fanden früher zur Ausschmückung ländlicher Trachten (Halskrausen, Krägen, Mützen, Ärmel- und Hemdenbesätze), als Randverzierung von Bett-, Tisch- und Leibwäsche (Herren- und Bauernspitzen) und als Einsätze mit gleichlaufendem Rand reichliche Verwendung.

#### Stricken und Häkeln

Diese Handarbeitstechnik ist seit dem 12. Jahrhundert bei uns nachgewiesen, nahm aber erst im Laufe des 15. Jahrhunderts ihren Aufschwung. Sie versuchte sich damals wie heute in der Anfertigung von Handschuhen und Strümpfen, Zipfelmützen, Spitzen, Borten und Einsätzen. Was hier von volkkünstlerischem Können zeugt, sind die mannigfach gemusterten, farbig gestreiften oder spitzentartig durchbroche-

nen Strickarbeiten. Passender Wechsel der Strickarten, geschmackvolle Farbkontraste und dekorative Motive brachten hier Wirkungen hervor, die unseren Hausfrauen viele Anregungen für weiteres Schaffen auf diesem Gebiete geben. Recht lustig mutet die Tatsache an, daß in Hessen früher die heiratsfähigen Töchter auf dem Lande in ihre Strümpfe Falten einstrickten, aus deren Anzahl die Höhe ihrer Mitgift zu erkennen war.

Einer Fülle von persönlichem Geschmack begegnen wir in den fein abgestimmten Tönen und in den wirkungsvollen Mustern von perlen-gestricktem Hals- und Brustschmuck, von Perlentaschen und Perlenbeuteln, die heute wieder gerne getragen werden.

#### Flechten und Knüpfen

Alte bäuerliche Flechtarbeiten treffen wir heute noch als übererbtes Familiengut in Glaskästen, Truhen und Schränken an. Hier zeigt sich der Wille zum Gestalten an verschiedenen Werkstoffen: Bast, Stroh, Garn und Binsen, vor allem aber Wurzelholz und Weide. Auf textilem Gebiet interessiert uns hier nur das Flechten und Knüpfen mit Wolle und Flachsgarn. Gelegenheit zu netten Flechtmotiven gaben die Ränder von leinernen Bettdecken, Tisch- und Handtüchern, wobei der freihängende Kettfaden fransenartig zusammengeflochten wurde. Das Knüpfen, seit der Renaissance bei uns heimisch, darf als Vorstufe des Filetstrickens angesehen werden. Eine große Fertigkeit im Knüpfen besaßen unsere Fischer, die ihre oft kunstvollen Netze mit der Netznadel früher stets selber knüpften.

#### Aufnäharbeiten

Eine weitere Gruppe textiler volkkünstlerischer Arbeiten ist die Auszier von Geweben durch Benähen mit ornamental ausgeschnittenen Flickern in anderem Material und harmonisch dazustimmenden Farben. Kunstvolle Ziernäbte beim Einfassen und geschmackvolle Verwendung von Perlen, Steinen, Flitter und anderem gaben Zeugnis von wohlgeordneter, ausgeklügelter Fähigkeit der Komposition. Erwähnenswerte Beispiele für gute Applikation sind die bunten Vierländer Stuhlkissen, die hessischen Tragkissen, die Schleswig-Holstein'schen Kammtaschen und die siebenbürgerischen Männertrachten (weiße Tuchmäntel mit roten Aufnäharbeiten).

#### Zeugdruck

Das Bedrucken von Leinenzeug mit Druckstöcken gehört insofern auch in den Bereich der textilen Volkskunst, als nicht nur Zeugdrucker, Färber, Weber, Tuchscherer und sogar Buchdrucker in allen Provinzstädten Deutschlands dieses freie Handwerk ausübten, sondern auch Bauern sich dieser Technik bedienten und mit ihren selbstgeschnittenen Druckstöcken Muster von einer volkstümlichen Ausdrucksart und einem bodenständigen Charakter bei diesem „Aufdruck“ erzielten, daß sie heute noch nachgeahmt werden. Die Druckstöcke bestanden aus Birkenholz, die Auflage aus Eichen-, Kiefern- oder Fichtenholz. Die Muster, geometrischen, pflanzlichen oder figürlichen Charakters, lagen in erhabener Reliefebene auf dem Druckstock. Bei kräftigeren Mustern wurden die Formen direkt mit dem Schnittmesser aus dem Holz herausgeholt. Etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts verwendete man Drahtstifte und Messinglinien.

## Eine gotische Stollentruhe



im Heimatmuseum Wasserburg. Es handelt sich um ein massives bäuerliches Möbel aus Eichenholz, dessen breiten Wände und Deckel aus einem einzigen breiten Eichenladen gefertigt sind. Als Verzierung einfache Ornamente, die mit ganz primitiven Mitteln, Lineal und Zirkel, angefertigt wurden. Diese Truhe repräsentiert in ihrer schlichten, klaren Formgebung rein gotischen Stil. Die auf vier eichenen Füßen (Stollen) stehende, gewichtige Kiste ist durchwegs Zimmermannsarbeit. Chronik Kirmayer

# 125 Jahre Künstlerkolonie Frauenchiemsee

Von August Sieghardt, Grassau

In den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte der junge König Ludwig I. in der bayerischen Landeshauptstadt eine große Anzahl bedeutender Künstler aus allen Teilen des deutschen Vaterlandes um sich versammelt, in dem Bestreben, sie als Mitarbeiter an der Gestaltung Münchens als Stadt der schönen Künste teilhaftig werden zu lassen. Diese Künstlerschar, in der das norddeutsche Element vorherrschte, unter der sich viele hochberühmte Namen befanden, auch solche ausländischer Herkunft, hatte von München aus begonnen, Münchens Landschaft, die nähere und weitere Umgegend kennenzulernen, vor allem auch in das bayerische Gebirge einzudringen. Die oberbayerischen Seen hatten es ihnen besonders angetan, und so kamen die Münchner Künstler auch an den Chiemsee. Das war im Sommer 1828, also heute vor 125 Jahren. Vier junge Maler waren es, die sich als erste den Chiemsee als Ziel erkoren hatten. Der erste Band der humorvoll altertümlich gehaltenen Frauenchiemseer Künstlerchronik verrät uns die Namen jener „tapferen Gesellen, die von München auszogen zu ritterlich Fahrt und Abenteuer, dort, allwo die Gebürg stehen und großen Wasser.“ Sie hießen Max Haushofer, Karl und Josef Boshardt und Franz Trautmann, „Maler und Poeta“. Im Einbaum, der schon zu Römerzeiten am Chiemsee in Verwendung war, ließen sie sich auf die Fraueninsel hinübereudern. „Ein grob Wind und böß Wetter“ trieb dieses Vehikel bei Sturm weit über den See nach Osten zu, doch landeten die vier Maler, nachdem sich der „grausamb Sturm“ verzogen hatte, glücklich am Gestade von Frauenwörth. Der Ort, allwo sie saßen, war ein öd Insel inmitten der Wasserflut, grün bewachsen und von ein absonderlich Nation und wildfremd Volk bewohnt, das aber sich duldsam und zutunlich gebärdete, nachdem ihm die Seehelden mehrere Stücke Geld gezeigt, und ihnen alsdann ihre Höhlen zur Herberg angeboten, wie auch ihr roh Nahrung gebracht, also daß es den Abenteuern bald recht guet gefallen hat“. Von dem Anführer des vierblättrigen Kleeblattes, dem Maler Max Haushofer (geboren 1811 in Nymphenburg, gestorben 1866 am Starnberger See) heißt es, „daß er die Insel zu längeren Aufenthalt für geeignet fand und daß etzliche unter des Seevolks Töchterlein ihm gar sehr guet gefallen möchten“.

„So nam die Insul Frauenwörth ihren Anfang und kam zur Kenntnis des übrigen Erdteils.“ Der Chiemsee war entdeckt und damit ward zugleich die Frauenchiemseer Malerkolonie begründet, die diesem Eiland mit zu seiner Berühmtheit verhelfen sollte.

Daß sich die Münchner Künstler, Maler und Dichter auf der Fraueninsel so rasch heimisch und wohl fühlten, kam letzten Endes auch daher, weil sie sich mit der Inselbevölkerung ausgezeichnet verstanden, so gut, daß der genannte Max Haushofer sich in das Töchterlein des Inselwirtes, Anna Dumbser mit Namen, unsterblich verliebte, so verliebte, daß er mit ihr am 3. Oktober 1838 auf der Insel im Beisein seiner Freunde gar fröhlich Hochzeit feierte. Und bald darauf führte ein anderer Maler, der Wiener Franz Ruben, der später Direktor der Wiener Akademie wurde, des Inselwirtes zweites Töchterlein heim, „das jung-schöne Meerweiblein Susanna aus dem Geschlecht der Dumbser“, was den Schwarzwald-dichter Berthold Auerbach (der ebenfalls auf der Insel Frauenwörth hauste) veranlaßte, Susanne Dumbserin als Hauptfigur in seinem berühmt gewordenen Roman „Die Frau Professor“ zu machen.

In den Reihen der Münchner Künstler, besonders der Maler, wurde viel von der Künstlerkolonie auf Frauenchiemsee, vom Leben und Treiben der Künstlerkollegen dortselbst gesprochen. Die Zahl jener, die an diesem freien, ungebundenen, von künstlerischer Tätigkeit und feuchtfröhlicher Kumpanei erfüllten Leben auf Frauenwörth teilhaben wollten, wuchs von Jahr zu Jahr. Maler aus dem Rheinland, von Berlin und Hamburg, aus Holland und Belgien, aus England und Schweden, ja sogar aus Amerika trafen am Chiemsee ein „und keiner von ihnen verließ nach glücklichen und erfolgreichen Wochen die Fraueninsel, ohne schwarz auf weiß, mit Zeichenfeder, Tinte, Stift oder Pinsel sein Verweilen allda bekundet und bestätigt zu haben, wie schwer ihm das Scheiden geworden ist.“ So entstand die heute berühmt gewordene Künstlerchronik von Frauenchiemsee, deren erster Band im Jahre 1841 durch die Maler Engelbert Seitz und J. F. Lentner angelegt wurde, „als kein gemein Fremdenbuch, sondern als eine künstlerische Erinnerung an alle Genossen der vielerleiden Zunft der Malerei und der Poesie, so darin mit Stift oder Feder bezeugen können, sie seien auch allhier gewest“. Diesem ersten Band, der heute in den Räumen der Münchner Künstlergenossenschaft aufbewahrt wird und der unzählige hochberühmte Namen und zahllose wertvolle und mitunter originelle Beiträge enthält, folgte 1873 ein zweiter und diesem ein dritter und vierter Band. Als getreuer Chronist betätigt sich der Maler Max Haushofer, der Sohn des „Entdeckers“ der Fraueninsel, während sein Bruder Karl Haushofer mit anderen Malern den Bildschmuck beisteuerte. Im Jahre 1873 erschien der dritte

Band, 1900 der vierte, der bis 1916 geht und hernach der fünfte. Alles, was in jenen hundert Jahren im künstlerischen Leben Münchens Name, Rang und Bedeutung hatte, ist in diesen Bänden vertreten, unter den Malern vor allem Karl Raupp, Joseph Wopfner, Fritz August v. Kaulbach, Eduard Grützner, Anton v. Werner, Max Fürst, der Traunsteiner Historienmaler (1846—1917), Hermann Kaulbach, Anton v. Werner, Alfred Haushofer (Seebruck), unter den Dichtern vor allem Victor v. Scheffel (1859), Karl Stieler, Felix Dahn. Karl Raupp und Franz Wolter gaben im Jahre 1918 bei Bruckmann in München eine gedruckte Ausgabe der vierbändigen Künstlerchronik heraus, die als ein Kulturdokument ersten Ranges im Reich der altbayerischen Kunst bezeichnet werden darf.

Die alte Malerherberge auf Frauenwörth, deren Vorhandensein als Gasthaus bis ins 14. Jahrhundert nachgewiesen ist, steht noch trautsam und bescheiden neben dem vornehmen Inselhotel zur Linde, und in der Ecke ihrer Fischerstube steht auch noch — vor dem Butzenscheibenfenster — der alte morsche Malerstammtisch, um den sich die Mitglieder der Künstlerkolonie tagtäglich versammelten zur Zwiesprache und fröhlichem Humpenschwung. Die dicke Julie Huber, die im Jahre 1870 als Inselwirtin aufgezogen war, „alt und häßlich, aber gescheit und jedem lustigen Streich ihrer Maler verständnisvoll zugetan“, war dem Künstlervölklein eine vortreffliche Herbergsmutter; sie starb 1881 und wurde in der Künstlerchronik wiederholt verewigt.

Hatte schon die Begründung der Dampfschiffahrt auf dem Chiemsee im Jahr 1843 durch den Grassauer Zimmermeister Wolfgang Schmid (der in der Feldwies das erste Dampfboot baute) eine Wandlung im Verkehr am Chiemsee gebracht, so veränderte sich dessen Struktur noch mehr, als in den 80er Jahren auf der Herreninsel das Prunkschloß Herrenchiemsee entstanden war. Es kamen immer mehr fremde Leute auf die Fraueninsel, worüber die Maler nicht recht erbaut waren. Immerhin ging aber das feucht-fröhliche Leben und Treiben des Künstlervölkchens, bei dem der Humor fast die gleiche Rolle spielte wie die Kunst, weiter, und der Chiemsee hatte durch die Werke der Maler und Dichter längst eine Berühmtheit erlangt, vor allem durch die prachtvollen Bilder von Karl Raupp und Joseph Wopfner, sowie durch die historische Erzählung „Hunnenblut“ von Wilhelm Jensen. Um die Jahrhundertwende sah man Ludwig Thoma und Ludwig Ganghofer Arm in Arm öfters auf der Insel wandeln und in Anna Mayer-Bergwald erstand dem Chiemsee eine vielgelesene Dichterin der neueren Zeit. Viele von den bedeutenden Malern und Dichtern, die an der Entdeckung der Fraueninsel als Künstlerkolonie Anteil hat-

ten, ruhen auf dem idyllischen Inselfriedhof. Die Gemeinschaft der Künstler auf Frauenwörth hat sich — nach der menschlichen Seite — gelockert, in der Tradition nur noch gepflegt und erhalten durch „Die Frauenwörther“, die allsommerlich auf der Fraueninsel ihre Ausstellung veranstalten. Kriegs- und Nachkriegszeiten mit den unheilvollen Folgen der Geldentwertung haben den Kreis der Frauenwörther Künstlergilde schwer überschattet, Lebenslust und Künstlerhumor von einst verdrängt. Aber die Erinnerung an die schönen alten Zeiten auf Frauenchiemsee ist nicht verblaßt, sie lebt nicht zuletzt auch noch unter den älteren Insulanern, mit denen sich die Maler allzeit familiär und herzlich verbunden fühlten. Und nicht nur diese, auch wir haben den Wunsch, den der (1907 gestorbene) getreue Chronist der Frauenchiemseer Künstlerkolonie Max Haushofer einmal in die Malerchronik geschrieben hat, nämlich den,

„... daß man in späteren Jahren  
Noch mag mit Schifflin fahren  
Und daß — wie's auch die Menschheit treibt —  
Was Insel war, auch Insel bleibt!“

## Die Chronik

1348: Erdbeben erschütterten 1347 und 1348 das ganze Land. Auch Frankreich und Italien wurden davon betroffen und zitterten vor einem Gottesgericht. Villach in Kärnten und viele Nachbarorte sanken in Trümmer. — Im Jahre 1348 war der Sterb so heftig, daß der vierte Teil des Landes Bayern ausstarb.  
Chronik Kirmayer

1349: Frühjahr. Angst befiel unsere verkehrsreiche Stadt Wasserburg, da ein „grozz sterben“ durchs Land ging. München, Mühlendorf, Braunau, Landshut, auch Passau wurden stark entvölkert von der „seuch“, die in ganz Bayern und Schwaben herrschte. Die herzukommenden Fremden mußten sich in Wasserburg ausweisen, ob sie nicht etwa aus einem pestillenzischen Ort kämen. Die Furcht vor Verschleppung der Seuche drückte natürlich auch lähmend auf den Innverkehr.  
Chronik Kirmayer

1353: Um dieses Jahr taucht in Urkunden das Schloß Forchteneck bei Halfing auf. Am 1. April 1803 wurde es vom Staat an die von Götz verkauft, welche das Besitztum zertrümmerten und das Schloß abbrachen. Nichts ist mehr davon vorhanden als die in Bauernhäusern verbauten Steine.  
Chronik Kirmayer

---

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühdorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühlhof, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenhelms.

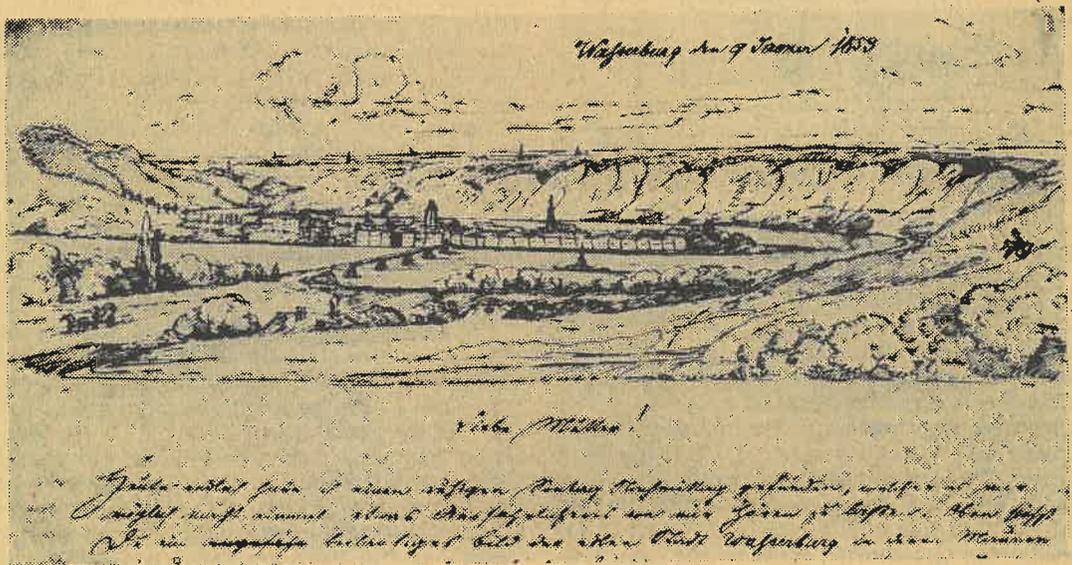
Jahrgang 1954

März

NUMMER 3

## Wasserburg vor 100 Jahren

Schilderungen aus zeitgenössischen Briefen



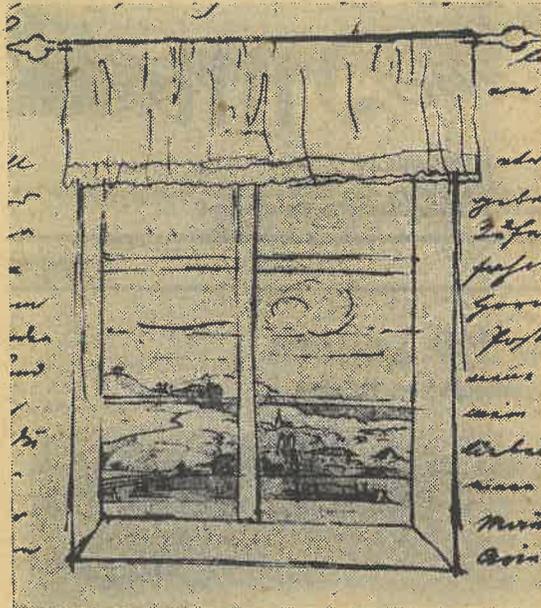
Der liebenswürdigen Überlassung zweier Originalbriefe aus den Jahren 1853/54 durch Frau Helene Müller, Langwied, verdanken wir einen höchst interessanten Einblick in das Leben und Treiben der Stadt, wie sie sich ausgangs der Biedermeierzeit darbot. Der Verfasser der Briefe, Carl Meyer, weiland Staatsanwalt, verstand es ausgezeichnet, seiner Mutter eine lebendige Schilderung seines damaligen Aufenthaltes, der Sitten und Gebräuche sowie des gesellschaftlichen Lebens zu geben. Wir werden aus diesen Briefen unseren Lesern auszugsweise besonders interessierende Stellen darbieten. Die Redaktion

Wasserburg, den 9. Jänner 1853

Liebe Mutter!

Heute endlich habe ich einen ruhigen Sonntag nachmittag gefunden, welcher es mir möglich macht einmal etwas Ausführlicheres von mir hören zu lassen. Oben siehst Du ein beiläufiges Bild der edlen Stadt Wasserburg in deren Mauern mich zur Zeit das Schicksal gebannt hält. Damit der hier sehr großartige Innstrom etwas deutlicher erscheine, habe ich ihn wie Du bemerkst wirst, blau angestrichen. Links, wo es Dir mit Zuhilfenahme der Brille vielleicht möglich werden wird, eine

sich berganziehende Pappelallee zu erkennen, zieht sich die Poststraße nach München den Berg hinauf. Die Straße zieht sich dort am Rücken einer schmalen Landenge hin, auf deren beyden Seiten es ziemlich schroff in den Innstrom hinabgeht. Das äußere Gebäude links ist das alte Schloß, welches jetzt Rentamt, magistratischer Getreidkasten landgerichtliche Frohnveste etc. in sich birgt; an dieß alte Schloß und dessen Gärten schließt sich dann erst die eigentliche Stadt an, welche



Blick aus dem Fenster des Briefschreibers

auf einer Landzunge mitten im Inne und von diesem beinahe ganz eingeschlossen thront — ein klein Venedig, wie die Waßerburger ihre Vaterstadt gerne nennen hören —. Die Kirche links mit dem dicken Thurm ist die Hauptkirche, die rechts die zweite Pfarrkirche. Das dunkelgrün angestrichene Haus — nach der Zeichnung das vierte auf der linken Seite der Brücke hat die Ehre mir zur Wohnung zu dienen. Im Hintergrunde zeigt sich die Hochebene, welche sich gegen Haag hinzieht, und auf welcher die vielen Kirchthürme der benachbarten Landschaften nicht wenig dazu beitragen die Landschaft zu beleben. Ueber die Brücke her und in der Richtung, wo links im Vordergrunde eine Reisekutsche fährt, führt die Poststraße nach Frabertsheim und Salzburg von welcher gerade an der Stelle, wo sich die Reisekutsche befindet, die Poststraße nach Rosenheim abgeht, so daß es zur Zeit noch unentschieden ist, ob der in der Reisekutsche befindliche Fremde nach Salzburg oder nach Rosenheim will. Der Vordergrund rechts stellt die Höhe des Berges vor, von welchem aus man die oben in ungefähren Abrißen aus dem Gedächtniße gegebene Ansicht von Waßerburg genießt. Weiter rechts

im Vordergrunde bin ich selbst zu sehen, wie ich auf einem meiner Nachmittagsspaziergänge auf einer Bank ausruhe und mir die Gegend betrachte. Was die Lage der Stadt selbst und die Umgebung betrifft, so läßt Waßerburg nur wenig zu wünschen übrig, und wenn ich Heidelberg ausnehme, so kann ich wohl sagen, daß unter allen Städten, in welchen ich mich je dauernd aufgehalten und meine Wohnung aufgeschlagen habe, Waßerburg weitaus die schönste ist. Weniger zu loben ist das Innere der Häuser; meist dunkle Hausgänge, dunkle schmale und steile Stiegen, äußerst niedrige Wohnzimmer und durchweg gepflasterte Hausgänge. Mein Zimmer ist eines der größeren, jedoch auch sehr niedrig. Wenn man zur Thüre eintritt befindet sich an der linken Wand in der Ecke mein Bett, welches nach hiesiger Art so hoch ist, daß ich wenn ich in's Bett steigen will, erst noch einen Stuhl herbeiholen muß, um über diesen mein Bett zu erklimmen; nach dem Bette kommt mein Waschtisch, welcher einen Vorhang, ähnlich wie eine Himmelbettstatt hat, mit welchem wenn etwa ein früher Besuch kommt der Inhalt des Waschtisches verdeckt werden kann; dann kommt ein großer Kachelofen mit schwarzen Kacheln, dann die Thüre in die Garderobe, welche ich mit meinen Hausleuten gemeinschaftlich habe nämlich nicht dem Inhalte sondern bloß dem Raume nach. An der Wand gegenüber dem Eingange steht zunächst der Garderobe-Thüre das große Bücher-Repositorium, welches meine Hausleute für mich anschafften von angestrichenem Holze; nebenan mein Papierkorb. Die Mitte dieser Wand nimmt ein neu überzogenes Kanapee, zu dessen beyden Seiten je ein Seßel steht, ein, dann kommt eine angestrichene Kommode, auf welcher ein Bücher-Repositorium mit 3 fächern sich befindet. Der daneben in der Ecke stehende Seßel schließt diese Wand ab. An der rechten Wand von dem Eingange angesehen, befinden sich die Fenster und zwar deren drei in einer Reihe, bey dem mittleren Fenster ein großer Tritt auf welchem ein weiterer Seßel steht. An der vierten Wand, an welcher sich der Eingang befindet, steht zunächst am dritten Fenster in der Ecke ein weiterer Seßel, dann kommt eine zweite Kommode deren Gebrauch sich indeß meine edle Hausfrau ausschließlich vorbehalten hat; auf dieser Kommode steht mein Etagères d. h. ein Glasschränkchen mit 3 fächern oder Abtheilungen, von welchem ich die eine Abtheilung als Speisekammer zur Aufbewahrung meines Kaffees, Zucker, Thee etc. benütze, die andere als Tabacks u. Cigarren Niederlage, und die dritte als eigentliche Etagères zum Aufheben meines Kaffeegeschirre, Zuckerbüchse u. dergl. verwandte; wenn Du Dir ganz bescheiden auf dem Boden neben dieser Kommode noch das Spucknapfchen denkst und dann die Thüre, von

welcher ich ausgegangen bin; in der Mitte der Stube aber Dir noch einen schönen polirten ein längliches Viereck bildenden Schreib- u. resp. Theetisch, die Tischplatte mit gedrucktem Wachstuche überzogen, unter diesem Tisch meinen Fußteppich u. hinter demselben wieder einen Seßel vergegenwärtigst, so hast Du dann ein getreues Conterfey, des Innern meiner gegenwärtigen Behausung und des Meublement an welchem sich meine Bequemlichkeit zu stützen im Stande ist.

Daß ich eine prächtige Aussicht von meinem Zimmer aus genieße, habe ich schon in meinem ersten Briefe angedeutet. Mein Zimmer ist nämlich ein s. g. Wasserzimmer, wie hier alle jene Zimmer genannt werden, deren Fenster auf den Inn hinausgehen. Unmittelbar unter meinen Fenstern ist ein schmales, ungefähr drei Schritte breites Hausgärtchen, und dann kommt der Inn, welcher daher so nahe am Haus vorüberströmt, daß ich von meinem Fenster aus ohne Anstrengung jeden Stein oder sonstigen schweren Körper in den Inn zu werfen im Stande bin. Da der Inn hier schon ein gewaltiger, breiter u. wasserreicher Strom ist, dabey ein sehr bedeutendes Gefälle hat, so wiegt mich das Rauschen seiner Fluthen allnächtlich in den Schlaf, ähnlich wie das ferne Braußen eines heranziehenden Sturmes oder eines benachbarten Mühlwerkes, denn so deutlich kann ich auch bey festverschloßenen Fenstern wegen der großen Nähe, das Rauschen des Wassers insbesondere während der Stille der Nacht vernehmen. Wenn der Tag anbricht, ist stets das Erste was sich meinen Augen darbietet und zwar schon vom hohen Throne meiner Liegerstätte herab, die Aussicht auf den Inn, und die über denselben führende Brücke, dann auf das benachbarte Ufer und die Höhen, welche gegenüber meiner Wohnung in schöner Abwechslung zwischen Gärten, Wiesenmatten u. Waldung das jenseitige Ufer des Innstromes bilden, und sich an demselben hinziehen. In Nachfolgendem erhältst Du auch ein ungefähres Conterfey dieser meiner Aussicht von dem mittleren Fenster aus. —

Kann es aber wohl etwas Idyllischeres oder Romantischeres geben, als von den eigenthümlichen Rufen der auf dem Innstrome vorbeifahrenden Schiffsleute, oder von dem Horn des über die Innbrücke fahrenden Postillons, welcher eben die schöne und neue Melodie „in Lauterbach hab ich mein Strumpf verlorn“ oder „Ei du lieber Augustin“ oder „wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann juhe“, oder sonst eine schwierige Arie bläst, aus dem Schlummer geweckt zu werden?  
(Fortsetzung folgt)

## Die Faganen

Von Karl Braßler (Schluß aus Nr. 1)

Das Vagen an der Mangfall erscheint erstmals um das Jahr 1070 in einer Urkunde des Klosters Tegernsee. Sie nennt uns zwei Brüder Wernher und Anno „de Vagin“ (Monum. Boic. Bd. VI. S. 52). Zweifellos handelt es sich hier um Vertreter eines Adelsgeschlechts, aber ebenso zweifellos ist, daß es keine Faganen sind, denn diese sind um diese Zeit längst ausgestorben und erscheinen nur noch in ihren nachgelassenen verschiedenen Zweiglinien, wie den Prisingen (heutige Grafen von Preysing), den Neuburg (Grafen von Neuburg-Falkenstein), den Sempt (Grafen von Sempt-Ebersberg) und anderen. Wären die „von Vagin“ direkte Vertreter der ursprünglichen Stammlinie der Faganen gewesen, würden sie sicher eine viel bedeutendere Rolle gespielt haben, als es faktisch der Fall war. Sie haben nicht einmal den Grafentitel, sondern fungieren lediglich als Ortsadel. Vermutlich sind sie eine unbedeutende Nebenlinie der Grafen von Neuburg-Falkenstein. Im sogenannten „Falkensteiner Codex“ (zirka 1180) ist ein Heinrich de Vagen als Siegelzeuge genannt. Mit diesem (oder einem Sohn von ihm), der 1245 ermordet wurde, starb der nach dem Ort Vagin (Vagen) benannte Adel aus. Vollkommen abwegig ist der von v. Koch-Sternfeld („Bayern und Tyrol“, 1861, S. 39) eingenommene Standpunkt, der den Ort Vagen als „Stammstz“ der Faganen betrachtet, die nach diesem Ort ihren Namen angenommen haben sollen. Vagen ist zweifellos eine sehr alte Ansiedlung, viel älter als ihre erste Beurkundung vermuten läßt, denn bis dorthin reichte ein römisches Feldlager, das sich westwärts Aibling über das Heufeld- und das Göttinger Tal im Zeitraum 0—500 n. Chr. erstreckt hat. Die bei Vagen einsetzende Talenge der Mangfall hat dem Ort den Namen gegeben (lat. „vagina“). Der Name der Faganen aber dürfte gotischen Ursprungs sein (fagino = freudig, Fagano = die Freudigen. Schmeller, I. 695, Fastlinger, Bayer. Klöster z. Agilulfinger Zeit, 1901. S. 14).

Noch ein Umstand ist von großer Bedeutung für die Beurteilung der Ausbreitung der Faganen: ihre Vorliebe für St. Zeno, besser gesagt die Vorliebe der aus dem Faganengeschlecht hervorgegangenen Bischöfe für diesen Heiligen. Mitten im ureigensten Lande der Faganen, dem Isengau, wurde 747 von Bischof Joseph von Freising (747—765) zu Ehren des hl. Zeno das Kloster Isen errichtet und von den Faganen reich bedacht. Dieser Faganenreligiose stammt aus Töll (Südtirol) und erhielt deshalb den Beinamen „Tolusius“ (Sepp, Vita ss. Marin. et Anian., 1892,

## Dem Kloster Innichen verdanken wir unser Pinzgauer Vieh

Ueber die Goten schrieb Cassiodor (mit vollem Namen: Flavius Magnus Aurelius), Senator, geb. 485 zu Squilace — Bruttien — um 510 Geheimsekretär Theoderichs, gest. 578. — Er teilt uns ein Dekret des Königs und damit ein besonders wichtiges Ereignis mit. — Kraft dieser königlichen Verordnung wurde nämlich gestattet, daß alemannische Rinderherden von größerem Körperbau, aber durch die Länge des Transportes heruntergekommen, — etwa im Nachrückten der Alemannen in die Wohnsitze der Burgunden um die Mitte des fünften Jahrhunderts, mit dem kleinen norischen Arbeitsvieh vertauscht werden konnten; ein für Ackerbau und Viehzucht ungemein günstiger Wechsel.

Paulus Diaconus, ein berühmter Gelehrter, erzählt im 8. Jahrhundert noch von jenem Agurtum (Agordo), einem uralten Viehstapel Noricums als Vermittlungspunkt mit Aquileja (bei Görz) — (Triest). So war die Trivia, der Handelsdreiweg im Pustertal bei Niederdorf, wohl nicht der geringste der Motoren, die zum Zwecke der Förderung des bayerischen Wirtschaftslebens den Bayernherzog Thassilo und einen jedenfalls sachverständigen Großbesitzer „de Kienberg“ veranlaßten, den Hauptmarkt des weißen Produktes vom slawischen Viehhandel behufs der Kreuzung mit einheimischem Braunvieh dadurch an Bayern zu bringen, daß er mit Hilfe der Bischöfe von Freising in dem Ort Inticaloco (um 769) von Inama (Sternegg in Schmollers Forschungen Bd. K., Heft 1, S. 48) eine Abtei zur Christianisierung der Slawen gründete, nämlich das Kloster Innichen im Pustertal, um mittels der Latifundien dieses Stiftes der heimischen Viehzucht einen ausgiebigen Rückhalt und Stapel zu verschaffen. Hier dürfte denn auch die bajuwarische Wiege unseres Pinzgauer Viehes zu suchen sein!

S. 7). In Töll haben wir die faganische „Zenoburg“ und in ihrer Nähe die „Josephsburg“. Ein zweiter faganischer Bischof war Arbo von Freising (765—784), dessen Beiname „Cyrinus“ verrät, daß er aus dem Tschirland im Vintschgau stammt (Staffler, Tirol und Vorarlberg, II. S. 673). Daneben sind weitere drei Bischöfe aus dem Isengau gebürtig: Andreas von Vicenza (Meichelbeck, a. a. O., Nr. 298, 369, 441; Hundt, Urkd. d. Bist. Freising a. d. Karolingerzeit S. 60—61), Francho von Vicenza (Meichelbeck, Nr. 192, 370, 441; Hundt, a. a. O., S. 61) und insbesondere der Erzbischof von Salzburg, Arn. (806—610). Arn war aus der Nähe von Dorfen gebürtig (Brev. Not. XXIII, 1). Auch im Chiemgau saßen die Faganen. Die Brev. Not. XXIII, 1, bezeugen Graman. An einen Gra-

Warum diese Rasse eigentlich Pinzgauer heißt, ist keine Streitfrage, weil diese Rasse weit über den Pinzgau und Banngau (Pongau) hinaus in das Kitzbühler, Tiroler und bayerische Gebiet hineinragt, nach dem Westen in den Chiemgau, an den Chiemsee und darüber hinaus, kurz — weit über den Rupert- und Chiemgau, immer ihre Stammeszeichen mit sich führend und überhaupt eine staunenswerte Konstanz unter allen Verhältnissen entwickelte. — Auch erinnert sie mit aller Deutlichkeit an die ursprüngliche bayerische agilolfingische Alpenheimat, wo eigentlich rationelle Stammzucht getrieben wurde, wie die ältesten Weisthümer des Volkes dies fast überzeugend erkennen lassen.

Sind aber die Pinzgauer Rinder bajuwarischer Abkunft, so sind die Oberinntaler ganz sicher romanischer Abstammung; eine Folge der Verbreitung der Rhätier und der Römer, der jahrhundertelangen Beherrscher und Unterdrücker der Rhätier. — Pinzgauer Vieh ist ein geschlossener Stamm mit sehr edlen Eigenschaften, hat aber auch seine Familienfehler. — Hiezu gehört schlechteres Fleisch mit wenig Fett durchwachsen, scharfer Stock und Leere in den Extremitäten. — Diese Fehler sind bei manchen besseren Rassen abgemindert, schlagen fast überall durch, dagegen macht sie die große Milchergiebigkeit, Genügsamkeit in Futter, schneller, munterer Gang im Zuge zu einer der wertvollsten Rinderrassen Mitteleuropas, die größere Beachtung verdient als ihr bisher geschenkt wurde. — Im Preis standen sie vor dem Jahre 1900 viel niedriger als die scheckigen und braunen Rinder.

Innichen (Cella Inticensis) im Pustertal, Diözese Brixen (Bressanone), gegründet von Herzog Thassilo III. v. Bayern — um d. Jahr 769 — in honorem S. Apostoli Petri et Candidi Martyr.; auf dem Boden des 610 von den

man erinnert auch der Ort Gramansöd (heute Kronsöd bei Dorfen) und ein Ort Gramanndorf (heute Gronsdorf b. Trudering).

Es ist immerhin auffällig, daß uns eine Menge Orte aus dem Gebiet zwischen Isar und Inn als Faganensitze urkundlich bezeugt sind, die alle nördlich des Einzugsgebiets der Mangfall liegen, während uns aus dem Mangfallgebiet selbst kein faganisches Besitztum überliefert ist. Es bedarf deshalb noch eingehender Forschung und nüchterner kritischer Würdigung aller jener in der geschichtlichen wie heimatkundlichen Literatur stark vertretenen Auffassungen, welche das Vagen an der Mangfall ohne Anbieten von Beweisen mit den Faganen in Verbindung bringen und es gar als Stammsitz dieses baiwarischen Grafengeschlechts betrachten.

Slawen zerstörten römischen Aguntum — zum Zweck der Slawenmission und von Scharnitz (bei Mittenwald) aus besiedelt — gilt somit als Freisinger bzw. Scharnitzer Filiationkloster. Erster Abt zu Innichen ist Atto, — er erwarb (für Innichen) großen Besitz im Pustertal in Kärnten bis Venetien. — Abt Atto kam 784 von Innichen nach Freising als Bischof. — Von Scharnitz kamen die Mönche nach Innichen. — Es besitzt eine romanische Stiftskirche aus dem 13. Jahrhundert; die Basilika ist kreuzförmig, die dabei liegende Hl. Grabkapelle ist aus dem 17. Jahrhundert. Das ursprüngliche Stift wurde von Pippin aus politischen Gründen an Salzburg überwiesen, jedoch 816 von Ludwig dem Frommen an das Freisinger Bischofskloster zurückgegeben. — Im Jahr 1141 ist es von Bischof Otto I. von Freising in ein Kollegiatstift umgewandelt. Seit dem 13. Jahrhundert war es Sitz eines Freisinger Kastenamtes und Mittelpunkt der Hofmark Innichen bis zur Säkularisation. — Die Benedikt. waren im Jahre 769 von Scharnitz (Solitudo Scarantensis) a. d. tirol.-bayer. Grenze bei Mittenwald, dem ehem. Ben.-Stift, gegründet v. Huosier Reginbert (Juni 763) auf Bitten des Herzogs Tassilo nach Innichen gekommen. Sie verwalteten das Geschenk im Pustertal einige Jahrhunderte und sorgten für gesundes, gutes Milchvieh bis ins Salzburger Land, bis in den Ruperti- und Chiemgau. — Um 1690 kommen in das seit 1141 in ein Kollegiatstift umgewandelte Kloster Innichen Franziskaner-Patres. — Um 1772 feierte man die 1000-Jahr-Bestehung des Thassilo-Klosters im Pustertal. Vom Chiemgau mögen viele dorthin gekommen sein, um sich dieses Kloster und auch die bekannten Muster-Viehställe ringsum und die Almen anzusehen. Im Staatsgut auf Herrenchiemsee finden die Bauern das gleiche braune Vieh wie in den Bergbauernställen im Pustertal, in Innichen, Lienz, in Osttirol usw. So hat sich also Thassilos Viehstapelstelle des Klosters Innichen bis jetzt — 1954 — gut bewährt!

Ein Nachtrag zu Paulus Diaconus: Er ist Geschichtsschreiber der Langobarden, Mitglied O.S.B., ein Sohn Warnefrieds, geb. um das Jahr 720 aus lombardischer Familie, in Friaul begütert, im Adelsstand. Paulus Diaconus starb wahrscheinlich am 13. April 799.

Er ist in seiner Jugend und später als Lehrer am lombardischen Königshof, seit 763 am Herzogshof von Benevent, wo er die Römische Geschichte — Eutrops — bearbeitete und aus christlichen Quellen, bis Mitte des 6. Jahrhunderts ergänzte und fortsetzte. — Vor dem Jahr 774 trat er in das Bened.-Kloster S. Pietro di Civate ein, kam von da bald nach Montecassino. 782—786 findet man ihn am Hofe Karls d. Großen im Frankenreich.

P. M. Burger

## Hans Stethaimer

### Zur Erinnerung an den Kirchenbaumeister

An der Südostseite der St.-Martins-Kirche in Landshut ist des großen Meisters Grabdenkmal: eine Sandsteinbüste, in schmaler Nische den „Schmerzensmann“ tragend, von einem Baldachin gekrönt. Ein schlichter, doch unverkennbar bedeutender Kopf mit hoher Stirne und festgeschlossenem, energisch betontem Mund. Die darunter befindliche Inschrift ist zugleich die prägnante Chronik des reichen Schaffens Hans Stethaimers:

Anno dni. 1432 starb hanns  
stainmezz in die laurenty maister der  
Kirchn und czu spital und in  
salczburg cze oting (Neuötting)  
cze strawbing und cze baßbuk (Wasserburg)  
dem got gnadig sey Anet.

Eine Chronik, so sagten wir, und wirklich weiß man sonst nicht allzuviel mehr von Stethaimer, als hier Stein und Inschrift künden. 1360 wird als Geburtsjahr des Meisters angenommen, zu Burghausen ist er geboren.



Wo er nach dem Brauche seiner Zeit gewandert, welche Bauhöfen er besucht, wir können es nur vermuten, soweit sich charakteristische Einflüsse an seinen Werken nachweisen lassen.

1389 tritt „Maister Hans jetzt pawmaister zu sand Martein“ in Landshut als Siegelzeuge

auf; 1406 finden wir seinen Namen in einem Schenkungsbrief, da Herzog Heinrich der Reiche bestätigt, „daß wir maister hannsen dem steinmetz die Zeit maister zu Landshuet zu St. Martin verliehen haben unser Haus gelegen bey St. Martins freithof“. Und eine Urkunde von 1415 berichtet, daß „maister Hanns von burghausen, der steinmetz und werkhmaister deß paws zu St. Martin zu Landshuet dieses Haus kheuflich zu khauffen gegeben der erbarn maistern und dem ganzen handwerk des schneider...“ Dann versiegen die Quellen wieder. Aus dem Jahre 1429 wissen wir, daß laut einer Straubinger Urkunde dem Meister ein herzogliches Jahrgeld ausgesetzt wurde.

Neben der ausgeprägten Hallenanlage sind der durch Weiterführung der Seitenschiffe gebildete Chorumgang, die zwischen die abgesetzten Strebepfeiler eingebauten niederen Kapellen, das Friesband unter dem alle drei Schiffe überdeckenden mächtigen Dach und der von Spitzbogenblenden gegliederte Turm die Kennzeichen und Neuerungen der sicheren, kühnen und ideenreichen Baukunst Stethaimers, die uns immer wieder stärkste Bewunderung abnötigt.

Das größte und machtvollste Denkmal setzte sich Stethaimer mit der St.-Martins-Kirche in Landshut. Mit dem 1392 begonnenen Werk führte er imponierend den gotischen Gedanken in der herben Schlichtheit der Backsteintechnik durch. Nirgends tritt die Kühnheit und Leichtigkeit des Aufbaues so wirkungsvoll, so überwältigend zutage wie hier. Der „wunderhohe“ Turm beherrscht wie wenige seinesgleichen die ganze Stadt, Repräsentant hochgemuten, selbstbewußten Bürgerstolzes und städtischen Machtgefühles, aber auch größten technischen Könnens, das an die modernsten Bauprobleme unserer Zeit heranreicht.

Ziemlich um die gleiche Zeit mit St. Martin entstand die Heiliggeist-Spitalkirche in Landshut (Grundsteinlegung 1407). In ihr sehen wir die vollendet formenreiche Anlage des geschlossenen Raumes, gebildet durch Aufhebung der Scheidung von Langhaus und Presbyterium (Chorumgang).

Auf die Kirche in Burghausen (1353 erbaut), bei der Stethaimer wohl seine Jugendlehre erhielt, deutet sichtlich noch die Karmelitenkirche in Straubing (1387—1430), die 1700 barockisiert wurde. Bezüglich dieses Baues wird die „Vaterschaft“ Stethaimers vielfach angezweifelt.

St. Jakob in Straubing, der zuletzt (1418) begonnene Kirchenbau Hans Stethaimers, zeigt seine Baukunst in ihrer markantesten Ausbildung auf. Nach einem Brand wurde im späten 18. Jahrhundert das Gewölbe tiefer eingesetzt, immer noch aber fesselt den Beschauer die gelöste Höhenschwingung, die prächtige Raumwirkung.

Mancherlei Aehnlichkeit teilt die Neuöttinger Nikolauskirche mit St. Martin in Landshut: die schlanken Pfeiler, die Kapellenbögen und nicht zuletzt den beherrschenden Gesamteindruck über das wie zu Füßen gebreitet Städtel. Der ziervolle schlanke Turm ist vorzüglich proportioniert.

Massig schwer wirkt St. Jakob in Wasserburg, und dieser Eindruck wird durch den stumpfen quadratischen Turm und durch das klobige Dach noch erhöht. Bei St. Nikolaus in Neuötting wie bei St. Jakob in Wasserburg ist uns 1410 als Gründungsjahr überliefert.

In den 20er Jahren des 15. Jahrhunderts baute Stethaimer dann den hochragenden Chor zum niederen romanischen Langhaus der Franziskanerkirche in Salzburg, eine durch malerische Wirkung und stimmungsreichen Innenraum besonders fesselnde Schöpfung.

Eine Fülle von bedeutsamen Werken und Schaffensgeist trug die Landshuter Bauhütte der Spätgotik, die allerdings auch in eine Zeit wirtschaftlicher Hochblüte und politischer Machtstellung unter der Herrschaft der „reichen Herzöge“ von Bayern-Landshut fiel, trugen die Epigonen Stethaimers über die Grenzen des eigenen Landes hinaus. „Stethaimers Kunst hat eine ganz unvergleichliche Baulust in Stadt und Land ausgelöst“ (Dr. Hartig).

An den stattlichen Pfarrkirchen in Erding, Dingolfing, Eggenfelden, Vilsbiburg, Geisenhausen, Frontenhausen und Velden, wie an mancher schlichtschönen Dorfkirche der Heimat begegnet uns der charakteristische Stil dieser Bauhütte, den weithin im altbayerischen Land die kühn aufragenden Türme verkünden, einst der sichtbare Ausdruck starker bürgerlicher Gemeinschaften.

Ludwig Wagner

### *Bildnis einer Magd*

Du bückst nach jeder Nadel dich,  
Kein Schritt ist dir zuviel.  
Die Zeit, die deine Haare blich,  
läßt wenig Raum dem Spiel.  
Du wischst, du kochst, du wäschst, du pflegst,  
sprichst nie von Müh' und Plag'.  
Du siehst gedeihen, was du hegst,  
und weißt nichts vom Ertrag.  
Und seit die Mutter nicht mehr ist,  
trittst auch für sie du ein,  
sorgst um die Kinder dich und bist,  
weil in der Welt man schnell vergißt,  
am Ende doch allein.

Willy Frey.

## „Tschump, der Letzt“

Kaum weichen Schnee und Eis der warmen Lenzessonne, dann läßt sich das junge Volk nicht mehr in der Stube halten. Es drängt hinaus ins Freie; die Schusserzeit beginnt.

Da gibt es keinen Buben mehr, der nicht in jeder Hosentasche ein paar Schusser hätte, und die Schulstube möchte ich kennen, in der in diesen Wochen nicht täglich der Unterricht gestört würde, weil sich halt mit diesen farbigen Rollern, in denen ein unwiderstehlicher Drang zum Laufen liegt, gar so schön unter der Bank spielen läßt. Das Gros aber birgt das übliche Schussersackl mit seinen Raritäten, den schimmernden Metallkugeln und den wie saure Bonbons eingelegten Glasschussern, die um so mehr den gegenseitigen Neid der Buben auslösen, je größer und farbenprächtiger diese Kugeln sind.

Kaum ist die Schule aus, finden sich an den üblichen Schusserplätzen, vor Planken, Mauern und Sandkisten in der Stadt, in trockenen, freien Höfen auf dem Lande, Mädchen und Buben zum sehnsüchtig erwarteten Glücksspiel um die bunten, glänzenden Kugeln ein.

Den Schulranzen noch auf dem Rücken, bohrt der Welker-Christl mit dem Stiefelabsatz in wirbelndem „Dreh“ wie ausgezirkelt ein „Kacherl“ in den Boden, putzt mit den Fingern die letzten Unebenheiten aus dem gutgeratenen Erdschüsserl und schreit, die anderen überraschend: „Tschump, der Letzt!“ Damit ist er bei Beginn des Spiels unbestritten letzter Spieler, was für ihn einen kleinen Vorteil bedeutet; denn beim „Leiserls“, wie die Münchener Buben diese Spielart heißen, muß der Lauf der Schusser in das Kacherl gelenkt werden und da gibt der Ueberblick über die Placierung der gegnerischen Kugeln die Möglichkeit, beim letzten Ansetzen den einen oder anderen der eigenen Schusser weiter hinauszuerwerfen und so auf listige Weise dem etwa sieghaften Gegner die Beute abzugeben, wie der weitere Verlauf des Spiels ersehen läßt.

„Wos werf ma denn?“ fragt der Weigl-Gustl.

„A, tean ma an Sechser!“ antwortet der Müller-Edi, worauf jeder der angetretenen Buben sechs Schusser herrichtet.

„Also, na fang i o“, sagt der Bernhardl, zieht mit einem Steckerl etwa zwei Meter vor dem Kacherl einen Strich am Boden, stellt sich an, zielt und bringt drei hinein. Die nimmt er sich gleich wieder heraus, die anderen Schusser aber bleiben liegen.

„Geh weg, jetzt kimm i!“ ruft der Killer und wirft mit umständlichem Schwung seine Schusser daneben.

„So ist recht!“ dableckt ihn der Müller-Edi,

solche brauchat ma mehra, na war unsa Sackl bald voll!“

Die anderen Buben versuchen hierauf ebenfalls mit mehr oder weniger Geschick ihr Glück. Der Weigl-Gustl, dem es gelungen ist, die meisten Schusser ins Kacherl zu lancieren, darf nun den Anfang machen und versuchen, die außerhalb der Vertiefung liegenden Schusser durch einen Ruck mit dem gekrümmten Zeigefinger ins Ziel zu bringen. Diese Uebung kann er so lange fortsetzen, bis er fehlt. Die ins Kacherl geschobenen Schusser sind sein Eigentum. Zur Erschwerung des Spiels bestimmen jeweils die Buben die Reihenfolge, in der die Schusser in die Vertiefung gerollt werden müssen. Entfernung, Buckel und Hindernisse werden dabei mit sicherem Blick abgeschätzt; aufmerksam verfolgen die Buben den Lauf der Kugeln und warten auf die Gelegenheit, bis der Gustl patzt.

Schon ist es ihm gelungen, einige weit abseits liegende Schusser dem Ziel zuzuführen. Die anderen Buben bangen schon um ihren Einsatz. Da fehlt er. Nun versucht der Müller-Edi, der nach ihm an der Reihe ist, weil er beim Werfen die nächsthöhere Zahl an Schussern ins Kacherl brachte, sein Glück mit Zauberspuk. „Hex, Hex übers Loch!“ schreit er und macht mit der Hand sein „Griwes, Grawes“ über den vom Gustl angerollten Schussern.

„Des guit net“, sucht der Gustl einzuwenden. Während er sich aber mit den anderen abstreitet, bahnt der Edi langsam und vorsichtig jedem Schusser vorher mit seiner Wintermütze einen sauberen Weg, um ja nicht zu fehlen. Er holt sich mit Geschick den Löwenanteil, nur mehr wenige Schusser bleiben dem dritten Spieler, die anderen gehen leer aus.

Nun kann das Spiel von neuem beginnen. Höher geht der Einsatz, das Glück wechselt zwar, doch schließlich siegt die Geschicklichkeit. Nicht lange, dann geben es einige Buben schon billiger, bis das übliche Borgen verrät, daß der eine oder andere „gschnarrt“ ist, d. h. sämtliche Schusser verloren hat.

Der Möglichkeiten des Schusserspiels gibt es viele: So z. B. das Anprellerts, bei dem die Kugeln an einer Holzwand anprellend, ihr Ziel indirekt suchen müssen. Auch hier findet nebenbei das Kacherl Verwendung. Wer in das Loch trifft, erhält von den anderen Spielern den vereinbarten Gewinn. Belieb ist ferner das „Langaus“, bei dem es darauf ankommt, dem jeweils vorausgeeilten Schusser so nahe zu kommen, daß man ihn mit der Fingerspanne erreichen kann oder gleich gar „speckt“, d. h. anstößt, was gewöhnlich den doppelten Gewinn verspricht.

Je schmutziger die Straße, desto lieber huldigen die Kinder diesem Spiel. Es ist so recht geeignet, den Heimweg von der Schule zu verkürzen. Aufregend wird das „Langaus“ dann, wenn es im Rinnsstein gespielt wird; denn da droht der schwarze Schlund des Kanalablaufs, der Schusserfresser. Schließlich darf auch das „Raterls“ nicht vergessen werden, ein Spiel, bei dem man, wie der Name schon sagt, erraten muß, wie viele Schusser der „Bankhalter“ in der Hand hält. Wer richtig ratet, bekommt vom Gegner die ganze Zahl, wer falsch rät, bezahlt die Differenz.

Es gibt keine bessere Gelegenheit für Erwachsende, Charakter und Veranlagung der Kinder zu studieren als beim Schussern. Hier zeigt sich der Gewinnsüchtige, der Schusserhamsterer, von den Kleinen als „Schusserjud“ bezeichnet, da offenbart sich der ungeschickte, linkische Träumer, dessen Schusserackerl immer mehr zusammenschwindet, weil er den anderen nicht gewachsen ist, da sieht man den ernststen, aufrichtigen Jungen, dem es um einen ehrlichen Erfolg geht und der jeglicher Uebervorteilung abhold ist, da ist der freche Gassenbub, der im letzten Augenblick alle Schusser durcheinandertreibt, um einer in Aussicht stehenden Niederlage zu entgehen.

In Bayern wird kaum eine Gegend zu finden sein, in der dieses Lieblingsspiel der Kinder im Frühling nicht heimisch wäre. Nur ist es unter den verschiedensten Namen bekannt. So sagt man in Schwaben Kluckern, in der Gegend von Starnberg, bis weit in das Gebirge hinein überwiegt die Bezeichnung „Schiasser oder Schiassakugl“, zwischen Paar und Amper herrscht der Ausdruck „Stoanln“, im Ilmland „riegeln“ die Kinder ihre „Schuisser“ und in Niederbayern freuen sie sich auf das „Obalan“ oder „Arwen“.

## Sonderbare Justiz

War vor Einführung des jetzigen Gerichtswesens jemand im Herrschaftsbereich Aschau oder Wildenwart eines Verbrechens angeklagt, so wurde er in P r i e n abgeurteilt, und zwar von zwei Richtern der beiden Bezirke. Erkannten nun die beiden Hinrichtung durch den Strang, so durfte er nicht in Prien gehängt werden, sondern mußte zwei Stunden weit bis zur Gerichtsgrenze „gen Teisenham bei Antwort“ gebracht und dem zuständigen Landrichter von Kling (Ruine bei Schonstätt) ausgeliefert werden. Dort wurde er mit einem Seidenfaden an die Grenzsäule gebunden. War von Kling niemand zur Stelle, weder der Landrichter noch sein Stellvertreter, so ritten die beiden Richter mit ihren Gerichtsdienern wieder heim; sie hatten der Form genügt. Ob der Delinquent den Seiden-

faden zerriß und sich aus dem Staube machte oder nicht, ging die Priener nichts mehr an.

Aehnlich handelte man in Frauenchiemsee, wo der Klosterrichter Recht sprach. Kam es zu einem Todesurteil, fuhr man den Delinquenten über den See nach Gstadt. Dort mußte der Klosterrichter mit seinen Leuten und dem Todeskandidaten in den See hineinreiten, bis ihnen das Wasser an den Sattel reichte. Kam der Landrichter aus irgend einem Grunde nicht, der das Urteil zu vollstrecken hatte, so setzte man den Delinquenten in ein „lediges Schiff“ ohne Ruder und ließ ihn im See forttreiben, wohin, konnte dem Richter gleich bleiben: er hatte das Seine getan.

Ed. Stemplinger

## Die Chronik

1400: Ueber den Umfang des Gerichtes Kling heißt es 1400: „Alles Land am rechten Innufer unterhalb Rosenheim bis hinab nach Mittergars, östlich bis Waldhausen, Schnaitsee, Obing, Seon, Chiemsee, Sachrang, Hub, Hohenaschau, Fraßdorf, Bernau.“ — Damals mußte der Pfleger von Kling acht Pferde halten und jedes Jahr erklären, ob er die Pflege weiterführen wolle.

Chronik Kirmayer

1415, 6. Juli: Johannes Hus wird auf dem Konzil zu Konstanz verbrannt, obwohl ihm Kaiser Sigismund Freigeleite zugesichert hatte. Seine von Deutschenhaß getriebenen Anhänger brachten 1419 bis 1434 durch Brand, Mord und Raubzüge Schrecken und Elend über die Böhmen benachbarten deutschen Gebiete. — Magister Hus hatte u. a. den Papst als Kirchenoberhaupt verworfen, den Abendmahlkelch verlangt, die Bibel als einzigen Glaubensquell bezeichnet und gelehrt, kein Mensch dürfe im Zustand der Todsünde weltlicher oder geistlicher Herr sein.

Chronik Kirmayer

1431. Ulrich von Pinzenau erhält als Erbe seines Vaters Ludwig zu Wildenholzen, Kemat, Zinneberg und Katzbach (bei Ramerberg) die letztgenannte Burg, die er mit seiner Hausfrau Christine von Nußdorf bezieht. — Sein Sohn und Nachfolger auf der Burg K a t z b a c h, Gambert von Pinzenau, hatte große Liebe zu Margret Volger, der schönen Dirn auf dem Maierhof, die ihm fünf Mädels und einen Buben schenkte. Im Sterben ehelichte er die Geliebte. Er ruht in der Kirche zu Rott.

Chronik Kirmayer

---

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühl Dorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1954

April

Nummer 4

## Landschaftsgebundenes Bauen

Die Vielfalt im Bild unserer deutschen Heimat ist nicht nur eine Folge der Verschiedenheit der natürlichen Landschaftsformen, sie hat ihren Grund nicht zuletzt in der Verschiedenheit der landschaftsgebundenen Bauweisen. Wir sprechen nicht mit Unrecht vom baulichen Gesicht einer Landschaft, in dem ihre Eigenart genau so zum Ausdruck kommt wie etwa in der Mundart der Bevölkerung. Ohne diese Vielfalt im baulichen Ausdruck wäre Deutschland kaum zu einem bevorzugten Reiseland geworden; in dem Zusammenklang zwischen natürlicher Landschaft und der dieser Landschaft jeweils eigenen Art der baulichen Gestaltung beruht der Reiz, der bei den Einheimischen das Heimatgefühl weckt und der die Fremden zum Kennenlernen der verschiedenen Landschaften veranlaßt.

In früheren Zeiten haben alle Baumeister landschaftsgebunden gebaut. Auch fremde Meister — denken wir nur an die zahlreichen italienischen Meisternamen im altbayerischen Bauschaffen der Barockzeit — konnten und wollten sich dem Einfluß der Landschaft nicht entziehen. Nie stehen ihre Werke als Fremdkörper zwischen den Bauten der einheimischen Bauleute. In den letzten hundert Jahren wurde das freilich anders. Mit der Aufhebung der Zünfte riß die jahrhundertalte heimische Bauüberlieferung ab. Gewiß war auch in früheren Zeiten das Bauen keine unveränderliche Norm, es unterlag wie alles Lebendige einem steten Wandel. Aber diese Entwicklung ging langsam und folgerichtig vor sich; das Neue fügte sich dem Alten immer sinnvoll und harmonisch ein.

Etwa von 1850 ab kam es zu einer völligen

Umwälzung: Was nicht „von weit her“ war, galt mit einem Male nichts mehr. Sinnlos, ja sinnwidrig holte man alle möglichen Bauformen zusammen, die irgendwo unter ganz anderen Voraussetzungen entstanden waren. Städtische Baugewohnheiten, die nur in der Stadt ihre Berechtigung hatten, übertrug man aus Stumpfsinn oder falscher Großmannsucht aufs Land, wo sie nicht nur unzweckmäßig sind, sondern auch das Orts- und Landschaftsbild stören. Wir kennen alle diese unerfreulichen Gebilde mit hohem Sockel, viel zu hohen Stockwerken, städtischen Fensterformaten und verzipfelten Dachformen, die in schärfstem Gegensatz zu den ruhigen, gelagerten Baukörpern echter alter Gebäude stehen.

Erfreulicherweise hat man gerade bei uns in Bayern frühzeitig erkannt, welche Gefahr diese Art des Bauens für das Heimatbild bedeutet. Mochte ein einzelner häßlicher Neubau nur seine nächste Umgebung beeinträchtigen, so mußte eine Häufung solcher Bauten zu einer empfindlichen Störung des ganzen Orts- und Landschaftsbildes führen. Der Ruf des Heimatschutzes nach landschaftsgemäßigem Bauen fand besonders im bayerischen Hochland starken Widerhall; in kaum einer anderen Landschaft wird heute von der Bevölkerung selbst so nachdrücklich gefordert, daß sich Neubauten der bodenständigen Bauweise anpassen sollen.

Man könnte nun meinen, damit sei wieder alles in bester Ordnung. Leider ist das aber ganz und gar nicht der Fall. Die Forderung „haltet euch bei Neubauten an die bewährten heimischen Vorbilder“, ist leicht auszusprechen, aber oft nur schwer in wirklich ehrlicher

und einwandfreier Weise zu befolgen. Wir dürfen nicht übersehen, daß die heutigen Bauaufgaben häufig, wenn nicht in den meisten Fällen ganz andere sind als die in früheren Jahrhunderten und daß das Einfügen eines Neubaus nicht in der Nachbildung irgendwelcher alten Formen bestehen kann.

Oberbayern war bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein reines Bauernland. Auf dem Land und selbst in den kleineren Märkten gab es überwiegend nur ausgesprochen bäuerliche Bauten. Nichtbäuerliche Bauten — sogenannte „Herrenbauten“ wie Schlösser, Pfarrhöfe usw. auf der einen, kleine Siedlerhäuschen auf der anderen Seite — standen nur vereinzelt zwischen oder neben den großen Bauernhäusern mit ihren flachgeneigten, vorspringenden Dächern. Heute sind nichtbäuerliche Wohn- und Geschäftshäuser sowie Landhäuser und Siedlerhäuser gegenüber den Bauernhäusern vielfach schon in der Ueberzahl. Solche Gebäude besitzen aber ganz andere Abmessungen und damit auch ganz andere Baukörper als die alten Bauernhäuser.

Man kann rein bäuerliche Bauformen, auch wenn sie sich an Bauernhäusern noch so gut ausnehmen, nicht einfach auf andere, nichtbäuerliche Bauaufgaben übertragen. Die alten Bauernhäuser sind bei sehr geringer Stockwerkshöhe 12 bis 14 m breit und 30 bis 40 m lang; ein neues Siedlerhaus hat dagegen meist weniger als 8 auf 10 m Grundfläche und auch ein Mehrfamilienhaus ist selten breiter als 10 m; obendrein sind die Stockwerke von Neubauten merklich höher als die der alten Bauernhäuser. Dadurch ergeben sich völlig andere Baukörper. Was bei den großen Baukörpern der Bauernhäuser im richtigen Verhältnis steht, muß, wenn es willkürlich auf Bauten mit kleineren Abmessungen übertragen wird, zu den übelsten Mißbildungen führen. Das gilt besonders von den weit überstehenden, flach geneigten Dächern und den umlaufenden Balkonen des oberbayerischen Bauernhauses, die an kleinen Gebäuden immer sehr ungünstig wirken. Ebenso wenig lassen sich übrigens solche Formen auf wesentlich größere und vor allem höhere nichtbäuerliche Bauaufgaben übertragen.

Am meisten macht der Baupflege in Oberbayern die Frage der Dachform zu schaffen. Viele Leute halten das weit überstehende Dach für die allein seligmachende Dachform Oberbayerns. Die weit überstehenden Dächer der echten Bauernhäuser sind erstens sehr flach — nie über 25 bis 27 Grad geneigt — und finden sich zweitens, wie schon gesagt, fast nur an großen, gelagerten Baukörpern. Steiler geneigte Dächer mit Ueberstand stammen durchweg aus der Zeit der Bauerwildderung in den letzten 80 Jahren. Die alten Bau- und Zimmermeister hatten ein sicheres Gefühl dafür, daß sich diese Dachform an klei-

neren, aber auch an höheren Baukörpern sehr schlecht ausnimmt. Darum setzten sie sowohl den „Herrenbauten“ wie auch den bäuerlichen Kleinbauten (kleinen Siedler- oder Austragshäusern, Waschküchen, Backöfen usw.) steile Dächer ohne Dachüberstand oder mit ganz knapp bemessenen Dachüberstand auf. Entgegen einer weit verbreiteten Meinung sind solche Steildächer auch in Südbayern seit Hunderten von Jahren heimisch; es handelt sich dabei also keineswegs, wie oft behauptet wird, um eine „landfremde“ (fränkische, schwäbische oder gar „preußische“) Dachform. Dieses Steildach (das man bei oberbayerischen Wohnbauten und Siedlerhäusern allerdings nicht steiler als 47 Grad machen sollte) ist im Gegenteil das echte, bajuwarische Dach, das die Bajuwaren schon bei ihrer Einwanderung im 6. Jahrhundert mit ins Land gebracht haben. Das flachgeneigte, weit überstehende (früher mit Legschindeln gedeckte) Dach war schon vorher da und wurde von den Bayern teilweise übernommen. Beide Dacharten sind also in Oberbayern seit mehr als 1400 Jahren bodenständig. Man muß nur die Augen richtig aufmachen und man wird eine ganze Menge solcher Steildachbauten aus alter Zeit bei uns entdecken.

Es ist ein großer Irrtum zu glauben, man brauche einem Neubau nur ein weit vorspringendes Pfettendach überzustülpen, dann passe es ganz von selber gut ins heimische Orts- und Landschaftsbild. Das kann höchstens dann gut gehen, wenn die Abmessungen des Baukörpers wenigstens annähernd denen der alten bäuerlichen Bauten entsprechen. Bei kleineren und höheren Bauten sieht ein solches überstehendes Dach fast immer wie ein viel zu großer Hut aus, besonders wenn die Dachneigung steiler ist als 27 Grad. Das ist genau so, als wenn ein kleiner Bub den Hut seines Vaters aufsetzt, der ihm dann tief ins Gesicht rutscht.

Das wirklich Wesentliche im bodenständigen Bauen Altbayerns zeigt sich in anderen Dingen. Das Wesen des echten Altbayerns ist vor allem ruhig und geradlinig; es steht damit in ausgesprochenem Gegensatz zu dem Gaudiburschentum, das in schlechten sogenannten „Volksstücken“ zur Belustigung der Fremden als „bayerische Eigenart“ hingestellt wird und das den Oberbayern zu einem jodelnden Deppen verzerrt. Echte altbayerische Bauten haben immer einen klaren, geschlossenen Baukörper mit ruhigen Wandflächen, in denen die Fenster fast bündig mit dem Außenputz und nicht wie bei vielen Neubauten um einen halben Stein hinter der Außenflucht sitzen. Darauf kommt es mehr an als auf die Dachform, wenn ein Neubau bodenständig wirken soll.

Schluß also mit dem so beliebten Zerstückeln der Baukörper durch An- und Ausbauten aller Art! Ein oberbayerisches Haus ist kein

# Wasserburg vor 100 Jahren

(Fortsetzung)

Mein gewöhnlicher alltäglicher Lebenslauf ist hier in Wasserburg noch viel einförmiger und gleichmäßiger, als er in München war. Morgens um 7 oder halb 8 Uhr Lever — wenn Tags vorher besonders lang gekneipt wurde wird es insbesondere an Sonn- und Feiertagen hin und wieder auch 8 oder halb 9 Uhr. Aus dem Bett, ist das Erste, daß ich mein Kaffeefeuer anschüre und meinen Kaffee über's Kaßrol stelle. Ich hab's mit dem Kaffee in der Weise abgemacht, daß er zu sieden und die Kanne zu rauchen anfängt, wenn ich gerade mit meiner Wascherei i. e. mit der naßen Toilette fertig bin; bis dann auch die trockene Toilette fertig ist, ist auch der Kaffee durchgetröpfelt; ich setze mich dann an den Frühstückstisch, nachdem ich vorher den Toilettentisch, von welchem ich oben das Conterfey geliefert mit dem Vorhang verhüllt habe, und nehme in aller Ruhe mein Frühstück, bestehend in 1 Tasse Kaffee — aber bis an den Rand gefüllt — in einer Kreuzersemmel und einem Glas frischen Wassers zu mir; zum letzten Drittel der Tasse wird eine Cigarre angesteckt, und mit dieser verfüge ich mich um 8 oder halb 9 Uhr auf mein Bureau. Habe ich eine öffentliche Sitzung, so arbeite ich auf dem Bureau bis 12 Uhr. Um 12 Uhr

Käslaub, aus dem man nach Belieben Stücke heraus schneiden kann. Schluß auch mit aller falschen Romantik, mag sie noch so gut gemeint sein! Motive des Bauernhauses, wie zum Beispiel das Bundwerk von Städeln, der umlaufende Balkon, der Inntaler Eckerker, gehören nicht an Neubauten anderer Zweckbestimmung und ganz anderer Abmessungen. Nur zu leicht werden sie zu einer üblen Maskerade, die im Augenblick vielleicht „interessant“ sein mag, auf die Dauer jedoch lächerlich wirkt. Diese kitschige „Lederhosenarchitektur“ ist der schlimmste Feind echten bodenständigen und landschaftsgebundenen Bauens.

Schließlich gibt es neuzeitliche Bauaufgaben, für die sich überhaupt keine bodenständigen alten Vorbilder finden lassen. Hier wäre es erst verkehrt, auf Formen oder Motive früherer Zeiten zurückzugreifen. Eine Fabrik ist nun einmal kein Bauernhaus, ein Trafoturmchen kein Kirchturm und ein Lichtspieltheater keine Bauernscheune. Auch ein mit neuzeitlichen Mitteln gestaltetes Bauwerk kann sich gut in das Heimatbild einfügen, wenn dabei der rechte Takt gewahrt und nicht irgendeine Aeußerlichkeit, sondern das Wesentliche des bayerisch-alpenländischen Baugesichts aufgegriffen wird.

Karl Erdmannsdorffer

verfüge ich mich auf die Post, wo ich in großer Gesellschaft von Rechtspraktikanten, Concipienten, Schreibern u. a. ledige Herrn alle Tage mein Mittagsmahl einnehme. Nach dem Mittagessen wird, da hier weder in der Stadt selbst, noch in der näheren Umgebung derselben Kaffeehäuser existieren, der Verdauungskaffee auf der Post getrunken und wenn das Wetter schön um so 1 oder halb 2 Uhr der Nachmittagsspaziergang gemacht bis 3 Uhr, wenn das Wetter schlecht wird in der Regel eine Partie Schach gespielt. Um 3 Uhr heißt es wieder Bureau-Sitzen, wo ich dann wieder arbeite bis 7 oder manchmal 8 Uhr abends. Dann geht es wieder auf die Post, um zu Abend zu essen und der Rest des Abends bis 11 Uhr wird dann sehr verschiedenen entweder auf der Post selbst, oder in einem anderen Wirthshäusl, oder auch zu Hause zugebracht. So geht es einen Werktag, wie den andern mit der einzigen Ausnahme, daß ich, wenn ich in öffentlicher Sitzung fungiren muß, oft auch erst um 1 oder 2 Uhr zum Mittagessen komme. An den Sonntagen pflege ich nur den Vormittag auf dem Bureau zuzubringen und die Nachmittage so viel als möglich zu Spatziergängen und Ausflügen zu benützen. Sonstige gesellige Vergnügungen bietet Wasserburg ohnehin nur äußerst wenig dar. Das Wasserburger Publikum ist ein vorwiegend biertrinkendes und so kommt es denn, daß am Ende alle Vergnügungen aufs Biertrinken und was damit zusammen hängt hinausgehen. Die verheirateten Mitglieder des hiesigen Gerichtshofes pflegen schon um 5 Uhr Abends in's Wirthshaus zu gehen, von wo sie, die einen um 7, die andern um 8 Uhr wieder nach Hause gehen, um zu Abend zu essen und dann den Rest des Abends am heimatlichen Heerde im trauten Familienkreise zuzubringen. Daß Jemand, der nicht selbst Familienglied ist, den Abend in einem Familienzirkel zubringe, oder daß man nur gegen Abend noch einen Besuch abstatte, ist hier nicht Sitte. Ich pflege mich, wenn ich Abends nach dem Abendeßen noch Lust zum kneipen verspüre den ledigen Herrn anzuschließen, welche erst um 8 Uhr in's Wirthshaus und erst um 11 Uhr wieder nach Hause gehen. Zur Foerderung der Geselligkeit bestehen hier zwei Gesellschaften. Die Harmonie aus den hiesigen Beamten und sonstigen Honoratioren und deren Familien, und dem gebildeten Bürgerstande bestehend, bietet ein Lesezimmer, ein Billard, Unterhaltungsabende — letztere wöchentlich 2mal — jeden Montag Abend für die Herren allein — jeden Freitag Abend für Herrn und Damen, dann jeden Winter einen Ball und eine Tanzunterhaltung — endlich auch noch eine sehr zahlreiche Bibliothek zum Ausleihen an die Mitglieder. Diese Gesellschaft ist daher wenn sie gleich

z. Zeit nur 36 ordentl. Mitglieder zählt, die Trägerin des geistigen Elementes in Waßerburg. Besonders erwähnenswerth ist hier, daß auf dem Lesetische der Harmonie das einzige Exemplar der allgemeinen Zeitung aufliegt, welcher sich nach Waßerburg verirrt hat. Im Hintergrunde aller dieser Vortheile und Vergnügungen, welche die Harmonie bietet, lauert indeßen für jedes ordentliche Mitglied die Verbindlichkeit zu einem Jahresbeitrage von 5 fl. Ich konnte natürlich der Aufnahme in diese Gesellschaft und zwar qua Beamten als **o r d e n t l i c h e s** Mitglied nicht entgehen. Die zweite Gesellschaft ist die Liedertafel. Wenn Du dießen Namen liest, wirst Du Dir ohne Zweifel eine ausschließlich aus jungen Leuten bestehende Gesellschaft vorstellen, deren Zweck ist den Männerchor-Gesang zu pflegen und sich nebenbey geselligen Erheiterungen hinzugeben, und deren Mitglieder nur Sänger werden könnten. Dem ist indeß doch in concreto nicht so. In Waßerburg unterscheidet die Gesellschaft der Liedertafel vor allem zwei Hauptgattungen von Mitgliedern, nämlich singende resp. gesangsverständige und nicht singende. Die ersteren bilden bey weitem die Mehrzahl, und die Sänger, welche allerdings die Kerntruppe bilden, bestehen nur aus etlichen 15—20 Personen, meist recht gesetzten verheirateten Männern aus dem Bürgerstande, einigen jüngeren Bürgern oder Bürger söhnen und einem Rechtspraktikanten. Unlängst gab die Harmonie einen großen Ball, auf welchem ich auch war, bis 1 Uhr Nachts tanzte, und mich gut unterhielt. Der Ball dauerte bis um halb 5 Uhr und ich wäre wohl auch so lange geblieben, hätte ich nicht am andern Morgen öffentliche Verhandlung gehabt, wozu ich einen klaren Kopf bedurfte. Wie Du siehst verstehen die Waßerburger auch lustig zu seyn, und es steht was so die gewöhnlichen Vergnügungen und Lebensgenüße betrifft, Waßerburg hinter andern Städten gleichen Ranges nicht viel zurück. Eine Waßerburg eigenthümliche Sitte ist die der s. g. Gesellschafts- oder Compagnie-Tage. Es befindet sich nämlich hier eine unverhältnismäßig große Zahl von Bierbräuereien und Wirtshäusern. Jeder dieser Bierbräuereibesitzer beschäftigt nun eine große Anzahl der hiesigen Gewerbsleute. Damit nun keiner dieser Gewerbsleute die Kundschaft der fragl. Bierbräuer verliert, muß jeder bey den Bierbräuern, welche ihm Arbeit geben abwechselungsweise die Woche mindestens 1 mal des Abends einkehren und sein Bier trinken und so hat sich die Sitte gebildet, daß jeder Bierbräuer seinen Tag in der Woche hat, an welchem die Wasserburger Bürger resp. Gewerbsleute bey ihm einkehren und den Abend zubringen müssen. Diese Tage werden Compagnie- oder Gesellschafts-Tage genannt und man pflegt daher hier zu sagen „heute ist Gesellschaftstag bey Gräf

oder bey Pondschab oder Gerbel etc. wie die Bierbrauer gerade heißen. Da nun die betreffenden H. Bierbräuer es gerne sehen, wenn auch die H. Beamten zukehren, einige der letzteren auch durch Familienbände mit diesen Bierpotentaten verknüpft sind, so pflegen sogar die Herrn vom Stadtgericht die Sache so ziemlich mitdurchzumachen und auf die Gesellschaftstage Rücksicht zu nehmen. Wenn also keine Harmonietage sind — Montag und Freitag — so wird in der Regel jeden Abend in einem andern Wirtshäusl gekneipt. Außerdem ist auch schon den ganzen Winter eine wandernde Comödianten-Truppe hier, welche täglich eine und an Sonn- und Feiertagen analog dem Lipperl-Theater in München zwei Vorstellungen gibt, so daß man alle Tage ins Theater gehen kann. Das Theater wird hier komischer Weise eingetrommelt, indem eine viertel Stunde vor Beginn desselben ein Trommler durch die ganze Stadt trommelt zum Zeichen, daß jetzt das Theater angeht. Am ersten Tage meines hiesigen Aufenthalts erschreck ich fast über diesen Trommler, weil ich glaubte, daß es brenne. Ich war erst ein mal im Theater, welches in einem großen Saale einer hiesigen Bierwirtschaft aufgeschlagen ist, konnte mich aber seitdem nicht mehr zu einem zweiten Besuche entschließen. Es geht dabei recht ungeniert zu. Die Herren nehmen ihre Hunde mit, zünden an den Kerzen des Orchesters oder des Souffleurkastens ihre Cigarren an und blasen während der Aufführung die schönsten Tabackwolken gegen die Bühne hin usw. Wenn ich nun noch gemeinschaftliche Nachmittagsspaziergänge erwähne, welche hie und da an Sonntag- oder Feiertag-Nachmittagen in die Umgegend an irgend einen schön gelegenen Ort gemacht werden, welche übrigens im Sommer von den Keller-Vergnügungen so ziemlich verdrängt und überstrahlt werden sollen, so glaube ich so ziemlich Alles angeführt zu haben, was hier die Würze des geselligen Zusammenlebens bildet.

(Fortsetzung folgt)

## Die Chronik

1418, November. Im Nachgang des Konzils in Konstanz wendete sich eine Synode zu Salzburg unter anderem gegen die unehrbaren und kostspieligen Moden weiblicher Tracht und beschloß eine Mahnung an die Männer, solchen Unfug in ihren Familien abzustellen, widerspenstige Frauenspersonen aber von der heiligen Kommunion auszuschließen.

Chronik Kirmayer

1649. Als Sohn des Klosterbräumeisters zu Rott am Inn wurde 1649 der Maler Georg Asam geboren.

(Chronik Dempf/Kirmayer)

## Der Bildhauer Michael Zürn

Michael Zürn der Jüngere, Sohn des Bildhauers David Zürn, des Mitgestalters der herrlichen Barockkanzel in der Wasserburger St.-Jakobs-Kirche, stand im Mittelpunkt eines von Dr. Decker, Kunsthistoriker, St. Konrad ob Gmunden, kürzlich im Wasserburger Heimatverein gehaltenen Vortrags. Dr. Decker hatte die Liebenswürdigkeit, uns eine Abhandlung über den berühmten Wasserburger Sohn zur Verfügung zu stellen, die wir auszugsweise zum Abdruck bringen. Die Redaktion.

Wie ein von Wolken überschatteter Felsberg in übersonnener Landschaft, wie eine verkämpfte Wettertanne zwischen jungem Grün steht inmitten der triumphierenden barocken Welt die Künstlergestalt Michael Zürns. Sie ist ergreifend und doch fast vergessen, von tiefster Eigenart, aber bis vor kurzem in ihren Werken noch nicht erkannt, schöpferisch und ohne Nachfolge, einst unzeitgemäß und doch ein Künster der Zukunft, Epigone und Bahnbrecher zugleich, in seiner Umwelt befremdend und doch eine geistesgeschichtliche Notwendigkeit, nämlich die tiefe und schöpferische Antithese des barocken Geistes. Wir verstehen Zürns Persönlichkeit erst ganz, wenn wir sie mit den Künstlern seiner Zeit und Umgebung, mit Jakob Gerolt in Salzburg, Thomas Schwanthaler in Ried, Marian Rittinger in Garsten und dem jungen Meinrad Guggenbichler in Mondsee vergleichen. Alle diese Bildhauer waren Handwerker in dem adeligsten und besten, im ursprünglichen und mittelalterlichen Sinne. Sie arbeiteten in ländlicher Abgeschlossenheit, bedachtsam und ruhig. Wohl waren sie weitgereist und welt erfahren und auch in der Ferne berühmt; doch sie schufen in ruhigem Gleichmaß, ohne über Probleme zu grübeln, meisterhaft, aber ohne Künstlerallüren. Sie gehörten ganz dem Volke an, dessen seelische Anliegen sie in ihren Werken verewigten.

Michael Zürn wurde anders: Künstler im modernen Sinne. Als Sproß einer aus Waldsee in Schwaben stammenden Künstlerfamilie, von deren Haupt, Jörg Zürn, z. B. der Hochaltar im Münster von Ueberlingen stammt, wurde Michael 1654 in Wasserburg am Inn als Sohn des Bildhauers David Zürn geboren und in der väterlichen Werkstatt als Steinbildhauer und nebenbei als Schnitzer geschult. Lernbegierde und das unrastrvolle Blut seiner Familie trieben ihn nach Italien. Aus spärlichen Urkunden und an Hand der Werke, die er später nördlich der Alpen schuf, können wir seinen Werdegang rekonstruieren. In Florenz fesselten den jungen Mann Michelangelos Bildwerke der Capella Medicea mit dem Reiz der aus dem Stein sich losringenden, erst unter dem Blick des Beschauers geistig sich vollendenden Form. In Rom schulten ihn ebensowohl die Weite der Welt als die Werke der eben sich entfaltenden

Kunst Berninis und das Kunsterbe der Vergangenheit, namentlich des antiken Barock und die Bildniskunst der flavischen Zeit. Ueber Venedig, dessen weich empfindsame Plastik ihm viel gab, kehrte Zürn über die Alpen zurück, er brachte mit sich eine südlich freie ideale Formenwelt und verströmte sich in Werken, die auf Heimatboden fremd und utopisch erschienen, bis ihn ein jäher Sturz aus seinem Traumhimmel riß: 1672 bis 1680 arbeitete er in der mährischen Bischofsstadt Olmütz anfangs als Helfer seiner dort ansässigen Verwandten, dann in Wettbewerb mit ihnen, bis man ihn, den Zugereisten, vertrieb. 1681 fand er eine neue Heimat im Freisitz Mühlwang bei Gmunden, von wo aus er durch zehn Jahre mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit das reiche barocke Schaffen Oberösterreichs führte.

Er, der wie kaum ein anderer zu monumentaler Gestaltung berufen war, arbeitete in



Frauenberg  
Skt. Barbara vom Hochaltar  
(M. Zürn d. J. um 1690)

Mühlwang als Hauskünstler des Abtes von Kremsmünster zunächst an Kleinwerken in Elfenbein, übernahm aber bald den Riesenauftrag, an acht neu errichteten Seitenaltären der Stiftskirche 16 überlebensgroße Marmorengel zu gestalten, die kniend und stehend dort das Göttliche verehren und Hauptwerke des deutschen Barock bilden.

Wir erspüren an diesen glutvollen Werken das aussichtslos kühne Unterfangen Zürns, der barocken Ueberschwang mit manieristischen Mitteln gestalten, also unüberbrückbare Gegensätze zusammenzwingen wollte. In der Folge der vier knienden Engel, die er 1683 für Kremsmünster lieferte, hat er im Sinne Michelangelos die Phasen eines dramatisch sich steigernden seelischen Vorganges gestaltet: der erste Kniende windet sich aus der Erstarrung, aus dem Stein, dem er entstammt, empor zum Licht. Tiefes Staunen umspielt seine erst werdenden Züge. Der zweite Engel hat die Gottheit geschaut. Der Erschaffene wendet sich bebend von dem Schöpfer ab, zurück ins Dunkel. Aus seinen offenen Augen blickt das Grauen. Wie halt-suchend fahren seine Armé aus. Der dritte Engel, wohl das beseelteste Menschenbild der barocken Kunst, hat den Blick wieder still vertrauend erhoben. Er läßt seine Seele dem Höchsten entgegenfliegen. Auf seinen Zügen, die von dem reinen Schwung abstrakter Kurven gebildet sind, leuchtet der Glanz des Himmels; es ist, als erhebe er sich zum Fluge. — Der letzte Engel ist nicht mehr von dieser Welt; des höchsten Lebens teilhaftig, strahlt er in Seligkeit. So umschließt diese Gestaltenreihe die tiefsten Empfindungen der Menschenbrust: das Grauen des Menschen vor dem Ewigen und den Aufschwung der Seele empor zu ihm.

Wir sehen aber an diesen vier Knienden noch mehr: Hier zerstören Ausdruck und Bewegung die körperlichen Gebilde, statt sie in barockem Sinne zu höchster Entfaltung zu bringen. Künstler und Werk gleichen einander: In der höchsten Erhebung und Spannung zerbricht die seelische Kraft wie ein über-spannter Bogen.

Diese strömende Bewegung formte auch die um 1683/84 entstandenen vier stehenden Marmorengel Zürns für Kremsmünster: Frei entfalten sie sich im Raume; leidenschaftlich winden sich die Körper, jäh aufbrechende Faltsysteme zerreißen deren Einheit. Doch von Werk zu Werk mäßigt sich diese Glut, die Leidenschaft ebbt ab: Die spätesten dieser „barocken“ Engel greifen nicht mehr energisch aus. Ihre Finger scheinen in den Saiten einer unsichtbaren Harfe zu spielen; ihre Gesichter beginnen zu träumen.

1684 starb dem unbeweibten Künstler seine Mutter, die ihm sein Haus geführt hatte. Gleichzeitig durchsetzt Zürns Schaffen ein jäher Bruch, der die späteren Werke, die wir

„klassizistisch“ nennen müssen, deutlich von den früheren „barocken“ trennt. Zürn erkannte, daß auf der Linie seiner bisherigen Werke ein Weiterschreiten unmöglich sei. Er konnte die eigene Glut nicht mehr bewahren, stand wie vor einem Abgrunde — und wandte sich seitwärts. Seine vor 1684 entstandenen Werke für Kremsmünster, in denen er für unser Urteil die bahnbrechende Vorform des deutschen Rokoko (50 Jahre vor diesem selbst!) geschaffen, in die er sein Blut verströmt hatte, blieben ohne Nachfolge. So



Mattsee  
Kopf des hl. Rochus  
(M. Zürn d. J.)

wurde Michael Zürn d. J. der Bahnbrecher von Rokoko u. Klassizismus; doch müssen wir ihn mit in die Vergangenheit zurückblickenden Augen zugleich einen Epigonen nennen, den letzten Ritter des Manierismus, der schon in seinen Kindertagen als Zeitstil abgewelkt war, doch wie ein unterirdischer Strom unter der Welt des Barocks fortfloß und erst um 1740, lange nach Zürns Tode, wieder als Klassizismus zutage trat. Zürns Kunst steht inmitten der barocken Welt als ein manieristischer Rest wie ein einsamer Turm.

1691 verließ Zürn Gmunden und zog, wie noch unveröffentlichte Ergebnisse bayerischer Lokalforschung beweisen, wieder in seine Heimat, wo er noch 1693 nachweisbar ist, dann

## „Erst in der Mitte des Mai ist der Winter vorbei“

Eine volks- und wetterkundliche Betrachtung zum pünktlichen Regiment der Eisheiligen

„Wenn's Mailüfterl weht, z'geht im Wald drauß' der Schnee“, heißt ein bekanntes Bauernwort. Das kalte Mailüfterl, das sich aber Mitte Mai mit den Eisheiligen einstellt, ist damit sicher nicht gemeint; denn überall sind die Fenster zu und aus den Kaminen rauchts, daß man gleich merkt: „Aha, die Hausfrau fängt nochmal 's Heiz'n an.“ Es ist aber auch allerhand: Von einem Tag auf den anderen so 10 bis 15 Grad Temperatursturz, Durchzug polarer Luftmassen, wie der Wetterbericht dann sagt, eiskalter Wind und das ganze nennt sich — Wonnemonat Mai. Ja, ja, es ist eine alte G'schicht: „Vor Servaz trau an Summa net!“ Und die Bauern haben schon recht, wenn sie sagen: „Vor Nachtfrost bist du sicher nicht, bis daß herein Servatius bricht!“

Nach jahrhundertalter Erfahrungstatsache tritt dieser Witterungsumschlag zwar nicht alle Jahre, aber doch sehr oft und pünktlich ein. Gewöhnlich fällt diese Wetterumkehr bei uns in die Tage vom 12. bis 14. Mai, somit auf Pankratius, Servatius und Bonifatius, weshalb der Volksglaube dieses winterliche Nachexerzieren mit den genannten „strengen Herren“ in Verbindung bringt.

Die Maifröste sind ein Schrecken des Bauern, des Obstgartenbesitzers, und erlöst atmen die Gärtner auf, wenn die Gefahr glücklich vorüber ist. Zerstört ja solcher Kälterückfall mit eisigem Hauch oft die ganze Erntehoffnung eines Jahres.

„Die drei Herren Azius machen oft Gärtnern und Winzern Verdruß.“

Sogar der Schäfer beachtet die Launen der „Gestrongen Herren“ und läßt seinen Schafen noch den Pelz.

aber unseren Augen entschwindet. Irgendwo mag er nach schwerem Leben einsam gestorben sein.

Es gibt für große Kunstwerke, die ihrer Zeit entwachsen, eine von geschichtlichen Gesetzen bestimmte Stunde, in der sie zu wirken beginnen, verstanden werden und in den geistigen Besitz des Volkes eingehen. Diese Stunde ist für Zürn gekommen; wir stehen verehrungsvoll und erschüttert vor seiner einsamen Größe, die in ihrer geschichtlichen Umwelt unverständlich bleibt. Doch reicht Zürns Kunst über die Zeitspanne einer vollen Generation hinweg durch die Vermittlung seiner beiden Schüler Michael Bernhard Mandl, Salzburg, und Michael Josef Höchenwaldt, Melk und Wien, dem Großmeister eines ganz persönlichen, noch barock durchfühltten Klassizismus die Hand; dem Wiener Bildhauer Georg Raphael Donner (1693—1741).

Heinrich Decker

„Wer seine Schafe schert vor Servaz, dem ist die Woll' lieber als das Schaf.“

Die oft zu hörende Bemerkung „Servaz, Pankraz und Bonifaz sind Wein- und Obst-diebe; sie stehlen wie die Spatzen“ bestätigt, daß der Bauer auf die „Eismänner“ nicht gut zu sprechen ist.

In Nordwestdeutschland zählt auch der heilige Mamertus (11. Mai) zu den Eisheiligen. Bei der späteren Untersuchung über die Ursachen der Kälterückschläge wird ohne weiteres klar, warum in Nordwesteuropa die Frostgefahr früher auftritt. Die „Kalte Sophie“ beschließt am 15. Mai die Regierung der Eisheiligen, der Bauer traut aber dem „Landfrieden“ nicht bis zum 25. Mai. Erst St. Urban, der Wetterheilige, schließt für ihn jegliche Frostgefahr aus.

Wie kommt es nun, daß das Volk die genannten Heiligen mit den Maifrösten in Verbindung brachte? Die Tatsache, daß ihre Todestage das eine oder andere Jahr in eine kurze Kälteperiode des an und für sich warmen Monats Mai fallen, kann unmöglich der alleinige Grund für die ihnen beigelegten Attribute als Eisheilige sein. Hier scheint die Legende bestimmenden Einfluß genommen zu haben.

Der hl. Mamertus lebte in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts als Bischof in der französischen Stadt Vienne, die um diese Zeit von Erdbeben und Feuersbrünsten oft heimgesucht wurde. Eine Bußpredigt des gestrengen Kirchenlehrers bewog das Volk zu geloben, alljährlich an den drei Tagen vor Christi Himmelfahrt nach drei außerhalb der Stadt liegenden Kirchen zu wallfahrten. Bald wurden diese Bittgänge auch in anderen katholischen Ländern eingeführt und entwickelten sich zu feierlichen Flurprozessionen, die sich bis heute erhalten haben.

Eine andere Fassung der Mamertuslegende meint, er habe die Flurumgänge an Stelle eines heidnischen Festes eingeführt. Glaubhaft erscheint diese Deutung dadurch, daß tatsächlich früher in Frankreich im Mittelpunkt der Erinnerungsfeier seines Todestages ein Umzug mit einem geflügelten Drachen stand. Am dritten Tage wurde dieses Untier von einer den hl. Mamertus darstellenden Person erstochen. Solche Drachen, die den Winterdämon versinnbildlichten, fanden sich noch bis vor kurzer Zeit in verschiedenen Kirchen aufbewahrt, wie z. B. der Graouli im Dom zu Metz.

Die Lebensgeschichte des hl. Pankratius und hl. Bonifatius enthält bezüglich ihrer Eigenschaft als „Eisgewaltige“ keinerlei bemerkenswerte Züge. Dagegen lassen sich zwischen der Servatiuslegende und unserem Thema aufklärende Zusammenhänge feststel-

ien. Sie erzählt, daß der hl. Servaz im 4. Jahrhundert auf einer Reise an einem Abhange ermüdet eingeschlafen sei. Ein Adler habe ihn mit seinen großen Schwingen vor der prallen Mittagssonne geschützt und ihm erwünschte Kühlung zugefächelt. Ein alter Holztafeldruck der Bibliothek in Brüssel zeigt diese Szene. Schon die gotische Kunst stellte Servatius mit der Sonne über dem Scheitel und dem schattenspendenden Adler dar. Der fränkische Geschichtsschreiber Gregor von Tours erzählt ferner in seiner Schrift Gloria confessorum, daß um das Grab des hl. Servaz dauernd scharfe Winde wehten, die ein dort aus Brettern erbautes Bethaus wiederholt weggerissen haben. Das erste Grab von Servatius, das hart an der Straße auf freiem Felde lag, sei stets schneefrei geblieben, mochte der Winter auch noch so streng sein. Der Volksmund zeichnet ihn als sonnenscheuen Mann, der mit den kalten Winden ein Bündnis gegen die feindliche Sonne geschlossen hat, die ihn sogar noch im Grab zu verbrennen suchte und keinen Schnee auf seiner letzten Ruhestätte duldete.

Solche legendäre Züge können unmöglich durch bloßen Zufall ihre Erklärung finden. Hier muß die Mythologie Pate gestanden sein, in der der sonnenscheue Mann als Winterkönig und Winterriese in verschiedenen Variationen im Mittelpunkt der Handlung steht. Allein die Tatsache, daß der Dämon in diesen Volksdichtungen wiederholt als dreiköpfiges Drachenungeheuer mit drei Flügeln auftritt, bestätigt diese Annahme. Schon die einstigen volkstümlichen Kalender für Analphabeten, unter dem Namen Cisio janus bekannt, kennzeichneten die Tage der drei Atius durch eine dreiköpfige Person. Dem windbringenden Adler begegnen wir in der nordischen Mythologie in der Person des Adlergestalt annehmenden Thiassi, der nach der Edda die Sommergöttin Iduna raubte und die von Odin und Loki entfachte Sommerglut mit seinen gewaltigen Flügelschlägen auszulöschen drohte. Ein unter den Strahlen der Sonne sterbender Nachtdämon ist auch der in der Edda vorkommende Zwerg Alwis. Er erscheint in Thors Burg, um die Tochter, die Sonnenjungfrau, zu freien. Thor überlistet aber den Zwerg, indem er an seinen Wissensdurst appelliert und ihn durch Rätselraten so lange hinhält, bis die ersten Strahlen der erwachenden Sonne den unerwünschten Freier töten. Betrachten wir ferner die Legende der Drachentöter Georg und Michael, und vergegenwärtigen wir uns den Brauch, der sich an ihre Person knüpft, z. B. den Further Drachenstich, so ist leicht erklärlich, daß der sonnenscheue Winterdämon seine Geschichte auch auf Servatius übertrug, um so mehr, als sein Todestag in die Tage fällt, an denen dieser Kampf zwischen Winter und Sommer der Erfahrung nach zum letzten Male im Jahre ausgetragen wird.

Worin besteht nun die Ursache dieser um Mitte Mai so regelmäßig auftretenden Kälterückfälle? Sie können kaum kosmischer Natur sein, sonst müßten sie auf die ganze Erde gleichmäßig wirken. Anderswo auf der Erde tritt nämlich die plötzliche Zufuhr kalter Luftmassen entsprechend den dortigen Hoch- und Tiefdruckverhältnissen zu anderer Jahreszeit auf, z. B. in Chile, dessen Frühjahr in den Oktober und November fällt, um Allerheiligen.

Die Physiker Dr. Abmann in Magdeburg und Dr. von Bezold haben die Kälteerscheinung mitten im Mai auf die Verschiedenheit des Luftdrucks zurückgeführt und dadurch zu beweisen gesucht, daß im Frühling die Erwärmung der gemäßigten Zone von Süden nach Norden vordringt. Nachdem die Erwärmung aber keine gleichmäßige ist, werden die Länder, die am weitesten vom Meere entfernt sind, schneller erwärmt als diejenigen, die dem Meere nahe liegen; denn das Wasser erwärmt sich langsamer als das Land. Im Norden Europas haben wir deshalb einen verhältnismäßig hohen Luftdruck, im Südosten ist er niedriger. Da nun der Nordwind der vorherrschende ist, und die Luft von Norden nach Südost und Süden strömt, wird uns kalte, trockene Luft in dieser Zeit zugeführt, welche eine Erniedrigung der Temperatur zur Folge hat. Tritt dann im Bereich dieser meist trockenen Kaltluft polaren Ursprungs bei abflauenden Winden eine klare, wolkenlose Nacht ein, so kann die nächtliche Ausstrahlung in der ohnehin schon kühlen Luft nur zu leicht die Temperaturen noch etwas unter den Gefrierpunkt herunterdrücken. In wenigen Tagen ist aber die Verschiedenheit des Luftdrucks ausgeglichen, die Nordwinde hören auf und nun kann bei eintretender Windstille und heiterem Himmel die Sonne unsere Erde wieder gleichmäßig erwärmen.

Es handelt sich also bei den Maifrösten um eine ganz natürliche Erscheinung, die ihre Ursache in den Bewegungen der Atmosphäre hat. Ähnliche Schwankungen des Luftdrucks lassen sich auch zu anderen Zeiten des Jahres feststellen. Ein genaues Studium der Wetterkarten erhärtet ohne weiteres diese Tatsache. Es ist aber psychologisch begreiflich, daß sich der Mensch starke Kälterückfälle im Mai besonders einprägt, weil sie ihm in Garten und Feld infolge der großen Empfindlichkeit der im ersten Wachstum befindlichen Gewächse großen Schaden zufügen. Darüber kann auch das alte Sprichwort nicht hinwegtrösten:

„Gestrenge Herren regieren nicht lange!“

---

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühl-dorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1954

Mai

Nummer 5

## Von Gelehrten und Dichtern der Stadt Rosenheim

Eine Studie zur heimatlichen Literaturgeschichte von Hermann von Mangfall



Prof. Michael Schmaus

Jede Stadt hat der Wissenschaft und auch der Dichtung einige mehr oder weniger hervorgetretene Vertreter gestellt, sei es, daß

diese darin geboren wurden oder längere oder kürzere Zeit in ihr gelebt haben. So denn auch „die hübsche Stadt am Fuße der Alpen: Rosenheim“, wie sie an einer Stelle genannt wird.

Zunächst sei allgemein von Rosenheimer Historikern gesprochen, wobei wir über den „berühmten Historicus und Rechtsgelehrten“ Johannes Adlzreiter (geb. 1596), ehemals bayerischer Kanzler, Verfasser der „Annales Bojicae gentis“ ferner von „Assertionem Electoratus Bavarici pro Maximiliano, nec non tota Guillelmiana Bavarica stirpe contra vindicias Palatinas Joachimi à Rusdorf“ an dieser Stelle nichts mehr zu sagen brauchen. Dagegen möchten wir einiger Rosenheimer Heimatgeschichtsschreiber gedenken, wie Dr. Halbreiter, von Klöckel, Schmidt, Wieland, Graf u. a., die über das Bad Rosenheim und seine Heilquelle geschrieben haben, ferner des einstigen Rosenheimer Präparandenlehrers und Stadtarchivars Ludwig Eid (geb. 1865) aus Obermoschel in der Rheinpfalz, der neben verschiedenen Werken zur pfälzischen Schul- und Heimatgeschichte einen zweiteiligen Führer durch Rosenheim und das Buch „Aus Alt-Rosenheim“ verfaßte, und Albert Aschl, der 1928 die Festschrift „600 Jahre Rosenheim“ herausbrachte, um nur einige Namen und Titel zu nennen.

Gelehrte von Ruf, teils in Rosenheim geboren, teils langjährig dort ansässig, hat es nicht wenige gegeben.

Mathematik, Geophysik, Geometrie, Photogrammetrie, Gletscherkunde und Geodäsie

lehrte Geh. Rat Dr. rer. nat., Dr. techn. e. h., Dr. phil. e. h. **Sebastian Finsterwalder** (geb. 1862) aus Rosenheim an der Technischen Hochschule in München. Er lebte nach dem Deutschen Gelehrten-Kalender 1950 im Ruhestand in Going bei Kitzbühel in Tirol. Seine Schriften nennen sich: „Die Fehlergesetze gleichförmig gestreckter Dreiecksketten“, „Regelmäßige Anordnungen gleicher sich berührender Kreise in der Ebene auf der Kugel und auf der Pseudosphäre“ und „Die rechnerische Ortung bei sonnengeorteten Luftaufnahmen“.

Städtebauer war Dr. ing. h. c. **Geheimer Regierungsrat Josef Brix** (1859—1943) aus Rosenheim, ehemals Professor und Ehrensenator an der Technischen Hochschule in Berlin und hier auch Mitglied der Preussischen Akademie des Bauwesens. Er starb in Berlin. Seine Hauptarbeitsgebiete waren Städtebau, Siedlungswesen, Städtischer Tiefbau und Straßenbau. 1926 war er in den Ruhestand getreten. Mit F. Genzmer gab er seit 1908 die „Städtebaulichen Vorträge“, mit anderen das „Handwörterbuch der gesamten Technik und ihrer Hilfswissenschaft“ das „Jahrbuch für Straßenbau“, „Die Stadtentwässerung in Deutschland“, „Die Wasserversorgung“ und die Monatshefte für Baukunst und Städtebau „Das neue Bagdad“ heraus. Ferner erschienen von ihm: „Die Kanalisation von Wiesbaden“, „Der Fischereihafen und Fischmarkt von Altona“, „Kanalisation und Städtebau“, „Aufgaben und Ziele des Städtebaues“, „Die ober- und unterirdische Ausbildung der städtischen Straßenquerschnitte“ und „Aus der Geschichte des Städtebaues“. Geheimerat Brix ist auch der Verfasser des Kapitels „Städtebau“ in dem Ingenieur-Taschenbuch „Hütte“.

Einen Gelehrten der Forstwissenschaft verzeichnen wir in Dr. oec. publ., Dr. phil. **Josef Köstler** (geb. 1902) aus Rosenheim, der Professor an der Forstlichen Hochschule in Hannoversch-Münden und der Universität Göttingen war und seit 1946 in München lehrt. Er ist Herausgeber der Schriftenreihe „Silvae Orbis“ (1940/44) und der „Bibliogr. Forestalis“ (1942/44), Mitverfasser von „Kapitalismus und Forstwissenschaft“, „Die Geschichte des Waldes in Altbayern“, „Der zwischenstaatliche Holzverkehr in Europa“ 1925 bis 1932, „Die Offenbarung des Waldes“, „Wirtschaftslehre des Forstwesens“, „Das forstliche Kreditwesen“ und „Der Waldbau“, Bücher, die zwischen 1928 und 1949 erschienen sind.

Als Musikwissenschaftler erwarb sich der einstige Münchener Domkapellmeister **Eugen Wöhrle** (1853—1925) aus Rosenheim besondere Verdienste um die Sammlung „Denkmäler der Tonkunst in Bayern“.

Die Gelehrtenreihe unserer Studie zur

**Rosenheimer Literaturgeschichte** beschließen zwei Theologen und zwar als erster **Hermann Geiger** (1827—1902) aus Schwabmünchen, ehemals Kooperator in Teisendorf, Rosenheim und Traunstein und später Pfarrer in München, wo er als Geh. Päpstlicher Kämmerer und Ehrendomherr der Patriarchalkirche zu Jerusalem starb. Er führte in den 1870er und 1880er Jahren 25 bayerische Pilgerfahrten in das Heilige Land durch, worüber er verschiedentlich „Tagebücher“ veröffentlicht hat. Neben einigen historischen Erzählungsbüchern („Lydia, ein Bild aus der Zeit des Kaisers Mark Aurel“ und „Leander und Hermingild oder: Die Wiedergeburt Spaniens“ II, 1860) sei hier vor allem das Lebensbild „Gregor von Scherr, Erzbischof von München-Freising“ (1877) angeführt.

Der zweite der Theologen ist Dr. phil. **Michael Schmaus** (geb. 1897) aus Oberbaar/Bayern, der Dogmengeschichte und Systematische Theologie in Freising, München, Prag, Münster und seit 1946 wieder in München lehrt und enge Beziehungen zu Rosenheim, seinem zeitweiligen Wohnsitz, hat. Professor Schmaus ist als Verfasser der Werke: „Katholische Dogmatik“, „Vom Wesen des Christentums“, „Von den Letzten Dingen“, „Christus das Urbild des Menschen“, „Die Gotteslehre des Augustinus Triumphus nach seinen Sentenzen Kommentar“ und „Der Episkopat . . . nach Bonaventura“ genannt. Er übersetzte Augustinus „De Trinitate“ und gibt seit 1949 das „Handbuch der Dogmengeschichte“, wie die „Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters“ mit heraus.

Ein Gelehrter von besonderer Prägung und zugleich ein ausgezeichnete Schriftsteller war der ehemalige Rosenheimer Oberstudienrat Dr. phil. **Josef Hofmiller** (1872—1933) aus Kranzegg, dessen Arbeiten zur alten und neueren Literaturgeschichte gewichtig sind. Unter anderen seien genannt: „Der Meier Helmbrecht“, „Zeitgenossen“, „Ueber den Umgang mit Büchern“, „Vom alten Gymnasium“, „Franzosen“, „Nordische Märchen“, „Wanderbilder aus Bayern und Tirol“ und „Pilgerfahrten“ (Süddeutsche Städtebilder). Er übersetzte: Tillier: „Mein Onkel Benjamin“ und Prévost: „Manon Lescaut“. Groß ist auch die Zahl der von ihm besorgten Herausgaben von Werken Goethes, Fichtes, Taines, Stifters, Macaulys, R. Wagners, Luise von Francois, Ludwig Steubs, Theodor Fontanes und E. T. A. Hoffmanns. Weitere Werke tragen die Titel: „Das deutsche Antlitz“, „Ballads and Songs of Love“ oder „Das deutsche Wanderbuch“. Nicht zu übersehen ist seine Herausgabe von „Ludwig Thoma, Ausgewählte Briefe“ und „Thoma für die Jugend“. Schließlich sei erwähnt, daß er Mitherausgeber der bedeutenden „Süddeutschen Monatshefte“ war. **Hulda Hofmiller**

und Herbert Steiner brachten aus Dr. Hofmillers Nachlaß u. a. „Letzte Versuche“ 1935 heraus. 1909 waren die „Versuche“ als Hofmillers erstes Buch erschienen. Hulda Hofmiller, geb. Eggert (geb. 1890) aus Memmingen, jetzt im Allgäu lebend, veröffentlichte selbständig: „Annette von Droste-Hülshoff, ein Dichterleben“ und gab außerdem „Allgäuer Sagn“ (Auswahl aus C. Reiser), „Gerwin und Hudmilla“ (ein Droste-Novelle von H. Schücking) und in bisher sechs Bänden „Gesammelte Schriften“ 1938/42 heraus.

Unversehens sind wir hiermit bei den Dichtern und Schriftstellern angelangt.

1921 bis 1934 amtierte Dr. phil. Eduard Stemplinger (geb. 1870) aus Plattling als Oberstudiendirektor in Rosenheim, von dem wir Werke zur klassischen Philologie und auch einige philologisch unterlegte humoristische Dialekt-Dichtungen haben, wie „Strabons literarhistorische Notizen“, „Das Fortleben der horazischen Lyrik seit der Renaissance“, „Ueber Schulprogramme und Jahresberichte“, „Das Plagiat in der griechischen Literatur“, „Horaz im Urteil der Jahrhunderte“, „Die Ewigkeit der Antike“, „Antike und moderne Volksmedizin“, „Sympathiegläubigkeit und Sympathien in Altertum und Neuzeit“, „Antike Technik“, usw. Außerdem gab er Lessings Werke, Homers Odyssee und Ilias und Oberbayrische Märchen heraus. Uebrigens hat Dr. Stemplinger in seinen dichterischen Büchern „Vom Buabn und Dirndlfang“ Ovids ars amatoria ins Oberbayerische übertragen. Auch sein Buch „Horaz in der Lederhos'n“ ist eine parodierende Nachdichtung.

Wer weiß da in unserer Zeit wohl noch etwas von Johannes Georg Demerl (1804—1828) aus Rosenheim, einstmals Professor am Alten Gymnasium in München, wo er blutigen verstarb? Demerl ist als Dichter mit Sonetten hervorgetreten, wovon einige in der Sonetten-Sammlung der Gebrüder Greger „Sonette von bayerischen Dichtern“ (Regensburg, 1831/34, IV) abgedruckt sind.

Mitarbeiterin der Rosenheimer Tagespresse war die Försterstochter Anna Wohlgemuth (1831—1909) aus Burgwallbach, Kreis Neustadt/Saale, die dreimal ihren Wohnsitz in Rosenheim hatte und hier auch zur letzten Ruhe einging. Aus ihrer Feder kamen Märchen, Erzählungen und dramatische Werke. Letztere liegen in zwei Bänden gesammelt vor. Wir führen von ihren Bühnenstücken an „Der Edelknabe“, „Der lateinische Bauer“, „Der sibirische Zobeljäger“, „Der Stolzendorf“ und „Frau von Starl“ Drama nach einem Roman von Aely Bölte.

Nach den Deutschen Literatur-Kalendern von 1888 und 1890 lebte Paul Vogl (geb. 1851) aus München als Bauamts-Assessor in Rosenheim, Verfasser der beiden Gedicht-

sammlungen „Mit Verlaub“ und „Bei Gelegenheit“.

Sophie Fastlinger (geb. 1868) aus Rosenheim, Lehrerin für moderne Fremdsprachen und für Stenographie in ihrer Vaterstadt, betätigte sich als Uebersetzerin und heimatkundliche Schriftstellerin (Schilderung von pinen Ortschaften). Nebenbei redigierte sie die „Christliche Frauenzeitung“.

Ferdinand Dietrich (geb. 1870) wird als Verfasser von Novellen und Skizzen genannt.

In Landshut erschien zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Gedichtsammlung „Blumen und Lieder“ von Franz Seraphin Mayr (1809—1859) aus Rosenheim, der katholischer Priester in Rosenheim und Nußdorf, Pfarer und Dekan in Prutting und seit 1852 Domkapitular in München war.

Um 1890 lebte Gustav Freiherr von Priemeyer (geb. 1837) aus Rosenheim als Hauptamtskontrolleur in Hagenau. Er war Verfasser des Buches „Der Krainz Hans“.

Unsere kleine Rosenheimer Literaturgeschichte schließt ab mit zwei Schriftstellern, die im Deutschen Literatur-Kalender 1949 verzeichnet stehen, und zwar mit Dr. phil. Franz Josef Hammerl (geb. 1896) aus Rosenheim, in St. Goarshausen lebend, der sich vorwiegend mit der Geschichte Bayerns und Oesterreichs beschäftigt, dessen Bücher sich „Tirol, des Reiches Südmark im Mittelalter“ und „Eines Geschlechtes Schicksalsweg, eine Reimchronik (1946) nennen und mit Egon G. Schleinitz („Claus Roth“) (geb. 1912) aus Wehlen/Sachsen, der nach dem genannten Handbuche 1949 in Rosenheim ansässig war, Verfasser von Abenteuer- und Jugendbüchern („Zwei Jungen fahren in die Welt“ (holländisch), „Zehn Mädels im Schnee“, „Die abenteuerliche Fahrt des Karl Heinz Strobel“ und „Zehn Mädels fahren durch nordisches Land“ (tschechisch) und von Rundfunk-Hörspielen („Der fremde Onkel“, „Wasseri“ und „Old Shatterhand“).

Damit sind wir am Ende unserer biographischen Studie, die keinen Anspruch auf wissenschaftliche Gründlichkeit und Vollständigkeit erhebt, und blicken auf die vergessenen und lebendig gebliebenen Namen zurück, wobei wir feststellen, daß die Stadt Rosenheim doch mancherlei Beziehungen zur deutschen Gelehrten- und Literaturgeschichte hat. (Fortsetzung folgt)

1493, 1. März. Herzog Georg befiehlt den Zöllnern zu Wasserburg, Rosenheim und Rattenberg Giltgetreide des Klosters Altenhofen gegen den gewöhnlichen Zoll „bis auf ein schiffart zu Wasserburg anschuten und un- verhindert in das gepirg furn“ zu lassen.

Chronik Kirmayer

# Wasserburg vor 100 Jahren

(Schluß)

Was meine amtliche Stellung dahier in Wasserburg und meinen dienstlichen Wirkungskreis respect. meine Berufsgeschäfte betrifft, so behagen mir beyde ganz gut und bin ich mit Ausnahme des geringen Gehaltes ganz zufrieden. Meine Stellung ist viel selbständiger, als ich mir dieß vorher nur träumen ließ und ich bin in allen meinen Arbeiten so ganz und gar unabhängig und selbstständig, daß ich anfangs vor der mit jedem selbstständigen Wirkungskreise verbundenen Verantwortlichkeit beinahe zurückschrack und mit großer Aengstlichkeit zu Werk ging. Ich habe bereits ein halbes Duzendmal in öffentlicher Verhandlung als Staatsbehörde fungirt und muß mich in meiner weißen Halsbinde auf dem erhabenen Seßel der Staatsbehörde recht würdevoll ausnehmen. Uebrigens habe ich noch ein ordentlich Stück Arbeit vor mir bis ich als Staatsanwalt nur einmal so viel Spitzbuben in die Arbeitshäuser geliefert haben werde, als ich als Vertheidiger hineinlieferte. Der Beruf des Staatsanwaltes ist — so wie ich ihn aus Erfahrung in dieser kurzen Zeit kennen lernte, und ihn aufgefaßt habe — ein schöner aber schwieriger Beruf, welcher nebenbey mit großer Verantwortlichkeit verknüpft ist — schön, indem es nicht etwa die Aufgabe des Staatsanwaltes ist um jeden Preis die Verurtheilung eines wegen irgend eines Verbrechens Verdächtigten zu erwirken, sondern ihm ebenso obliegt die Unschuld des irriger oder böswilliger Weise Verdächtigten an das Licht zu ziehen, als den wirklichen Verbrecher zum Schutze der Gesellschaft der ihm gebührenden Strafe zuzuführen — schwierig, wegen der gründlichen und umfaßenden Gesetzeskenntniß, der schnellen Auffassungsgabe, dem juristischen Scharfsinn und der Rednergabe, welche Eigenschaften die Voraussetzung bilden, um das Amt eines Staatsanwaltes entsprechend zu verwalten und ausfüllen zu können — mit Verantwortlichkeit verknüpft, weil die höchsten Güter des Menschen, dessen Leben, Freiheit und bürgerliche Ehre im einzelnen Falle oft von der vom Statsanwalte aufgestellten Ansicht oder Gesetzesauslegung abhängen können, insbesondere dann, wenn der Untersuchungsrichter um sich selbst der Verantwortlichkeit zu entheben, in kritischen Fällen sich erst noch bey der Staatsbehörde Rath's erholt.

Den Kaffee nebst Brief habe ich erhalten und erlaube mir vorderhand meinen Dank für die gütige Besorgung auszusprechen. Der hiesige Kaffee kann mir einmal nicht munden und überdieß verstehen sie hier nicht einmal den Kaffee ordentlich zu brennen; sie brennen ihn regelmäßig zu dunkel — wie dieß

hier überall auch in den Gasthäusern Sitte ist — und verderben damit die Güte des Kaffees. Meine Hausfrau machte nach ihrer Angabe 4—5 vergebliche Versuche, bis sie endlich den Kaffee in der Farbe — lichtbraun — zu Stande brachte — wie der Kaffee gefärbt war, welchen Du mir gemahlen übersandtest. Rauchbare Cigarren sind gar nicht zu bekommen. Schneider- Schuster u. alle Handwerker-Arbeiten sind schlecht und leicht gearbeitet, ohne Facon und ebenso theuer, wo nicht theurer als in München. Die Wäscherinnen sind, obgleich hier das Wasser so viel und so nahe ist enorm theuer und verderben die nur etwas feinere Wäsche in kürzester Zeit. Ein gewöhnliches Herrenhemd zu waschen kostet 6 Xr ein paar Socken 2 Xr usw. Dazu kommt, daß Einem nichts genäht oder geflickt, nicht einmal ein Knopf angehängt wird. Gelegentlich dieser Exkursion erlaube ich mir die Bemerkung einzuflechten, daß ich heute mein letztes weißes Tagshemd angezogen habe und daher mit Sehnsucht der Rückkunft meiner Dir übersandten schwarzen Wäsche in gereinigter wiedergeborener Gestalt entgegen sehe. Ist sie etwa zu spät gekommen? Ich hoffe nicht daß das ominöse „zu spät“ des Jahres 1848 sich auch auf meine Wäsche-Sendung erstreckt haben wird und Euere Wäsche etwa schon vorbey war als mein Beitrag dazu ankam. Wenn ich bis Morgen Nichts erhalte bin ich doch genöthiget mir ein oder zwei Hemden hier waschen zu lassen, denn ich brauche hier viel weiß Zeug, da nur etwas schmutzige Hemden zu sehr gegen die weiße Halsbinde abstechen, da ich von Woche zu Woche mehr öffentl. Verhandlungen habe und überdieß jetzt gerade Carnivals-Zeit ist, wo auch in Wasserburg alle 14 Tage doch wenigstens ein Ball ist. — Meine Cigarren sind seit 14 Tagen schon verraucht; u. ich entbehre seitdem des Vergnügens, welches mir unter den materiellen obenan steht — des Vergnügens eine gute Cigarre zu rauchen. Ich bitte daher Wäsche u. Cigarren recht bald zu besorgen. Der Bothen-Wagen, respectiv, der Stellwagen u. der Frachtwagen des hiesigen Bothen Spitzweg gehen wie Du ja weißt jeden Samstag in München ab und zwar kommt der Stellwagen am Samstag Abends — der Fracht-Wagen am Sonntag Abends hier an. Weitere Transportgelegenheiten sind die Post, welche Abends 10 Uhr abgeht und dann auch ein zweiter Fuhrmann, der die Kaufmannsgüter etc. für meine Hausleute besorgt, aber keine regelmäßigen Tage hat, sondern nur wenn es eben für ihn Etwas zu thun gibt, was aber fast jede Woche der Fall seyn soll, mit seinem Frachtfuhrwerk nach München u. zurückfährt u. noch wohlfeiler sein soll als der Bothe.

# Kaltseisen und Scheibenboden

Zwei alte Handwerker-Familiennamen, von Anton Bauer

Das Handwerk, das nach dem Sprichwort einst „einen goldenen Boden“ hatte und im wirtschaftlichen und kulturellen Leben eine bedeutende Rolle spielte, hat sich in manchen Familiennamen verewigt.

Zwei solche alte und interessante Handwerker-Familiennamen sind „Kaltseisen“ und „Scheibenboden“.

Beide Namen sind in unserer Heimat am Inn vertreten, freilich in ihrer heutigen Form nicht mehr ohne weiteres erkenntlich als das, was sie einmal waren, nämlich als gutbayrische Handwerkerkernamen. Denn es nennen sich die Träger des einen Namens heute „Kalteis“! Der andere Name aber erscheint heutzutage als Hausname in der unrichtigen Form „Scheibenbogen“!

Was bedeuten diese beiden Familiennamen? Kaltseisen ist nichts anderes als ein Satzname in Befehlsform, wie es deren auch außerhalb des Handwerks so viele gibt, also: „Kalt das Eisen“ — „Kalt's Eisen!“ Somit ursprünglich ein Schmiede-Familiename wie der Name „Wendseisen“ oder „Zuckseisen“, der natürlich im Laufe der Zeit auch auf Personen übergehen konnte, die ein anderes Handwerk oder keines ausübten. Als man später den Sinn des Namens nicht mehr verstand, schrieb man ihn „Kalteis“, als ob er mit dem Eis etwas zu tun hätte!

Scheibenboden ist ebenfalls ein Satzname in Befehlsform: „Scheib den Boden —

Scheib'n Boden“, nämlich den Faßboden! Seinen Ursprung nahm dieser Name im Schächler- oder Kuferhandwerk, auch Binderhandwerk genannt. Er läßt sich vergleichen mit den Schächlernamen „Scheibenzuber“ = „Scheib den Zuber“, oder „Scheibenreif“ und „Treibenreif“.

Scheibenboden mußten natürlich auch nicht immer Schächler heißen, auch dieser Schreibname konnte sich später mit anderen Handwerkern und mit Nichthandwerkern verbinden. Späteres Unverständnis hat auch diesen guten alten Handwerkerkernamen verballhornt und ihm die Form „Scheibenbogen“ gegeben, die keinen Sinn mehr hat. In der Pfarrgemeinde Hochstätt haben sich beide Namen bis auf den heutigen Tag erhalten, und zwar in der Form „Kalteis“ bzw. „Scheibenbogen“, ersterer als Familienname, letzterer als Hausname. Bereits Ende des 17. Jahrhunderts kam der Name Kaltseis von Tattenhausen nach Au bei Schechen, als am 22. November 1684 Melchior Kaltseis, ehelicher Sohn der Mesnersleute Jakob und Elisabeth Kaltseis von Tattenhausen, Gütler „zum Weber in der Au“ wurde und mit Margaretha Gusterer, der ehelichen Tochter der Webersleute Matthias und Anna Gusterer, die Ehe einging.

In Oberwöhrn steht das landwirtschaftliche Anwesen zum „Scheibenbogen“ mit der Hausnummer 83. In der Güterbeschreibung vom Jahre 1552 ist dieses Gut als „ $\frac{1}{2}$  Lehen hin-

Meine 10 fl. monatlichen Alimentationsbeitrages habe ich ohne Anstand für die Monate Dezember u. Januar vom hiesigen Rentamte ausbezahlt erhalten u. beziehe ich daher da mein Gehalt aus monatlich 33 f. 20 x besteht — monatlich im Ganzen den Betrag von 43 fl. 20 x vom hiesigen Rentamte, welcher meine Einahmen bildet. Ich habe seit 1. Jänner 1853 eine genaue Aufschreibung bey mir eingeführt und bin begierig die Früchte derselben zu sehen. Das Leben wäre, was die Bedürfnisse des Magens, dann Wohnung u. Holz betrifft, hier nicht theuer alles Uebrige aber ist schlecht u. theuer. — Wohnung mit Bedienung kommt mich hier auf 6 fl. per Monat — ein Klawer weiches Holz 4 fl. 30 x das Mittagessen auf der Post — sehr gut u. viel — kostet per Tag 16 x Abendessen kommt mich ohne Bier auf 12—14 x täglich — Nachmittagskaffee auf der Post für die täglichen Mittagsgäste 6 x für andere Leute und an andern Orten kostet hier der Kaffee allgemein 7 x u. ist überall schlecht, nur auf der Post etwas besser.

Hektor, welcher glücklich hier ankam u. mich mit H. Feger auf dem Bureau überaschte, läßt Euch Alle insbesondere die Cres-

zenz und die Philippine recht schön grüßen; er hat übrigens hier schon wieder Bekanntschaft gemacht mit der Köchin auf der Post. Ueberhaupt geht es ihm hier auch gut — er braucht keinen Maulkorb zu tragen, bekommt gutes Freßen und hat unlängst sogar mit ins Theater gedürft, wo er übrigens einen Schauspieler der gegen mich her agierte ganz ungehört anbellte u. erst durch einen sanften Tritt von mir erinnert werden mußte, daß er sich im Theater befinde.

Ich hoffe nun auch recht bald etwas Ausführliches von Euch zu hören u. würde aufrichtig gestanden recht gerne wieder einmal ein paar Tage bey Euch in München zubringen.

Indem ich ein Andermal, wenn ich wieder Zeit dazu finde, das Weitere schreiben werde, schließe ich für dießmal um den Brief endlich zur Absendung zu bringen, bitte mich allen unsern Bekannten zu empfehlen, oder dieselben von mir zu grüßen und bleibe mit herzlichen Grüßen an Dich und sämtliche Geschwister

Dein treuer Sohn  
Carl.

# Erinnerungen an den Göpel

Von Franz Fritz, Stetten bei Rimsting

Vor etwa neunzig Jahren war der Göpel eine für die Landwirtschaft bedeutsame Erfindung. Er und seine ihm anvertraute Gsott- und Dreschmaschine haben den Takt des Dreschflegels und das rhythmische Gleichmaß, dessen sich der alte Gsottschneider bei seiner „Handarbeit“ bediente, ausgeschaltet; dafür war dem Göpel eine gleich forttönende Choral- sprache eigen geworden. Und wirklich, man hatte die Empfindung, er „rede“; denn mancher Mensch, dessen Stimme ohne Hebung und Senkung der Tonlage ihren monotonen, gleichbleibenden Fortgang nimmt, hört sich ungefähr ebenso an. Man konnte den Göpel aber auch mit einer Knarre vergleichen, wie sie gelegentlich Zauberer drehen.

Unsere Kinder und jungen Leuten wissen nichts mehr, oder nicht mehr viel, von der braven Arbeit des Göpels; deswegen soll ihm in seiner ehemaligen gußeisernen Art ein Andenken bewahrt bleiben und seine Gestalt aus der Erinnerung sichtbar gemacht werden.

Fest mit dem Erdboden verankert, war der Göpel im Hofraum aufgestellt. Das äußere Kammmrad hatte einen Durchmesser von anderthalb Meter. Es griff in ein Zahnrad- getriebe ein, das mittels einer ausgehöhlten gußeisernen Säule auf eine Transmission wirkte und hierdurch die einschlägige Maschine in Gang setzte. Angetrieben wurde der Göpel durch einen Zugbaum, vor den ein Paar Pferde oder Ochsen gespannt waren, die in schwerem Zug im Kreise gehen mußten; eine für das äußere Zugtier besonders schwere Leistung.

Für unsere heutigen Begriffe könnte dieser Vorgang in gewissem Sinne als Tierschinderei gelten, jedoch wurde in damaliger Zeit dieser Arbeitsvorgang mehr oder weniger als eine romantische Betätigung im Kreislauf des bäuerlichen Betriebes angesehen. Hierbei kam der Arbeit des Bauernbübleins eine herausgehobene Bedeutung zu. Die betreffenden Knirpse waren mächtig stolz, weil sie, als Roß- oder Ochsentreiber verwendet, darin eine mehr führende als treibende Betätigung erblickten. Buben mit sechs oder höchstens zehn Jahren wurden zu dieser Arbeit, die gewöhnlich als erste größeren Stils gewertet wurde, herangezogen.

Im Winter, bei großer Kälte, versuchten sie,

---

ter dem Gozhaus Reutt“, also als Achtekgütl unter der Grundherrschaft der Kirche St. Emmeram zu Vogtareuth aufgeführt. Und der Hintersasse dieser Kirche auf dem Oberwöhrner Gütl hieß damals vor 400 Jahren „Utz Scheibmpoden“, also Ulrich Scheibenboden!

sich durch Peitschenknallen zu erwärmen; auch das war wichtig und nebenbei lustig. Für die Zugtiere war die Arbeit weniger erfreulich, immer im gleichen Trott um den Kreis herumzugehen und dabei anstrengend zu ziehen, war langweilig und kraftraubend; denn besonders die Dreschmaschine mit dem damaligen Hakenzylinder ging schwer und bei den Garben des langen Roggens traten besondere Erschwernisse auf, wie auch bei zäh eingefahrenem anderem Getreide.

Alle halbe Stunde wurde eine Pause gemacht. Die schwitzenden Rösser mußten ausschlaufen und gut zugedeckt werden. Zudem war es notwendig, daß das Gedroschene seinen Platz erhalten und das noch zu dreschende Getreide näher zur Maschine herangebracht wurde. Oh, es war für einen kleinen Bauernbuben unsagbar schön, sich seiner Größe bewußt zu sein und es auf seine Art zeigen zu dürfen. So ein jungliches Selbstmarschieren hinter den Pferden stellte das In-die-Schule- Gehen weit in den Schatten. So mancher wenig Lerneifrige heuchelte dann Hals- oder Kopfweh, das kurze Zeit darauf infolge heilsamen Roßtreibens am Göpel wie weggeblasen war.

Der Maxl vom Nachbarn rief einmal am Morgen zur Mutter in die Kuchl herunter: „Muatta, i brauch heint vui Schmarrn, i bi guadden krank . . .“

Es ist nicht bekannt geworden, ob der Maxl in der Schule war, wahrscheinlich wird ihn das Roßtreiben daran gehindert haben.

Um den Göpel hat sich in jener Zeit viel gedreht; auch historisch Spaßiges. Als der Strixlbauer eine neue Gsottmaschine gekauft hatte, die auch einen Göpel brauchte, und sie das erste Mal laufen ließ, kam er ganz bestürzt zu unserem Vater geeilt und erzählte, er hätte eine verhexte Maschine „dawischt, denn dös Luada is vakehrt glaffa!“ Unser Vater überzeugte sich: „Ja wirkli, dös Luada is verkehrt glaffa!“ Schon wollte der Nachbar die „aschling gehad gräusli vörhexte Maschin“ wieder zurückschicken, da kam ein dritter Nachbar hinzu, schaute und schaute, um dann etwas von einem Riemenkreuzen zu murmeln. Und siehe da, das Ueberkreuzlegen des Treibriemens hat die Maschine enthext, nun lief sie richtig.

Jetzt webt um den Göpel nur mehr der Glanz der Erinnerung; er ist zur verblichenen Erscheinung des vorigen Jahrhunderts geworden. Pferde und Ochsen, soweit ihnen von ihren Ahnen die Ueberlieferung zuging, schütteln die Köpfe ob solcher rückständiger Einrichtung und freuen sich, in der Neuzeit geboren zu sein.

## Beim „Alten Wirt“ in Niederseeon

Ein altes Kloster-gasthaus im nördlichen Chiemgau

Sieben Kilometer von Seebruck, vom nördlichen Chiemseeufer, an der Hauptverkehrsstraße Obing—Altenmarkt (Wasserburg—Trostberg) liegt das Kirchdorf Niederseeon mit seiner spätgotischen St. Aegidiuskirche. Wie in so vielen Orten trifft man hier in nächster Nähe der Kirche auch ein Wirtshaus an; hier steht es unmittelbar neben dem Gotteshaus, in nächster Nachbarschaft auch mit dem Friedhof. „Zum Alten Wirt“ heißt diese Gaststätte. Breit und behäbig liegt sie am Süden des Dorfplatzes und jeder fremde Besucher betrachtet dieses Wirtshaus mit interessierten Augen. Denn es hat eine ungewöhnliche Form, seine beiden Geschosse, Parterre und erster Stock, werden links und rechts von zwei Halbbrundtürmen flankiert und darüber liegt ein breitausladendes hervorspringendes Dach. Man sieht es diesen zwei Türmen auf den ersten Blick an, daß sie geköpft worden sind, daß man sie ihres oberen Abschlusses beraubt hat; dieser Abschluß bestand vor langer Zeit in kräftigen barocken Zwiebeltürmen, in der gleichen Form, wie sie heute noch am Gasthaus zur Post in Stein a. Traun zu sehen sind. Und zwei solcher Zwiebeltürme schmückten das Wirtshaus Zum Alten Wirt in Niederseeon nicht bloß auf der Vorder-, sondern auch auf der Rückseite. Man hat sie leider abgebrochen und auf ihre Stümpfe das Dach daraufgesetzt, nach dem gleichen Vorbild, wie wir es am Post-Gasthof in Inzell beobachten können (auch das Inzeller Post-Gasthaus war klösterlicher Besitz). Die Eingangstür trägt in der Mitte ein profiliertes Dach. Der rechte Halbbrundturm wird als Treppenturm benützt, er führt hinauf zu den Behausungen der Flüchtlinge, die einen Teil der Fremdenzimmer noch immer besetzt halten, so daß für den Fremdenverkehr bloß vier Zimmer zur Verfügung stehn. Die Giebelwand über dem ersten Stock, unterm Dach ist mit zwei großen und zwei kleinen Rundfenstern versehen, von denen die beiden mittleren vermauert sind. Das Erdgeschoß des Hauses, Hausplatz und Gastzimmer, sind gewölbt; in der Mitte des letzteren steht eine starke Marmorsäule mit der Jahreszahl 1701.

Eine Taferne hat auf diesem Platz schon vor 1600 gestanden. Das jetzige Wirtshaus ist ein Bau aus dem Jahre 1616, den das nur eine kleine Viertelstunde entfernte Benediktinerkloster Seeon hat aufführen lassen und zwar im Jahre 1616, als Sigismund Dullinger aus Laufen a. S. Abt dieses Klosters gewesen ist, ein Mann, der sich nicht nur als wissenschaftlicher Schriftsteller und Gelehrter einen Namen machte, sondern der sich auch durch

Erweiterung der Klosterkirche, durch Erbauung der St. Barbarakapelle und durch Gründung des Wallfahrtsortes Maria Eck oberhalb Siegsdorf ein Denkmal gesetzt hat. Eine auf Solnhofer Stein gemeißelte lateinische Inschrift links vom Eingang des Hauses, umrahmt von einem Kartuschenornament und versehen mit den Wappen des Klosters und des Abtes Sigismund, gibt von der Erbauung dieser Taferne Kenntnis.

Gegenüber dieser Inschrifttafel, die die Jahreszahl 1616 trägt, befindet sich aber noch eine zweite. Sie ist auf Holz gemalt und ihr Text bezieht sich, in originellen Versen gehalten, auf dieses Klosterwirtshaus selbst; unter der „Dichtung“ stehen die Namen Jgnaz und Maria Bauer mit der Jahreszahl 1866. Man liest folgende köstliche Epistel:

„Wer's immer wissen will, dem sei es kund,  
Daß Kloster Seeon Abt Herr Sigismund  
Der hiesigen Weintaferne, die schon vor Alter  
Verfallen schier, Erneurer ward und Erhalter;  
Mit Türmen, Säulen und Gewölben weit  
Hat er den künft'gen Geschlechtern sie ge-  
weihet.

Es sorge jeder Gast in diesen Hallen,  
Daß Gottes Straf' auf ihn nicht müsse fallen,  
Doch mag er leiblich wohl sich laben  
Und fromm sich freuen an Gottes Gaben.

Er lebe wohl! Wer stets ein guter Gast ge-  
wesen,  
Der stirbt auch gut und wird dereinst in Ruh  
verwesen.

Der Wirt hier aber soll sich hüten,  
Ins Bier auch Wasser einzuschütten,  
Denn ihn trifft sonst bald Gottes Zorn,  
Weil er verdirbt den edlen Born.

Der Gast jedoch, der da nicht recht will  
zahlen,  
Der wird dem Zorn des Wirtes jäh verfallen;  
Er lebt nicht lang, es wird ihn niemand  
wollen

Und nach dem Tod wird ihn der Teufel  
holen!“

Hübsche Vignetten und Randverzierungen in wohlgelungener Aquarellmalerei, den hochwürdigsten Herrn Abt Sigismund, den Wirt und die Wirtin, das Wirtshaus mit seinen Zwiebeltürmen und die Wappen des Klosters Seeon und des Abtes darstellend, beleben diese Verszeilen. Ganz unten aber ist die Scene wiedergegeben, die den Gast heimsucht, der hier zecht und nicht zahlen will: man sieht, wie ihn der Teufel mit der Schür-gabel holt und ihn ins Feuer der Verdammnis führt.  
August Sieghardt

# BUCHERECKE

## Der Bauberater

„Der Bauberater — Merkblatt für landwirtschaftliches Bauen“, vom Bayerischen Landesverein für Heimatpflege herausgegeben, ist unter der vorzüglichen Schriftleitung von Reg.-Oberbaurat Karl Erdmannsdorfer nicht nur ein Berater im üblichen Sinne sondern Erzieher und einfühlsamer Freund einer landschaftsgebundenen, anständigen Bauge-sinnung und zugleich Mahner zur Pflege und Erhaltung kulturellen Erbes, ohne sich den Forderungen der Neuzeit zu verschließen.

Blättert man in den mit vielen Abbildungen versehenen letzten vier Heften, treten einem die mannigfaltigsten Probleme vor Augen.

„Außenreklame — anständig oder rücksichtslos“ ist der Titel von Heft 1 des 17. Jahrgangs. Erdmannsdorfer behandelt hier die Auswüchse der Anpreisungen, wie sie sich in vielen Orten durch Firmenaufschriften, Plakate, Blechschilder, Leuchtreklame, usw. dokumentieren, die zwar in unserer lärmhaf-ten Zeit nicht das Ohr dafür aber das Auge empfindlich stören. Treffend bemerkt er hier-zu: „Das Reklamegebrüll — ins Optische übertragen — ist zu einer Landplage ge-worden.“ Selbstverständlich verneint er kei-neswegs die Werbung als solche; nur will er sie in eine Form gekleidet wissen, die nicht stört, sondern sich dem Orts- oder Straßen-bild anpaßt und unter Umständen eine Be-reicherung bedeuten kann. Unterstrichen wer-den die beherzigenswerten Ausführungen durch Fotos von Wirtshäusern, Firmenschild-ern, Werkstätten usw. in der Gegenüber-stellung „anständig — rücksichtslos“.

„Die Einfriedung im Siedlungs- und Land-schaftsbild“ wird in dem Doppelheft Nr. 3/4 auf 28 Seiten mit 37 Fotos und einer Zeich-nung behandelt. Wohlverstanden: es handelt sich lediglich um die Umzäunung von Grund-stücken. Aber welche Fülle von Betrachtun-gen und Anregungen werden hier gegeben, über welch gründliche Kenntnisse der Bau-geschichte verfügt der Verfasser, wie sehr ist er bemüht, den Zaun oder die Umfriedung mit dem Haus und der Landschaft in harmo-nischen Einklang zu bringen!

„Die Kleinwohnung und ihre Einrichtung“ kommt im nächsten Heft zur Sprache. Nur die geringste Zahl von Familien kann in einem Eigenheim wohnen, wobei die meisten von ihnen obendrein mit Geld und Raum sehr sparsam umgehen müssen. Der größte Teil von neuem Wohnraum wird vom sozialen Wohnungsbau aufgebracht. Das Modellbild des „Barbarahofes“, des Kernstückes der Bergmannssiedlung Peißenberg-Wörth, die Abbildungen einzelner Häusergruppen, Woh-nungsgrundrisse und Innenaufnahmen von

Zimmern sprechen dafür, wie sorgsam vorge-gangen wurde, den Bewohnern ein helles, freundliches, mit zeitgemäß einfachen und doch zweckdienlichen, formschönen Möbeln ausgestattetes Heim zu bieten.

„Der Bauberater“ ist kein trockenes „Merk“-Blatt, sondern ein höchst interes-san-tes, von bestem Kulturwillen und fachkun-digen Wissen zeugendes „Werk“-Blatt. Jeder, dem der Sinn für das Echte, für das land-schaftsgebundene Bauen, für die Erhaltung heimatlicher Kultur noch nicht abhanden ge-kommen ist, wird ihm eine Fülle von Anre-gungen entnehmen. Ebenso in der Stadt wie auf dem Lande sollte es von jedem Grund-stücksbesitzer und Baulustigen, besonders aber von den Architekten, Bau- und Hand-werksmeistern, nicht zuletzt auch von den Gemeindebehörden gehalten werden. Wer für ein paar Mark Jahresbeitrag Mitglied des Landesvereins für Heimatpflege wird, erhält den „Bauberater“ mit der Zeitschrift „Die Schöner Heimat“ kostenlos, gut angelegtes Geld für eine gute Sache. Ch. G.

## Die Chronik

1432, 24. August. Johannes, Bischof von Chiemsee, verleiht allen Wallfahrern, die an Weihnachten, Beschneidung, Drei Könige, Ostern, Pfingsten sowie an allen Marien-festen, an Allerheiligen und der Kirchweihe zur Pfarrkirche des heiligen Rupert, Beken-ners und Bischofs, in Eiselfing und ihrer Filialkirche der heiligen Maria Magdalena bei Wasserburg zu den Prozessionen kommen und die heiligen Sakramente empfangen, einen Ablauf von vierzig Tagen.

Chronik Kirmayer

1454. Bischof Ulrich vom Chiemsee weiht in Meilham bei Amerang die durch An-bau des Chores an das schon bestehende Langhaus vergrößerte Kirche zu Ehren der Heiligen Ulrich, Aegidius und Margaretha ein.

Chronik Kirmayer

1488. Rosenheim nahm als seinen ersten Marktziegelmeister den Conrat Otteneder von Wasserburg in Eid. (Rosenheimer Ziegelwerk 1487 gekauft, 1808 für 1000 Gulden ver-schleudert.)

Chronik Kirmayer

1640. Eines Diebstahls wegen verlor der Schnaitseer Schreiner Simon Grad durch das Halsgericht unter dem Klinger Pflugsverwal-ter Jakob Dellinger sein Leben.

(Heimat am Inn XI, Nr. 10)

---

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Ober-bayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenaus-gaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühl-dorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasser-burg. Druck: Oberbayerisches Volksblatt, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Albing und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1954

Juni

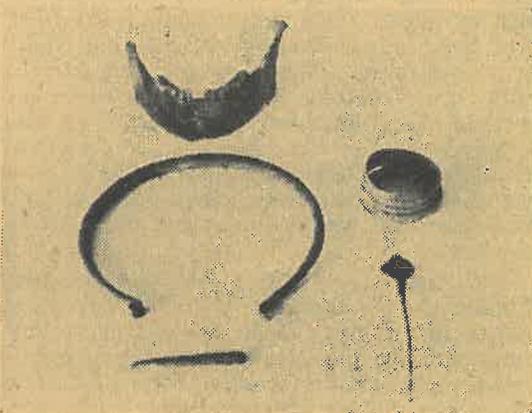
Nummer 6

## Das Hockergrab von Hochhaus

Das Schottertal, das von Ebersberg kommend über Brandstätt nach Edling führt und sich hier in Gestalt eines spätglazialen Mündungsdeltas bis in die Gegend von Hart und Allmannsberg weitet, muß schon in vorgeschichtlicher Zeit ziemlich dicht besiedelt gewesen sein. Darauf verweisen nicht nur die zahlreichen Hügelgräber (Gräberfelder im Steinbruch, bei Reisach und bei Brandstätt), auch sonst gibt es in diesem Gebiet so zahlreiche Funde aus vorgeschichtlicher Zeit, wie sonst wohl nirgends im Landkreis Wasserburg. Angefangen von den frühbronzezeitlichen Depotfunden am Staudhamer See und bei Dirnhart, bis zu den Gräberfeldern der übrigen Bronzezeit, der Hallstattzeit und der La-Tène-Kultur (Allmannsberg, Breitbrunn Viehhausen) sind Zeugnisse aus den verschiedensten Zeitperioden vorhanden. Die jüngere Steinzeit ist durch ein Steinbeil vertreten und die römische Zeit durch mehrere Fibeln, Münzen, einzelne Beispiele von Terra sigillata und eine Bronzestatue der Göttin Viktoria (Breitmoos).

Durch die Entdeckung eines Hockergrabes aus der frühen Bronzezeit im Steppacher Feld zu Hochhaus bei Edling, Kreis Wasserburg (Plan Nr. 497/5, Gemeinde Edling) am 19. Mai 1954 erfährt unser Wissen um die vorgeschichtliche Besiedlung dieser Gegend eine weitere Bereicherung. Frau Elisabeth Drescher stieß beim Aushub einer Versitzgrube für die Dachrinnenwasser auf Teile eines menschlichen Skelettes und einige Gegenstände aus Bronze. Sie dachte sofort daran, daß es sich hier um eine Bestattung aus der Vorzeit handeln könne und barg die

Knochen und Bronzebeigaben sorgfältig, widerstand auch der Versuchung, den unteren Teil des Grabes freizulegen, sondern beschränkte sich nur auf die Fertigstellung der Versitzgrube. Die Fundmeldung ging über die Landpolizei und das Landratsamt sehr schnell an das Landesamt für Denkmalpflege und bereits am nächsten Tag erschien von dort Oberwerkmeister Wünsch, um eine ge-



Beigaben des Grabes

naue Untersuchung der Fundstelle vorzunehmen und den Rest der Bestattung freizulegen. Schon aus der Form der Beigaben war ersichtlich, daß dieses Grab der frühen Bronzezeit angehören mußte, und zwar der sog. „Straubinger Kultur“, so genannt, weil diese Formen in besonderer Dichte in der Gegend von Straubing gefunden werden. Die bereits gefundenen Schmuckstücke waren ausgesprochene Leitformen für jene Kultur, die

# „Fischen im Rhiemsee!“

Von Hans Schlerghofer, Rosenheim

Vorstehende Abhandlung enthält Teile eines vom Verfasser aus Quellen der Zeit vom 12. bis 16. Jahrhundert zusammengetragenen geschichtlichen Ueberblickes der Chiemseefischerei und vermittelt u. a. reizvolle Einzelheiten aus verklungenen Epochen.

Die Redaktion

Schon in alten Zeiten lag das Fischrecht auf dem Chiemsee ausschließlich in der Hand der Erzbischöfe von Salzburg. Graf Sizo erwarb um 1040 von Erzbischof Dietmar Langenbürgen mit See und Schiffhalteplatz und Fischrecht auf dem Chiemsee. „Das Recht zu fischen lag auf einem Grund 33 Juchert Maß und der sich am Ufer des Sees soweit ausdehnt, daß die Fischer des Grafen von Langenbürgen hier ihre Netze herausziehen, ausbreiten und trocken konnten.“ Auch die

Klosterfrauen vom Nonnberg in Salzburg genossen im 12. Jahrhundert Fischrechte auf dem Chiemsee. Erzbischof Konrad bestätigt der Aebtissin 1144 Mühlen und Fischrechte in Hinzowe (Hirschau) bei Grabenstätt. Die bayerischen Herzöge hatten um 1300 eine Reihe von Fischlehen am Chiemsee, bei Kieming, an der Achen und bei Stöttham. Die Lehninhaber mußten dafür eine bestimmte Anzahl von Reinanken (Renken) an den herzoglichen Kasten abführen. Empfangene Lehen waren also sehr oft mit Gegenleistungen und Verpflichtungen verknüpft. Der Pfleger von Klingenberg, zugleich Vogt über das Kloster Frauenchiemsee, bezog jährlich 100 Renken.

Die bayerischen Herzöge Heinrich und Otto erlaubten dem Abte von Reitenhaslach, einem Herrenkloster an der Salzach in der Nähe der

etwa der Zeit zwischen 1800 und 1600 v. Chr. angehört. Beim Schädel lag ein Bronzehalsring mit 17 Zentimeter Durchmesser. Solche Ringe dienten damals nicht nur als Schmuck, sondern in dieser Gestalt wurde der Rohstoff Bronze gehandelt, weshalb man auch von „Barrenringen“ spricht. Am rechten Oberarm hatte die Tote — nach Schädelform und Beigaben muß es eine Frau gewesen sein — einen Spiralararmreif aus Bronze (6,5 Zentimeter Durchmesser) und in der Halsgegend eine schöngeformte Bronzenadel, die sich an einem Ende ruderförmig verbreitert. Am Ende dieses Ruderblattes ist die Nadel zu einem dünnen Draht ausgezogen, der zurück zum Nadelhals führt und diesen in engen Spiralen umschlingt. Man hat hier also einen Vorläufer der Nadeln mit gerieftem Hals. Die Riefung sollte der Nadel im Gewand oder im Haar wohl einen besseren Halt verleihen und wurde später zur reinen Verzierung.

Die Ausgrabung durch den Beamten des Landesamtes erbrachte noch einige wichtige Feststellungen. Wie man schon vermutet hatte, war die Tote in Hockerlage bestattet. Sie lag auf der rechten Seite und hatte die gegen NO gerichteten Beine angezogen, das Gesicht war also gegen Südosten gewandt. Hockerbestattung findet man von der Endstufe des Neolithikums (Jungsteinzeit) bis in die frühe Bronzezeit und sie ist typisch für die Straubinger Kultur. Sie wird teilweise als natürliche Schlafposition gedeutet, andere nehmen an, daß man die Toten gefesselt ins Grab legte, um ihre Rückkunft zu verhindern. An weiteren Beigaben konnte Herr Wünsch noch viele Röhrchen aus Bronzeblech bergen, die ehemals, auf einer Schnur

aufgereiht, eine Schmuckkette darstellten. Reste der Schnur waren vereinzelt noch deutlich zu erkennen. In einer höhergelegenen Schicht lag außerdem eine aus Bronzedraht zusammengedrehte Spiralscheibe, deren Mitte kegelförmig erhöht ist. Man hat der Verstorbenen also vor rund 3600 Jahren noch nachträglich dieses Schmuckstück ins Grab geworfen. Dieses gehört, wie auch die Röhrchen, ebenfalls zu den Leitformen der Straubinger Kultur. Auffallend war der gute Erhaltungszustand des Skelettes, so daß Rückschlüsse auf die Körpergestalt der Bestatteten möglich sind.

Die Träger der Straubinger Kultur kamen vermutlich aus Böhmen in unser Land und waren ausgesprochene Ackerbauern, die Löß- und Schotterböden zur Besiedlung bevorzugten. Kriegerische Ereignisse bereiteten vermutlich dieser Kultur ein Ende. Dies deuten viele Versteckfunde aus jener Zeit an. Die Leute vergruben ihren kostbarsten Besitz, die Bronze, um sie über die unsicheren Zeiten hinwegzuretten. Der Depotfund aus dem nahen Dirnhart, bestehend aus Halsringen von ähnlicher Form, wie der in diesem Grab gefundene, könnte demnach aus dieser Zeit stammen. Die nachfolgende Hügelgräberkultur, deren Träger vornehmlich Viehzüchter waren, löste die Straubinger Kultur ab, die um 1600 v. Chr. restlos verschwindet. Der Grabfund von Hochhaus, übrigens der erste aus dieser Periode in weitem Umkreis, rundet jedenfalls das Bild über die Vorgeschichte unserer engeren Heimat. Deshalb ist es zu begrüßen, daß man das Landesamt für Denkmalpflege verständigt hat und so eine einwandfreie, wissenschaftliche Auswertung der Funde möglich ist. Dr. Heinrich Kastner

herzoglichen Hofburg Burghausen, und seinen Grundholden zu Uebersee, Aich, Chiemgau, Sassau, Nußdorf den Fischkauf am Chiemsee. Dafür mußte der Abt für die Mutter der bayerischen Herzöge einen Jahrtag halten. Die zum Kloster Gehörigen (Mönche, Laienbrüder und Gesinde) benötigten Fische für Advents- und Fastenzeit, für Quatember und Freitage. Die herzoglichen „Vischmaister“ und Knechte, ebenso die „Vischaufkäufer“ durften diesen Klosteruntertanen laut herzoglichem Dekret die gegebenen Fischrechte nicht nehmen. Renken aus dem Chiemsee wie auch aus anderen Voralpenseen waren bei Rittern und Edlen sehr geschätzte Leckerbissen und Geschenke in dieser Form geeignet, sich die kaiserliche Gunst zu erwerben oder zu vermehren.

Wie der zarte Convent des Nonnenklosters auf Frauenwöhr nach Brand und Zerstörung immer wieder die in den See gewälzten Steine barg, ihre heilige Siedlung neu errichtete, so gingen nicht minder emsig die bayerischen Landesfürsten daran, das uralte Volksgewerbe der Fischerei an dem ihnen überantworteten Banngut wirtschaftlich emporzubringen. In richtiger Einschätzung des wirtschaftlichen Fortschrittes, Befolgung der Ratschläge von maßgebenden Männern der Landeskultur, haben die Herzöge von Bayern und Landshut aus gesunder, haushälterischer Einstellung es verstanden, die eingewurten bayuwarischen Gewohnheiten in schonender Form den systematischen Gesetzesgrundlagen anzupassen und den Zeitverhältnissen nach in Normen zu setzen. Es galt wohl das römische Recht, aber es lebte altererbte deutsche Volksfreiheit fort.

Unter dem Szepter dieser Herzöge erscheinen Spezialisten, Kanzler, Pfleger, Mautner, Berg- und Fischmeister, die es verstanden, die Macht der Herzöge für ihre Zwecke zu gewinnen, die allerhöchsten Hofkassen zu füllen und wenn geboten, wurden auch dazwischen Rechte verkauft. So hat Herzog Georg der Reiche 1501 die Herrschaft Wildenwart an Wolfen Hofer mit der verbundenen Fischberechtigung am südwestlichen Teil des Khiembyses verkauft. Der neubegnadete Herr verband sich mit seinem Gutsnachbarn Onufri von Freyberg auf Hohenaschau, der die Fischzucht schon sehr rationell betrieben hat. Er hat zum Beispiel Setzzeiche zur Aufzucht von Besatzfischen angelegt. Aus dieser so spät vermerkten Erkenntnis könnte geschlossen werden, als hätte man in früheren Zeitperioden wenig auf eine Steigerung des Ertrages in der Fischerei gesehen. Die 28 Kapitel des Landrechtsbuches von 1347 widerlegen es. Ebenso bestätigt die auf seinem Herrenschloß zu Landshut am Montag nach Okuli in Handschrift verfaßte und vom Herzog Georg unterzeichnete, im Staatsarchiv

erhaltene Urkunde, anders: „Die Ordnung von der Visch, des Vischzeugs, auch Vischmaß, Vischkauffhens, Vischfuerens auf und bay dem Khiembse. Sie wurde bestätigt und hinfüro zu halten ernstlich befohlen und geboten. Es ist ein Normativ einer Individualbehandlung der Chiemseefischerei unter dem Vorsitz von Hansen Ebran von Wildenberg, Hofmeister der fürstlichen Regierungsfinanzkammer, kurz Rentamt bezeichnet, unter Beirath des Rentmeisters Ulrich Durchzieher zu Burghausen, wie der fürstlichen Rätthe Löffelholz und Berghofer gefertigt, nachdem Herr Offenheimer, Vicedomamts = Landgegenschreiber, beigezogen Fischmeister Erlbeck, Fischmeister am Khiembse, die Artikel schwerfällig genug concipirt hatten.“

Kurz gefaßt behandeln die einzelnen Artikel:

Einschränkungen von alters her gewohnheitsmäßig geübter, aber nach damaligen Verhältnissen nachteilig sich für den Fischbestand auswirkender Fangweisen der Grund- und Hochseefischerei, Verbote und Abschaffung eingerissener Mißbräuche und als absolut schädlich erkannter Gebrauchsgewohnheiten der Fischer, auf Schonung der Fischbrut, Einführung von Normalfangmaßen für jede Gattung und Maße der Fangzeuge, Regulierung der Verkaufspreise und des Absatzes der gefangenen Fische, auf Befriedigung des vom Hofküchenmeisteramt angezeigten Bedarfs für die Tafeln der fürstlichen Dürnitzen und täglichen Ausspeisungen auf den Zehrgaden der jeweiligen Residenzen und schließlich auf Hebung der Fischzucht im Lande.

Die menschliche Unzulänglichkeit bedingte es, daß oft Fehden und Zwistigkeiten zwischen den einzelnen Lehensinhabern entstanden. An sich war zwar unterschieden zwischen den Hochseefischern, den Insulanern und den Küstenfishern. Als Insulaner galten die Fischmeister und ihre Knechte im Dienste der Klöster Herren- und Frauenwöhr, denen allein das Recht zugesprochen war, in der Weitsee zu fischen.

So mußte die herzogliche Seepolizeikommision ein wachsames Auge richten auf die Klosterfisher und ihre übliche Fangweise, ab und zu auch Uebergriffe abstellen oder eindämmen.

In Aufzeichnungen von Einzeltatsachen wird auch das „werch zu Seebrugkh“ genannt. Die Aebtissin von Frauenwöhr hatte das alleinige Recht zum Fange des Perl = oder Maifisches (ein Weißfisch) und des Frauenfisches (Renken). Die Hochflut hat nun manchmal die in Massen wandernden Frauenfische an den Abfluß des Sees, die Alz, abgedrängt. Um dies aber zu verhindern, wurden auf Anordnung der Aebtissin von den Fischern die Weitsee in der Nähe des Ab-

flusses mit Pflöcken und Baumstämmen kullissenartig verzäunt. Der Frauenfisch, der sonst in der Seetiefe lebt, steigt im hochzeitlichen Perlschmuck an die Oberfläche und dieses Schutzwehr sollte verhindern, daß den Klosterfischern der Fang geschmälert wird. Spreitgarne sollten den See noch mehr absperren. Solche egoistische Maßnahmen des Frauenstiftes mußten aber den Zorn und Widerwillen der Klosterpröbste von Baumburg, die das Fischrecht an der Alz hatten, auslösen. Ebenso nahm es auch der Pfleger Hans der Frauenberger von Seebruck übel auf. Kurzum sie halfen sich selbst und zerstörten mit Grimm immer wieder diese Wuhr, ja, sie veranlaßten es sogar, daß die Klosterfischer vom Nunnwört mit Strafen belegt wurden.

Der Streitfall wurde auch dem Herzog Heinrich dem Reichen gemeldet. Er besichtigte das Korpus delikti und landete unerwartet auf dem Wasen zu Frauenwörth. Die Nonnen benützten diese gebotene Gelegenheit, den hohen Gast mit allen Ehren aufzunehmen und ihn wirklich fürstlich zu bewirten. Aber nicht ohne Hintergedanken. Die kluge Aebtissin Dorothea ließ es weder an Vorbitten fehlen, noch geizte sie mit „Enakskindern des Khiembses“ (den geschätzten Lachsferchen oder Seeforellen). Durch dieses feudale Gastmahl erreichte sie, daß sich der Herzog für ihre Wünsche umstimmen ließ. Er verordnete, daß das Stift zur Streichzeit der Frauenaufische sowie der Nasen, auch der Schietlinge bis zur Sonnenwende die Netze fursetzen dürfe, danach aber die Archen die übrige Jahreszeit offen lassen müsse.

Ein andermal erlaubt uns eine Abhandlung den Blick in die herzogliche Hofküche. Auf der einen Seite waren die bayerischen Herzöge bestrebt, den privaten Haushalt einzuschränken, die Beamten zu größter Sparsamkeit angewiesen, andererseits aber beauftragt, die vornehme und liberale Gastfreundschaft und deren alten Ruhm des herzoglichen Hoflagers zu bewahren. Hierbei gab es keinerlei Unterschied zwischen edlen Gästen und Armen und Hilfsbedürftigen. Wer ans Tor anklopfte, bekam sein Töpfchen gefüllt. Niemand verließ ungestillt und hungrig die fürstlichen und immer geheizten Schloßräume. Der Oberhofbeamte genoß dabei das persönliche Vertrauen des Herzogs und übte im Rang eines Hofrats mit seinen Offizieren, Küchenschreibern, Zehrgadern, Kellermeistern und Köchen wahre Hausmeiermacht aus. Aengstlich beobachtet war nur die strenge Sitzordnung und sonstige Hofetikette. Die gebotenen Tiere mußten so tranchiert werden, wie es jedem Gast nach Rang und Stand angemessen schien. So hatte zum Beispiel ein Pfleger Anspruch auf das linke Haupt des Silberlachs, das rechte stand dem Marschall der Aebtissin zu.

Einem Oberbeamten traf das Kranzl des Halses, einem anderen ein Rippenstück, einem dritten der Kopf bestimmter Fische und so fort. Der Hof selbst war bedacht, daß an der Familientafel „das best köstlichst zeug“ vorab und zuförderst erhalten blieb. Ein „immediate reserviertes Tafelgut“ für die fürstliche Küche war immer der Lachsfelchen aus dem Khiembse. Sogar die Plätze und das Geschirr waren zugewiesen. Hofjunker, Kammerherrn, Truchsesse, Mundschenke, Prälaten, Adelige, Hofmeisterin, Frauenzimmer und Pfleger saßen im „Gätter“, einem für sie reservierten Raum, und speisten mit silbernem Geschirr. Die niederstehenden Hofbeamten wie Fischmeister, Hauskämmerer, Ratschreiber, Auszahler usw. aßen auf Zinn, Netzknechte, Boten, Futterknechte, Reisige bekamen ihre zugewiesenen Rationen auf Holz.

Dazu wurde auch in der Speisenfolge und Speisen-Art und -Menge strenge Rücksicht auf die Zeit genommen. Es gab Fest- und Gedächtnistage, Ostern, Pfingsten und des Herrn Fronleichnam, Fasttage usw. und je nachdem wurden Fische, Eierspeisen oder Wildbret aufgesetzt. Bei jedem Mahle im fürstlichen Schloßern hatte der Kaplan das Tischgebet zu sprechen, jedermann das Haupt zu entblößen; auch während des Essens widersprach es der Hofzucht, die Gürtelschnalle zu lösen. Das erschien als „gefräßig“. Verboten war, Hunde mitzunehmen, Gräten, Schalen und Beine unter den Tisch zu werfen. „Männiglich sollte sich ehrbar züchtiger Gerberden befleißigen.“

## Dö Pfluagräitl

Ko sei, daß s' net a jeda kennt,  
O mei, a jeda? — kaam da Zehnt;  
A Raitl braucht ma hoit fürn Pfluag,  
Für den hot s' zwerkl'n oft grod gnuag.  
Zon Obscharrn, daß dö Schar blank bleibt,  
Und wenn da Mist sich schoppt und sträubt,  
Dö Raitl is fürs Pfluaggespann,  
Wia so a Muestra\* für dö Pfann.

Im Anfang war das Gotteswort!  
Es tönt in Pflüg und Raitl fort  
In Roden, Furchen, Scholle, Brot  
Und Arbeitskampf gegn jede Not.  
Ja, d' Raitl is a ehrbars Trumm,  
Dö Raitl nimmt nur eppas krumm:  
Wenn s' diam dö Ochsn oda Pferd  
Beim Ackern nochigschmissn werd...

F. Fritz

\* Muestra = Scharrer

# Weißblauer Trachtenkrieg?

Von Kreisheimatpfleger Theodor Heck, Wasserburg a. Inn

Die folgenden Ausführungen dienen dem Zweck, die grundsätzlichen Fragen der Trachtenpflege zusammenzufassen und die hierbei strittigen Punkte objektiv zu untersuchen.

## Warum sollen wir eine Tracht tragen?

Gegen den Einwand, die Tracht sei nun einmal überlebt, man könne das Rad der Geschichte nicht einfach nach rückwärts drehen und vergangene Zustände wieder heraufbeschwören, ist folgendes anzuführen:

Gerade weil die Zeit weiterschreitet, wandelt sich auch unsere Einstellung zu den Fragen der Lebenshaltung. Wie man in der vergangenen materialistischen Epoche sein Ideal im Weltbürgertum sah, sucht man heute sein Heil wieder in einer Verbundenheit mit der Heimat. Nichts aber ist geeigneter, dieser neuen Gesinnung augenfälligeren Ausdruck zu geben als die bodenständige Tracht. Schon aus diesem weltanschaulichen Grund ist die Berechtigung der Trachtenpflege zur Genüge erwiesen.

Dazu kommen noch rein praktische Erwägungen, die ein Wiederaufleben der Tracht erstrebenswert machen. Die Tracht ist kleidsam, sie ist kaum einer Veränderung unterworfen. Sie veraltet also nicht so schnell wie die Mode, zu deren Wesen es ja gehört, jedes Jahr in völlig überraschender Neuheit hervorzutreten. Ihre beinahe immerwährende Gültigkeit erlaubt es, sie reicher auszustatten, sowohl an Material als auch an handwerklicher Ausführung als eine nur für kurze Zeit bestimmte modische Kleidung. Sie unterstützt das Handwerk, das nur durch eine kulturelle Entwicklung gerettet werden kann, in deren Zug auch die Tracht wieder lebendig wird.

Die farbenfreudige Tracht hellt den immer grauer werdenden Alltag auf. Mit anderem Brauchtum zusammen, das zu fördern sich die Heimatpflege bemüht, könnte sie der Entzauberung des bauerlichen Lebens entgegenwirken. Was aber nicht heißen soll, daß die Tracht nur aufs Land gehört. Das führt uns zur zweiten Frage:

## Wer soll die Tracht tragen?

Die Bauern empfinden es manchmal als eine unbillige Zumutung, daß gerade sie Tracht tragen sollen. Diese Ansicht beruht auf einem Mißverständnis, denn die Bestrebungen der Heimatpflege sind ja nicht nur auf die Erhaltung des bauerlichen Brauchtums, sondern auf die Erneuerung der Lebensführung des gesamten Volkes gerichtet. Also auch der Städter soll wieder zur Tracht zurückfinden. Auch das ist keine Zumutung, denn der Städter geht auf diesem Gebiet bekannter-

maßen längst voran. Das so beliebte „Dirndl“ kommt aus der Stadt und unsere Erneuerungen, z. B. die Wasserburger Sommer- und Winterwerktagstrachten für Frauen unterscheiden sich im Prinzip durch nichts von dem, was längst allgemein ohne Bedenken getragen wird, als dadurch, daß sie auf Grund wissenschaftlicher Forschung für diese Gegend eben besonders bodenständig sind. Was beim Werktagsgewand bereits geschehen ist, müßte doch auch beim Festkleid möglich sein.

Schließlich sei noch darauf verwiesen, daß ein Bekenntnis zur Tracht ja in keiner Weise zum Verzicht auf die modische Kleidung verpflichtet, auch den Bauern nicht. Nur wird dieser bald darauf kommen, daß ihm die Tracht entschieden besser steht, als die für ganz andere Voraussetzungen geschaffene Mode.

So bleibt nur noch die letzte Frage:

## Was für eine Tracht sollen wir tragen?

Die alten Trachten sind fast überall so völlig erloschen, daß man sie nicht einfach wiedererwecken kann. Dazu kommt, daß die letzten Spätformen vielfach bereits so an Schönheit verloren hatten, daß ihre Auferstehung gar nicht wünschenswert ist. Die Formen aus der Blütezeit dagegen stehen uns zeitlich zu fern, als daß wir sie unverändert übernehmen könnten. Auch die Tracht wandelt sich im Laufe vieler Jahre, so daß ein Gewand aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts bei aller Schönheit, im heutigen Alltag getragen, möglicherweise als Maskerade empfunden würde. Das wissen auch die Trachtenvereine.

Es bleiben also nur noch zwei Auswege: Entweder die noch lebendige, mehr zweckmäßige Gebirgstracht als bayerisches Nationalgewand zu fördern, oder für die einzelnen Landschaften charakteristische Trachtenerneuerungen zu schaffen.

Zur Gebirgstracht wäre zu sagen: Die heute übliche grau-grüne Lodentracht der Männer, mit der kurzen Lederhose ist in gewissem Sinn auch schon eine Erneuerung, die allerdings bereits vor über 100 Jahren zustande kam. Die alten Gebirgstrachten waren farbenfreudiger, wie etwa die Tracht der bekannten Wackersberger Schützen zeigt. Die graue Lodentracht kam wohl aus dem Tuxertal in Tirol und wurde in Bayern erst mit dem grünen Kragen vervollkommen. So wurde aus dem Arbeitsgewand der Bergbauern zunächst eine Jägertracht. Dies und vor allem die Förderung durch das bayerische Königshaus hat zu ihrer raschen Verbreitung beigetragen. Heute herrscht sie in ganz Südbayern und kein Trachtenerneuerer

denkt daran, sie anzutasten. Aber ist der Gedanke so ketzerisch, neben dieser Tracht, auch für die Männer eine Festtracht auf Grund einer noch älteren Tradition wiederzubeleben? Dies bedeutete doch entschieden eine große Bereicherung unserer Volkskultur.

Die weitere Frage ist, ob wir resignieren und uns mit der im Gebirge heimischen Tracht als bayerische Nationaltracht für alle Gaue abfinden sollen. Gegen diesen Gedanken ist einzuwenden:

1. Jede Tracht entspricht dem Boden, dem sie erwachsen ist. Ganz abgesehen von den im Gebirge berechtigten Zieraten, wie Gemse, Edelweiß usw., paßt auch die ganze Gesamthaltung der älplerischen Tracht nicht zum Wesen des schwerblütigeren Menschen im Flachland. Es widerspricht der ganzen Einstellung z. B. eines Rottaler Bauern, in der kurzen Lederhose und Wadlstrümpfen zu gehen und er tut es auch nicht.

2. Wir haben gar keinen Grund, uns mit dieser kulturellen Verarmung, die eine einheitliche Nationaltracht bedeuten würde, abzufinden, denn der Heimatgedanke ist allen äußeren Einflüssen zum Trotz im Wachsen. Wenn wir heute für alle bayerischen Gaue eigene bodenständige Trachten fordern, gehen wir damit viel weiter, als es die Heimatfreunde in der heimatfeindlichen Zeit der Jahrhundertwende überhaupt zu hoffen wagten.

Jeder Anhänger des Trachtengedankens müßte eigentlich ein solches Ziel freudig begrüßen. Wenn trotzdem Bedenken dagegen laut werden, mag dies mit der Sorge zu erklären sein, ob diese erneuerten Trachten nun auch wirklich bodenständig sind und nicht etwa nur Fantasieprodukte der Fremdenverkehrsindustrie.

#### Was die Trachtenerneuerung will:

In jeder Landschaft soll eine der Ueberlieferung entsprechende, charakteristische Tracht wieder aufleben.

Da unter den völlig veränderten Bedingungen der heutigen Zeit die Alttrachten nicht mehr zweckmäßig sind, ferner, da sich auch die Tracht zu allen Zeiten fortentwickelt hat, wie das für eine lebendige Sache ja Bedingung ist, bleibt nur ein Weg, die Tracht wieder erstehen zu lassen. Das ist, Formen zu erarbeiten, die allem Ermessen nach dem entsprechen, was sich gebildet hätte, wenn nicht eine alles nivellierende Zivilisation auch dem natürlichen Wachstum der Tracht den Garaus gemacht hätte.

Dem Einwand, eine bodenständige Tracht müßte „gewachsen“ sein, ist die Tatsache entgegen zu halten, daß das Volk durch den etwa 100 Jahre alten, totalen Niedergang der bodenständigen Kultur die Fähigkeit verloren hat, von sich aus zu guten Neugestaltungen zu kommen. Es darf auch nicht übersehen werden, daß die Tradition meist so

radikal abgerissen ist, daß es für den Laien fast unmöglich ist, einen Anknüpfungspunkt zu finden. Die Volkskunde muß hier einspringen und in gewissenhaftester Arbeit die Unterlagen für die Erneuerungen schaffen.

Einschlägige Fachleute wirken hierfür in Bayern bei der Landesstelle für Volkskunde, bzw. beim Landesverein für Heimatpflege, den vom Staat mit diesen und ähnlichen Aufgaben beauftragten Stellen. Mit ihnen arbeitet auch die offizielle Heimatpflege aufs engste zusammen. Dadurch ist die Gewähr gegeben, daß die Durchführung der Trachtenerneuerung mit hohem Verantwortlichkeitsbewußtsein geschieht.

Auch die einschlägigen Gebirgstrachtenerhaltungsvereine dürfen sich diesen Gedankengängen nicht verschließen. Wenn sie trotzdem gegen die von der Heimatpflege geförderten Trachtenerneuerung Einspruch erheben, so daß sogar schon von einem „weißblauen Trachtenkrieg“ die Rede war, kann dieses Verhalten eigentlich nur auf Mißverständnis oder Unkenntnis der Sachlage beruhen.

## Die Chronik

1641 Aus unbekannter Ursache begann am 3. Mai nachmittags 1 Uhr zu Rosenheim ein Brand, der den ganzen Ort vernichtete bis auf des Baders Huber Haus, Dreiviertel Million Gulden war der Schaden. Auch alle Briefschaften im Rathaus verbrannt, Handelsrückgang fühlbar auf 200 Jahre. Brandsteuer im ganzen Fürstentum.

(Eid, Altrosenheim S. 132)

1715 Um seinen Besitz auf der rechten Innseite abzurufen, vertauschte das Frauenkloster Altenhohenau die Höfe Gabersee, Gern, Riedhof und die Wirtschaft in Rettenbach am 12. Februar 1715 an das Kloster Attel gegen die großen und kleinen Innauen auf der Altenhohenauer Seite.

Heimat am Inn XIII, Nr. 4

1721 Als der 84jährige kurfürstl. Leibschiiffmeister Hans Rieder, Rosenheim, in diesem Jahr gestorben war, wurde als bayrischer Leib- und Hofschiffmeister Johann Caldera angestellt. Titan v. Hefner spricht von Caldera als „zu Wasserburg“, doch dürfte hier Wasserburg weniger als Wohnort, denn als Amtsort aufzufassen sein, als die Lände des Landesherrn und seines Hofes. Der ehemalige Braunauer Schiffschreiber Caldera war durch Ehelichung der Witwe des Kraiburger Schiffmeisters, auch Leibschiiffmeisters Christoph Mayr dessen Nachfolger geworden. Für Truppentransporte hatte er 1743 zu fordern von Bayern über 56 000 Gulden und von den Franzosen 20 000 Gulden.

Chronik Kirmayer.

## Wie im Schlaraffenland!

Im Dorfe Brunn lebte ein reicher Bauer namens Schön, dem heute noch ein gutes Andenken bewahrt wird. Er war nämlich ein schrulliger, gern zu Späßen aufgelegter Mann, was ihm in Verbindung mit seiner Gastfreundschaft viele Freunde warb. Sogar bei den Aemtern war er bekannt und durfte der hohen Obrigkeit manches sagen, was von anderen schief aufgenommen worden wäre.

Eines Tages, so um Johanni herum, als der Holler blühte, hatte er wieder einmal ein „Geschäft“ beim Herrn Landrichter. Nach Erledigung der dienstlichen Angelegenheit kam er mit ihm in ein längeres Gespräch. Und da die Sonne heiß vom Himmel brannte, herrschte in der Amtsstube eine fast unerträgliche Schwüle. Da meinte Bauer Schön, indem er sich mit seinem großen Schnupftuch den Schweiß von der Stirne wischte: „Gnaden Herr Landrichter, ich möcht beileib nicht tauschen mit ihnen. Bin schon lieber Bauer draußen bei mir in Brunn, als da herin in der Stadt Beamter. Um Johanni herum schon gar nicht, wo bei uns draußen einem die backenen Hollertraub'n ins Maul hineinhängen, wenn man unter der Hollerstaud'n liegt.“

„Aber jetzt machst wieder Spruch, lieber Schön!“ meinte der Landrichter. „Im Schlaraffenland lebst auch du nicht.“

„Soll nimmer Schön heißen, wenn's nicht wahr ist. Schauen S' selber nach, dann werden S' sehen, daß ich net lüg. Mit Frau und Kinder sind S' eingeladn und der Herr Rentamtmann mit seiner Familie auch. Nur müssen S' mir sagen, wann die Herrschaften kommen, net daß meine Kinder bis dahin alle Hollerküachln 'runtergessn haben von der Staud'n.“

„Gut, wir finden uns morgen nachmittag bei ihnen ein und sind so frei, lieber Schön! Aber wenn die Küchln nicht an den Stauden wachsen, müßt Ihr den Gang teuer bezahlen.“

Verschmitzt lächelnd verließ der Bauer die Amtsstube, ging nach Hause und weihte sein Weib in den ausgeheckten Plan ein. Am andern Morgen mußte gleich der Knecht beim Wirt ein gehöriges Faßl Bier holen. Während der Bauer aus dem Fischtrügl vom Hausweiher ein Körbl voll fetter Karpfen zu einem leckeren Mahl herbeischaffte, rührten Bäuerin und Kuchlmagd in großen Schüsseln den Pfannenkuchenteig zu den Hollerkücheln. Dann wurden Tische und Bänke an die Hollerstaude getragen. Das ganze Hausgesinde half nun zusammen, die weißen Dolden am Strauch in echte, knusperige Hollerküchln zu verwandeln. Fleißige Hände tauchten sie in den Teig und buken sie in kleinen Schmalzpfannen unter der Glut von Holzkohlen heraus. Zum Schluß ließ der Bauer

die Hollerstaude mit frischen Leintüchern zudecken, um die leckeren Küchln vor dem Zugriff der Vögel zu schützen.

Es war eine Mordsarbeit; aber wenn der Bauer Schön „A“ sagte, dann sagte er auch „B“. So viel war ihm die Ueberraschung seines hohen Besuches wert, der pünktlich am Nachmittag zur festgesetzten Stunde eintraf und aufs beste bewirtet wurde. Mitten unter dem angeregten Gespräch aber erinnerte der Landrichter an das Versprechen: „Nun glaube ich halt doch, mein lieber Schön, daß ihr uns ‚derbleckt‘ habt mit Eueren Hollerküchln, die am Strauch wachsen.“

„Das möcht ich mich nicht unterstehen, Gnaden Herr Landrichter!“ entgegnete der Gastgeber. „Nur müssen die Herrschaften halt mit mir hinausgehen. Haben so meinen Hof noch nicht gesehen. Vielleicht finden wir die Hollerstaude, mit der ich Ihnen den Mund so wässerig g'macht hab'.“

Auf einen Wink ließ Schön die Staude von ihrem „Vorhang“ befreien, dann führte er seine Besucher durch den Besitz. Und da standen sie auf einmal wirklich vor dem Hollerbusch, unter dem man bloß den Mund aufsperrn und von den Küchln abzubeißen brauchte.

„Tatsächlich!“, bestätigte verwundert der Landrichter. „Wirklich nicht angebunden, echt gewachsen und in dieser Zahl! Ich sag's ja, der Schön ist ein Tausendsassa, ein echter Schlaraffe!“

Peter Kramer

## Ums Wedamacha

Bal oana 's Weda macha kunnt,  
Dem waar im Lebn schier alls vergunnt!  
Der kunntat fragn: „Was kost' denn d' Welt?“  
Denn: Um dös leidig liebe Geld,

Da kaam der oa und mecht an Regn,  
An Meta weita waars oam glegn,  
Da Himmi lachat, weil er 's braucht!  
Der ander, den dö Sunna schlaucht,

Schafft o: „An Wind!“ — Alls auf oan Sitz!  
An Dunna und an saubern Blitz,  
Dös mechat oana, der nix scheucht,  
A Wedamacha hätt's net leicht!

Neamd passat auf, wer si beklagt —  
Was 's kost', da werat gar net g'fragt —  
Grad arme Leut, dö waarn petschiert,  
Bal 's Weda wurd vom Geld regierrt!

Drum is's scho gscheita, 's bleibt wias is:  
Und oans, dös waar uns alle gwiß,  
Dös sell waar ganz und gar net schüß:  
Ma kunnt nia ohne Regnschirm geh!

Gustl Laxgänger

# Spitzenschuh und Hütswohl

Nochmal zwei alte Familiennamen, von Anton Bauer

In Nummer 5 dieser Heimatbeilage habe ich die zwei alten Handwerker-Familiennamen Kalteisen und Scheibenboden kurz besprochen. Aus der Haus- und Familiengeschichte der Pfarrei Hochstätt kann ich hiemit nochmal zwei alte, längst der Vergangenheit angehörende Familiennamen vorführen. Wie ihre Träger sind sie seit vielen Generationen ausgestorben. Nur als Hausname besteht der zweite Name noch in Schechen. Diese zwei schönen alten Namen heißen: Spitzenschuh und Hütswohl.

Spitzenschuh ist, wie leicht erkennbar, ein Handwerkernamen, ehemaliger Name eines ehrsamten Schuhmachers oder Schusters. „Spitz den Schuh!“ So ist dieser Name als Satzname in Befehlsform zu deuten. Nun muß man, um diesen Namen recht verstehen zu können, wissen, daß einst in alter Zeit spitze Schuhe Mode waren. Man braucht da nur Trachtenbilder aus dem Mittelalter genauer zu studieren, um zu erkennen, wie spitz in der Spätgotik die Schuhe gewesen sind! Die berühmten Moriskentänzer des Münchener Bildhauers Erasmus Grasser im alten Rathssaal zu München oder die vielbeschauten Tänzer am „Goldenen Dachl“ zu Innsbruck tragen solch spitziges Schuhwerk. Aber auch manche gotische Heiligengestalt, die der Schnitzer oder Maler im Zeitkostüm auf den Altar gestellt oder auf die Altartafel gemalt hat, trägt solch spitze Schuhe. Da kann also ein Meister der Schuhmacherzunft im Mittelalter sehr wohl den Namen „Spitzenschuh“ bekommen und auf Kinder und Kindeskinde weitervererbt haben. Im Pfarrgebiet von Hochstätt finden sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Besitzer eines Söldnerhäusls in Au bei Schechen mit dem Namen Spitzenschuh. In der Rosenheimer Gerichtsrechnung vom Jahre 1515 ist folgender Eintrag zu finden: „Chuntz Schuester von Au und Spitzenschuechin daselbs sind abkommen, um daß sie den Matheus Kisling übermäht haben.“ Die Strafe für das Uebermähen betrug zwei Pfund Pfennige. 1529 wurde „Veit Spitzenschuech“ von Au zu einer Strafe von 2 Schilling 15 Pfennigen verknurrt, da er den Christan Zöbl, Weber von Au, verletzt hatte. So zu lesen in der Rosenheimer Gerichtsrechnung von 1529. Später verschwindet der interessante Name aus den alten Aufschreibungen.

Schwieriger ist die Deutung des ehemaligen Familiennamens Hütswohl. Auch er tritt bereits im 16. Jahrhundert, z. B. 1515 bis 1531 in den obengenannten Rosenheimer Gerichtsrechnungen auf. Mehrere Träger dieses Namens „Huetswol“ aus Schechen haben sich

wegen Rauferei verantworten müssen und sind deshalb straffällig geworden. Gerauft wurde ja in alter Zeit nicht selten. Die rauflustigsten Delinquenten werden wohl beim „Jetzwohl“ in Schechen daheim gewesen sein. Der Familienname Hütswohl hört im 17. Jahrhundert auf dem Schechener Gut auf und findet sich noch längere Zeit beim Oberscherzl in Hochstätt. In Hochstätt ist ein „Utz Huetswol“ schon 1512 bezeugt. Vielleicht hängen diese Hütswohl in der Hochstätter Pfarrei mit den Hütswohl in Pfaffenhofen zusammen, wo schon 1445 der „Huetswol von Pfaffenhofen“ ein Lehen, also einen Viertelhof besitzt und vier Schilling Pfennige Steuer bezahlt, wie das Rosenheimer Steuerbuch von 1445 ausweist.

Was bedeutet nun der Name Hütswohl? Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man auch ihn als Satznamen in Befehlsform erklärt: „Hüte sie wohl!“ Mundartlich: „Hüets' wohl!“ Also ein Befehlsname für einen Hüter der Weidetiere! Ein Hüter- oder Hirtenname! Der Name eines Vertreters jenes einst sehr wichtigen Berufes, eines Gemeindegirten, dem das Vieh auf der Gemeindegeweide anvertraut war. Mit der Einführung der Stallfütterung haben die Gemeindegeweidenaufgehört, sie wurden Anfang des 19. Jahrhunderts an die Gemeindeglieder verteilt. Der Hirtenstand hat damals seine Bedeutung im Inntal und anderswo verloren.

Wer mit dieser Deutung des Namens Hütswohl nicht einverstanden ist, möge eine bessere Erklärung dieses Namens versuchen!

Der Kuriosität halber sei eine Deutung noch mitgeteilt, die von der neueren Namensform „Jetzwohl“ ausgeht. „Jetzt (ist mir) wohl“ oder „Jetzt (ist uns) wohl!“ So sollen die Schiffler einst ausgerufen haben, wenn sie beim „Jetzwohl“ in Schechen zugekehrt sind, damals, als noch der Inn nahe am Hause vorbeigeflossen sein soll! Diese Erklärung ist abzulehnen. Denn bei Namensdeutungen darf man nie von den neueren oder neuesten Namensformen ausgehen, sondern man muß immer die alten urkundlichen Formen der Deutung zugrundelegen. Und die alte Form heißt in diesem Falle klar und eindeutig „Huetswol“ oder „Hietswol“.

---

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: Oberbayerisches Volksblatt, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1954

Juli

Nummer 7

## Der sechste Bayerische Heimattag

Zum sechsten Male fanden sich die drei großen Vereinigungen, der „Landesverband für Heimatpflege“, der „Verband Bayerischer Geschichts- und Urgeschichtsvereine“ und der „Bund Naturschutz in Bayern“ in gemeinsamer Tagung zum „Bayerischen Heimattag“ zusammen. Federführend war heuer der „Bund Naturschutz in Bayern“, dessen geschäftsführender Vorstand, Innenarchitekt Luitpold Rueß, die Teilnehmer am 25. Juni abends in dem nur mit Kerzen beleuchteten, ehrwürdigen Dürnitzsaal zu Burghausen begrüßte und als ebenso einfühlsamer wie energischer Leiter der Tagung vorstand.

Ueber vier Tage hin erstreckte sich das Programm, wenn man die Exkursionen nach Heiligkreuz, Marienberg, Raitenhaslach, Astern und Tittmoning mit anschließender Plätzenfahrt auf der Salzach und am letzten Tag eine weitere Fahrt von Burghausen über Markt, Altötting bis Mühldorf hinzuzählt. Zweifellos lag jedoch das Hauptgewicht auf den ersten beiden Tagen, die an sich schon genühten, die Aufnahme-Fähigkeit und -Bereitschaft der Teilnehmer auf die Probe zu stellen.

Die Salzach als Grenze ließ das österreichische Element begrüßenswert stark in Erscheinung treten. So eröffnete auch der österreichische Hochschulprofessor Dr. Ernst Knebel den Reigen der Vorträge mit „Bayern und Oesterreich“. Fesselnd und undogmatisch beleuchtete er das Gemeinsame und Differenzierende beider Staaten, deren Bevölkerung gleicher Mundart, gleichen Charakters und Gefühllebens seien, differenziert jedoch, was die historische Bildung der Landeshoheit, die

Entwicklung des Adels, barocke Baukultur und in heutiger Zeit die soziale Struktur anbelange. — Der Streit um die Erhaltung der Römersiedlung im Allgäuer Kempten gab dem Hauptkonservator Dr. Werner Krämer Gelegenheit, den durch das Landesamt für Denkmalpflege erzielten Kompromiß zwischen zeitgenössischem Ausdehnungswillen der Stadtgemeinde und der berechtigten Sorge um Erhaltung eines kulturhistorisch außerordentlich wertvollen Baudenkmals zu rechtfertigen. — Diplomvolkswirt Adolf Roth sprach über Familienkunde und Volkskunde, wobei er sich zu der Anschauung verstieg, daß die „sogenannte gute Literatur“ von Goethe beginnend bis zu Thomas Mann ihren Anteil an der Zerrüttung des Familienlebens habe.

Herausgegriffen aus der Fülle der Vorträge sei noch „Heimatpflege in der Lehrerfortbildung“ von Professor Dr. Georg Fischer, Kulmbach. Er warb nach einer etwas weit-schweifenden Einleitung für die Errichtung „Pädagogischer Institute für Heimatforschung und Heimatpflege“. Es soll der wachsenden Kulturapathie und dem Kultur nihilismus entgegengetreten werden. Was früher weitgehend durch das auf Überlieferungsbewußtsein und Gemeinschaftskultur beruhende Leben der nachfolgenden Generation vermittelt wurde, muß ihr heute durch die Schule geboten werden. Der Kulturausschuß des Bayerischen Landtags habe selbst erkannt, daß die Schulwirklichkeit diesen Forderungen nicht gerecht werden kann und der Lehrerschaft die Möglichkeit gegeben werden muß, sich die erforderlichen Kenntnisse über die landesgeschichtliche Entwicklung und aller damit zu-

# Wallfahrt „Zum hl. Abendmahl“ im Aschauer Tal

von August Sieghardt, Grassau (Chiemgau)

Wenn man von Niereraschau nach Bernau gehen will, dann kann man zweierlei Wege wählen: Die sechs Kilometer lange Fahrstraße, die des starken Verkehrs und der Staubplage halber nicht anzuraten ist, und den Berg- und Waldweg übers Gebirge, über die hochgelegenen Bauernhöfe von Reit (wo ein Pfad nach Gschwendt abzweigt) und über den aussichtsreichen gastlichen Seiserhof, von dem aus sich der Weg abwärts senkt gen Bernau. Auf diesem Bergweg, der von Niereraschau bis Bernau eineinhalb Stunden beansprucht (er zweigt von der Bernauer Fahrstraße rechts ab) kommt man an der oben auf einer Waldblöße idyllisch gelegenen Wall-

fahrtskapelle vorbei, die den Namen „Zum hl. Abendmahl“ führt. Sie wird von den Wandernern schon deshalb gerne aufgesucht, weil man von ihr eine herrliche Aussicht hat auf den zu Füßen liegenden Bärnsee, auf Höhenberg mit seinem netten Kircherl, auf das Pfarrdorf Umrathshausen, zum Kirchturm von Frasdorf, zum Kirchlein St. Florian und auf das Schloß Wildenwart mit der dahinter aufragenden neuen Wildenwarter Gedächtniskirche. Auch den Verlauf der Autobahn kann man verfolgen. Vor der Kapelle rieselt ein schön gefaßter Brunnquell, dessen Wasser nach einer uralten Ueberlieferung heilsam sein soll gegen Augenleiden. Dies mag dazu

sammenhängenden Fragen zu erwerben. Hier hätten die geplanten Institute ein dankbares Feld, die Zusammenführung von Heimatforschung und Heimatpflege mit der Lehrerfortbildung fruchtbar zu gestalten. Den Gedanken dieses Vortrags wurde in einer anlässlich der Haupttagung gefaßten Resolution Nachdruck verliehen.

Auf dieser Haupttagung gab es zunächst eine lange Reihe prominenter Gäste zu begrüßen, wie unter anderen die Vertreter des Ministeriums des Inneren, der Kultur und der Finanzen sowie den Regierungspräsidenten von Oberbayern, Dr. Mang, der im Namen der Gäste antwortete. Man weiß von ihm, daß er ein Freund der Heimatpflege ist. Wenn er sein warmes Interesse bekundete und seine Hilfe versprach, so glaubt man ihm aufs Wort; immerhin wird sich mancher Teilnehmer vor Augen gehalten haben, daß die Mittel für kulturelle Zwecke und besonders für die Heimatpflege knapp sind und es mehr oder weniger beim guten Willen bleibt.

Den Festvortrag hielt Professor Alwin Seifert über „Wasserkraft und Naturschutz“. Der unermüdete Rufer und Streiter um die Erhaltung der gottgegebenen Natur, auf einer internationalen Veranstaltung in Wien mit dem Ehrentitel „Der wilde Professor“ und als größter Schimpfer bezeichnet, umriß die Schwierigkeiten, denen alle Länder durch die Industrialisierung der Wasserkräfte ausgeliefert seien. Die Hybris der Techniker, die wirtschaftliche Macht und die Sucht, alles hundertprozentig auszubeuten, die Erfindung des Betons haben der Landschaft unersetzlichen Schaden zugefügt. Zu begrüßen wäre, daß es neuerdings Pioniere unter den Technikern gäbe, die bei der Ausnutzung der Wasserkraft dem Landschaftsbild und ihrem Schutz Verständnis entgegenbrächten.

Daß bei der Fülle der gebotenen Gelehrsamkeit dem Wunsch nach Entspannung Rechnung zu tragen sei, dafür sorgten nicht nur

das strahlende Wetter und die fahnengeschmückte, reizvolle Stadt mit ihren gastfreundlichen Hotels und Cafés, sondern auch eine musikalische Veranstaltung zu Beginn in der Dürnitz und am Samstag der „Altbayerische Abend“. Während im Dürnitzsaal Hauptlehrer Kammerer mit seinen jungen Freunden auf alten Instrumenten interessante Volksmusik darbot, wobei er von dem Burghauser Madrigalchor auf das glücklichste unterstützt wurde, und somit die Teilnehmer ehrlich begeisterte, hatte er beim „Altbayerischen Abend“ eine weniger geschickte Hand. Es war ein kleiner Regiefehler, die zahlreichen, österreichischen Freunde in ihren schmucken, von Dr. Lipp, Graz, entworfenen erneuerten Trachten bis spät in die Nacht auf ihre Darbietungen warten zu lassen. Diese Blas-, Sing- und Tanz-„Zechen“ lösten ungeteilten Beifall aus; leider war die Akustik im großen Saal nicht günstig und das Fehlen einer Lautsprecheranlage ließ die Ansagen Kammerers meist unverständlich bleiben. Lobend zu erwähnen ist auch die Wasserburger Stadtkapelle in ihrer schönen, ebenfalls von Dr. Lipp entworfenen, Festtagstracht. Ihre musikalischen Leistungen fanden hohe Anerkennung. Der Stadtarchivar von Burghausen, Dr. Pfennigmann, war mit viel gutem Willen bemüht, den hinsichtlich der Organisation an ihn gestellten Anforderungen gerecht zu werden.

Dem Direktor des Landesamtes für Denkmalpflege, Dr. Ritz, war es eine besondere Freude, dem 1. Vorsitzenden des Landesvereins, Professor Dr. Wilhelm Dieß, zu seinem 70. Geburtstag tiefempfundene herzliche Glückwünsche darzubringen. Dr. Ritz ist der Vater des Bayerischen Heimattages; dafür ist ihm der Dank aller Heimatfreunde gewiß. Zu überlegen wäre, den Heimattag nicht jedes Jahr stattfinden zu lassen; es könnte die Gefahr bestehen, daß er ein wenig in das Routinemäßige abgleiten könnte.

Ch. K.

beigetragen haben, daß dieser Platz schon in früher Zeit von Gläubigen aus der Umgegend gerne aufgesucht wurde. Die Hauptanziehungskraft aber bestand in einem Bild, das — angeblich schon im Jahre 1640 — hier in dieser Waldeinsamkeit an einem Baum angebracht worden war, und zwar von einem Schlosser, der an diesem Brunnenquell Heilung suchte und fand. Dieses Bild stellte das heilige Abendmahl Jesus vor. Später kam dieses Bild in ein hölzernes Kapellchen, in welchem von den Wallfahrern Motivtafeln angebracht wurden; diese sind heute noch vorhanden, die älteste von ihnen trägt die Jahreszahl 1723.

Im Jahre 1803 hatten die zwei Bauern aus dem genannten Weiler Reit (unweit des Seiserhofes), Sebastian und Johann Achleitner, einen Getreidetransport nach Nürnberg zu bewerkstelligen. In der Nähe des oberpfälzischen Städtchens Beilngries im Altmühltal kamen sie samt dem Gefährt in Gefahr, in den eiskalten Fluten der Altmühl zugrunde zu gehen. In ihrer höchsten Not gelobten die beiden, anstelle des hölzernen Kapellchens beim „Hl. Abendmahl“ eine größere Kapelle zu erbauen, wenn sie durch die Fürbitte der Muttergottes vor dem Tod bewahrt blieben. Die Rettung aus den Fluten der Altmühl gelang und als die zwei Reiter Bauern heimkamen, gingen sie sogleich daran, ihr Gelöbnis in die Tat umzusetzen. Sie stießen dabei aber bei den zuständigen Behörden auf große Schwierigkeiten, denn zu jener Zeit wütete ja in Bayern die unheilvolle Säkularisation, der jedes Feldkreuz, jede Kapelle, jedes Kloster ein Dorn im Auge war. Nicht weniger als achtmal mußten die beiden zu Fuß nach München gehen, bis sie die Genehmigung zum Bau einer größeren Kapelle beim „Heiligen Abendmahl“ erhielten und darüber vergingen fast zwanzig Jahre. Erst, als sich der Schloßherr von Hohenaschau, Maximilian Graf von Preysing, für die Sache einsetzte, wurde in München die Genehmigung zum Kapellenbau erteilt. So entstand im Jahre 1822 die heutige bescheidene Kapelle mit dem Glockentürmchen, der man später die offene Vorhalle anbaute, damit die Besucher vor der ungunstigen Witterung geschützt sind. Ein kleines Barockaltärchen, ein paar Heiligenfiguren, ein paar Heiligenbilder und die alten Motivtafeln bildeten mit einer Darstellung des hl. Abendmahles Jesu den Schmuck des Kirchleins. Eine der alten Motivtafeln veranschaulicht in Bild und Wort, wie vier Personen — Anton Höfer, Josef Christetter, Maria Mittermüller und Anna Bauer von Hohenaschau — am 25. Juli 1840 in einem Kahn bei der Heimfahrt von Herrenchiemsee in einen Sturm gerieten, wobei ihr Leben in großer Gefahr war. „Sie richteten ihre Blicke und Seufzer hinauf zur Kapelle vom heiligen Abendmahl und wurden mit Gottes Hilfe

gerettet“, heißt es unter dem gemalten Bild, das F. Lindner und A. Höfer im Jahre 1869 erneuert haben. Ueber ihm, in der oberen Hälfte des Doppelbildes, sieht man die Abendmahlszene, die in der Kapelle in mehrfacher Ausführung unter Glas und Rahmen angebracht ist; darunter befindet sich auch die Wiedergabe der Abendmahlszene nach dem berühmten Gemälde von Leonardo da Vinci aus der Zeit um 1600.

Künstlerisches Talent verrät eine ebenfalls unter Glas und Rahmen befindliche Bleistiftzeichnung der Kapelle und ihres Altärchens; sie trägt die Verszeilen:

„In Angst und Not, in Leid und Schmerz  
Flieh' ich hier an Dein göttlich' Herz.  
Denn Hilfe find' ich allzeit hier;  
Du Gnadenort, wie dank' ich dir!“

In rotgestickten Buchstaben hat sich auf einer Tafel unterm 19. April 1911 eine Person aus Ballantine in Nordamerika verewigt, die sich bei einem ihr widerfahrenen Unglück zum heiligen Abendmahl verlobte und Hilfe fand. Auf einem Exvoto vom Jahre 1867 lesen wir, „daß sich zwei gewisse Eheleute zu dem heiligen Abendmahl verloppten wegen ihrer Tochter in einem Gicht Leiden und wurden sogleich glücklich erhört.“ Auch eine auf Goldgrund gemalte Schwarze Madonna ist angebracht, mit einer Inschrift in russischen Buchstaben. Ein ungewöhnlich schön geschnitzter und bemalter Barockengel trägt als Konsole eine Madonna und an einem zwei Meter hohen Holzkreuz hängt ein vortrefflich geschnitzter Kruzifixus aus neuerer Zeit.

Einem Wallfahrer aus Traunstein, dem dortigen Autischer Wolfgang Bachmaier, gefiel bei seinem Besuch in der Kapelle zum hl. Abendmahl im Jahre 1830 dieses Passionsheiligtum so gut, daß er für seine Behausung an der Salinenstraße in Traunstein eine Kopie anfertigen ließ, die ebenfalls dem heiligen Abendmahl geweiht ist; auch dort veranschaulicht das Altarbild die Szene des heiligen Abendmahles, gemalt von dem Vachendorfer Maler Johann Neumüller.

## Die Chronik

1640. Um diese Zeit, da sich die Berechnung nach schwarzen Pferdigen verlor und von der nach Kreuzern, Groschen und Gulden abgelöst wurde, kostete ein Schäffel Weizen 2 Gulden, Korn, Gerste und Hafer je 1 Gulden.

(Chronik Dempf/Kirmayer)

1644. Mit fünf Schiffen machte der Kurfürst Maximilian I. von Wasserburg aus eine Kirchfahrt nach Altötting. Die Brücken zu Mühlendorf und Neuötting werden abgeworfen, damit das „Leibschiff passieren könne“.

(Mitterwieser, Prunkschiffe S. 109)

# Blumennamen im Volksmund

Eine Plauderei von August Leiß

Gut, daß es zu der Zeit, als die Menschen ihren Lieblingen unter den Pflanzen, den Blumen, die Namen verliehen, noch keine zünftigen Botaniker gab. Gewiß, sie hätten auch ordentliche Namen gefunden, aber kaum so treffliche und bildhafte wie der Mund der einfachen Leute.

Ob es sich um die Gestalt einer Blume handelt oder um die Farbe oder sonst eine Eigentümlichkeit — immer fanden die Menschen herzhaft Vergleiche mit Dingen ihrer Umgebung oder der Natur oder auch manchmal mit weit hergeholtten Objekten.

Der Form der Blüte verdanken ihre Namen: Blutströplerl, Frauenschuh, Hirtentäscherl, Fingerhut, Klappertopf, Küchenschelle, Natternkopf, Glockenblume, Mai- und Schneeglöckerl, Märzenbecher und viele andere. Sogar so fremde Dinge wie ein Turban und eine Krone mußten helfen, den Türkenbund und die Kaiserkrone taufen zu können.

Bot sich die Form der Blüte nicht zu einem naheliegenden Vergleich an, so konnte das Blatt ihn bieten, wie bei Löwenzahn, Hahnenfuß und Leberblümchen. Oder es war die gegen jede Berührung empfindliche Frucht, die der ganzen Pflanze dann den Namen vermittelte wie bei Rührmichnichtan.

Bei der Feuerlilie, dem Goldstern, der Schmalz-, Butter- und Dotterblume ist's die Farbe, die zur Namengebung reizte, ebenso beim Edelweiß.

Wohl sehr früh erkannten die Menschen die Heilkraft mancher Pflanze und drückten dieses Wissen auch im Namen aus, um sie den Nachkommen zu empfehlen und mit dem Namen der Pflanze auch gleich das Gebrechen zu nennen, das diese heilte. Zu ihnen gehören der Augentrost, der Fieberkle, die Pestwurz, das Podagrakraut (auch Giersch genannt) und das Scharbockskraut (Scharbock = Skorbut). Der allbekannte Arnika heißt auch Wohlverleih, Wundkraut oder Kraftwurz und der stolze Titel Tausendguldenkraut ist ein Loblied auf eine schlichte Blume, in das auch der große Pfarrer Kneipp laut einstimmte.

Bei Kindern genießt der Wiesenbocksbart ein bescheidenes Ansehen, da sein Stengel das unerschwingliche Süßholz ersetzen muß und unter dem Namen Süßling verzehrt wird. Na ja, angenehmer als der Sauerampfer schmeckt er sicher. Den Sauerampfer nennen die Tiroler Hampletschen und die Kärntner Wilden Rhabarber, was dem echten sicher an die Ehre geht.

Reich an Titeln ist der Löwenzahn. Kuhblume, Millidistel, Ketten- und Ringelblume verlangen wohl keine Erklärung und wenn

ich sage, daß „die von droberhalb“ für blasen pusten sagen, dann gibt auch die Bezeichnung Pustelblume kein Rätsel mehr auf.

Haben die Bergbewohner mehr Phantasie als die Menschen der Ebene? Man möchte es glauben, wenn man die mannigfachen, oft wunderlichen, aber immer treffenden Namen ihrer Blumen hört. Unser beliebter (oft allzu beliebter!) stengelloser Enzian heißt in Tirol Blaue Hose, auch Pfaffenhose oder Gugguhandschuh, in Kärnten Fingerschuh, in Salzburg Almglocken. Sein kleiner Bruder wird bei uns Schusternagerl, in Steiermark Rabennagerl, in Tirol Schneiderl genannt, während ihm die Schweizer die reizenden Namen Vaterunserli oder Himmelsbläueli geschenkt haben.

Die Alpenrose heißt in den verschiedenen Gebirgsgegenden Donnerrose, Almbuchs oder respektlos Schinderlatsche.

Die hübsche Bergaurikel nennen wir auch Gamsbleamerl. In Oberösterreich ruft man sie Peterstam, in Tirol Patenigl und in Kärnten Gelbe Scharniggl.

Doch sind wir arg enttäuscht, wenn wir das bei uns so seltene und deshalb so geschützte Alpenveilchen in Oberösterreich Millikübel nennen hören, in Niederösterreich Lausbleaml und in Kärnten gar Saubrot oder Goasruabn. Die Salzburger sind weniger grob, sie heißen es Bischofskappl.

Der Eisenhut, dessen Blütengestalt auf den ersten Blick schon an die mittelalterliche Sturmhaube der Landsknechte erinnert, heißt anderwärts auch Tauberl im Schlag oder Rößl oder Apolloniawurz.

Den Knöterich rufen die Kärntner Otterzüngran, während er in Niederösterreich den sonderbaren Namen Bring ma's wieder! trägt.

Die Frühlingsboten Windröschen blühen unter verschiedenen Bezeichnungen. Unser heimisches Busch-Windröschen nennen die Mädchen scherzhaft Hemadlenz (für Nichtbayern: Kind im Hemd), das Alpen-Windröschen heißt bei uns Bergmandl, in Tirol Bärenatzn, in Kärnten Wilder Jager und in Oberösterreich Grantiger Jager.

Das Kohlröserl, fast so selten wie das Edelweiß und deshalb eine der beliebtesten Alpenblumen, nennen die Allgäuer Bränte, die Tiroler Brunelle oder Blutsröserl, die Salzburger Almdollerl und die Schweizer Nasenblüeter oder Schokoladblümli. All diese Namen beweisen: Diese Blume ist den Gebirglern besonders ans Herz gewachsen.

Den Krokus, der im Frühling, sehnsüchtig erwartet, weiß und lila auf den kaum schneefreien Hochweiden blüht, heißen die

Tiroler Burzigagerl, die Kärntner Buam und Diandl oder Vater und Mutter.

Die meisten dieser originellen Namen veratren soviel Gefühl für das Charakteristische einer Blumenpersönlichkeit und soviel Phantasie, daß man vermuten muß, Frauen und Mädchen seien bei der Taufe Pate gestanden. Ganz sicher dürfen wir dies annehmen bei der entzückenden Orchis Waldvöglein, beim Vergißmeinnicht und beim Stiefmütterchen, ebenso auch bei dem in Bauerngärten blühen-

den Brennenden Herz und beim Fleißigen Lieschen.

Und wer anders als erfahrene oder enttäuschte Frauen haben das bescheidene Blümerl Ehrenpreis Männertreu genannt angesichts der Tatsache, daß seine Blütenblätter zwar die blaue Farbe der Treue tragen, aber leider allzu leicht abfallen. So ist das Blümerl eine ewige Anklage gegen uns Männer — oder vielleicht doch nur eine schnöde Verleumdung?

## Ein Biedermeier-Idyll

Georg Ulrich, Bad Aibling

Fremd mutet uns der beigefügte Stich aus dem Jahre 1821 von Nikolaus Fuchs, Limer von Rosen, an. Er zeigt die Pfarrkirche von Bad Aibling ohne neue Sakristei und Portalanbau, die ehemalige kgl. Burg aus der Zeit der Karolinger, das Feuerwehrrequisitenhaus, das Grabenschusterhaus und den großen, überdachten Aufgang zur Kirche. Dieser, wohl schon etwas morsch, brach Ende der siebziger Jahre nach der Christmette zusammen. 1880 wurde die heutige steinerne Treppe erbaut, 1898 errichtete die Marktgemeinde Aibling zur Erinnerung an die im Kampfe gegen die Schweden gefallenen Bürger auf dem Platze des abgetragenen Feuerhauses eine Gedenktafel. An dieses Ereignis erinnert auch noch ein Spruch, der auf dem über 300 Jahre alten Grabenschusterhaus steht:

1646 dies Haus schon stand,  
Zum Grabenschuster wars benannt.  
Als von den wilden Schwedenhorden  
Viel Bürger sind erschlagen worden  
Und all ihr Hab und Gut vernichtet  
Haben zwei sich hierher geflüchtet  
All wo sie im Kamin versteckt  
Kein Feindes Auge hat entdeckt  
Gott schütz dies Haus noch viele Jahr  
Vor jedem Unglück und Gefahr.



Bemerkenswert ist das Sträßchen, das damals neu war. Vorher ging der Verkehr über den jetzigen Hoferberg.

Der Originalstich ist im Besitze des Herrn Joh. Mayer, Kaufmann, Bad Aibling, und wird mit dessen freundlicher Genehmigung veröffentlicht.

### 755 Jahre an einem Tisch

Ein Zufall führte zehn Einwohner eines Nachmittags beim Wirt in der Kolonie Redenfelden (Landkreis Rosenheim) an einem Gastisch zusammen. Einem fiel es ein, die Lebensjahre zu addieren. Hier das Resultat: Dörfler Johann, Raubling, 88 Jahre; Seebacher Georg, Kirchdorf, 82 Jahre; Reiser Josef, Staudach, 81 Jahre; Forster Michael, Moos, 81 Jahre; Fischbacher Thomas, Staudach

79 Jahre; Staber Johann, Kirchdorf, 78 Jahre; Sabat Michael, Kolonie Redenfelden, 69 Jahre; Bredl Adolf, Kolonie Redenfelden, 69 Jahre; Nigl Franz, Kolonie Redenfelden, 64 Jahre; Moser Hans, Kolonie Redenfelden, 64 Jahre; Summe 755 Jahre.

Mit einem Durchschnitt von  $75\frac{1}{2}$  Jahren haben die Männer einen bemerkenswerten „Rekord“ aufgestellt.

# Die Kulturpioniere des deutschen Volkes

Von Pfarrer Jak. Albrecht, Bad Aibling

Wie die Ausgrabungen der letzten hundert Jahre bewiesen, lebten schon mehrere Jahrtausende vor Christi Geburt im Orient und in Aegypten kulturell sehr hochstehende Völker. Ein erstklassiges Kulturvolk waren die Griechen, die bereits tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung in das Licht der Geschichte eintreten, die, obwohl von den Römern besiegt und ihrer politischen Freiheit beraubt, doch in kultureller Hinsicht ihren Besiegern weit überlegen waren, so daß die griechische Kultur das ganze Römerreich eroberte. In all dieser Zeit schweigt die Geschichte von den Germanen. Erst als gegen Ende des zweiten Jahrhunderts vor Christus die Cimbern und Teutonen, zwei germanische Stämme, ins Römerreich einbrachen und panischen Schrecken verbreiteten, hört man zum ersten Male von diesem in viele Stämme zerfallenen Volk, das noch auf niedriger Kulturstufe stand. Die Germanen waren ein Volk, das noch keinen geregelten Ackerbau und kein selbständiges Handwerk kannte, dessen Sitten rauh, dessen Sprache dürftig war, ein Volk, bei dem man Kunst und Wissenschaft vergebens suchte. Während in Athen und ganz Griechenland bedeutende Maler und Bildhauer die herrlichsten Bilder und Statuen schufen und im Römerreich alle Gattungen der Dichtkunst blühten, machen die Germanen auf diesen Gebieten erst nach Jahrhunderten von sich reden.

Anders wurde es mit dem Eindringen des Christentums. Die christlichen Glaubensboten, von denen die meisten dem Benediktinerorden angehörten, kamen zwar in erster Linie, um das Christentum auszubreiten, den inneren Menschen zu veredeln. Sie schlugen damit aber auch der Kultur eine Bresche. Benedikt, ihr Ordensstifter, hatte keineswegs im Sinne, einen Verein zu gründen, der sich die Ausbreitung der Kultur zum Ziele setzte. Ihm lag nur die Ehre Gottes am Herzen. Seine Jünger sollten, abgeschlossen von der Welt, auf jede berufsmäßige Tätigkeit verzichten, und unbeschwert von irdischen Sorgen sollten sie in Gebet und Lebensweise Gott verherrlichen. Damit aber seine Mönche nicht durch das Irdische abgelenkt würden, sollten sie in strenger Abgeschlossenheit von der Außenwelt eine Gemeinschaft, eine Familie bilden, die ganz auf sich selbst angewiesen ist und sich selbst erhält. Das Kloster sollte ein geschlossener Bezirk sein, seine Bewohner sollten niemand zur Last fallen, sie sollten alles, was sie brauchten, selbst herstellen und besorgen. Gebet und Arbeit sollten den Tag ausfüllen, geistige und körperliche Arbeit.

Da die Mönche auf dem Weg der Vollkom-

menheit Fortschritte machen sollten, war das Studium der Heiligen Schrift und der Schriften der Kirchenväter geboten. Dazu bedurfte es aber der Bücher, und da die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, waren manche Mönche zeitlebens mit Bücherschreiben beschäftigt. Nicht wenige erlangten dabei große Gewandtheit. Solche Handschriften, die oft eine hohe künstlerische Ader verraten, sind heutzutage der Stolz unserer größten Bibliotheken. Aber auch körperliche Arbeit war vonnöten, sollte das Kloster unabhängig von der Außenwelt sich selber erhalten. Die Felder mußten bestellt und abgeerntet werden, das Getreide mußte gemahlen, das Brot gebacken werden. Man mußte die ganze Gewandung verfertigen, die nötigen Bauarbeiten ausführen, Kirche, Kloster, Wirtschaftsgebäude in ordentlichem Zustand erhalten. Sauberkeit, Ordnung und Zucht soll im Kloster herrschen, mit einem Wort: Kulturarbeit soll geleistet werden.

Diese mönchische Kultur durchbrach aber die Schranken des Klosters, als Papst Gregor der Große, der selbst dem vor nicht langer Zeit gestifteten Benediktinerorden angehörte, gegen Ende des 6. Jahrhunderts den Mönchen eines römischen Klosters Missionsarbeit zuwies. Er sandte vierzig Ordensgenossen unter Leitung des Abtes Augustinus nach England zur Bekehrung der Angelsachsen. Sie brachten diesen nicht nur den christlichen Glauben, sondern auch die christliche Kultur.

Aus den englischen Benediktinerklöstern kamen in der Folge die christlichen Glaubensboten nach Deutschland, Bonifatius und seine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Mit Staunen und Bewunderung schauten unsere Vorfahren auf diese Männer und Frauen, die auf ungleich höherer Kulturstufe standen als sie. Was lernten sie von ihnen nicht alles im Laufe der Zeit in Bezug auf die Bewirtschaftung des Bodens, in Handwerk und Gewerbe, in jeglicher Wissenschaft und Kunst! Die deutsche Landschaft bekam bald ein ganz anderes Gesicht. Während nach allgemeiner Annahme zur Zeit von Christi Geburt kaum der dreißigste Teil Germaniens bewohnbar und alles mit Wäldern und Sümpfen bedeckt war, kamen nun die Benediktiner, erbauten ihre Klöster in schwachbesiedelten Gegenden und fingen an, die Wälder zu roden und die Sümpfe zu entwässern, um Grund und Boden für Aecker und Wiesen zu gewinnen, und so verwandelten sie Oedländereien in ertragsreiches Kulturland. Nur den Klöstern war es möglich, mit Erfolg an der Erschließung und Kultivierung des Landes zu arbeiten, da sie die nötigen Arbeitskräfte besaßen. Auch Gemüse- und Obstgärten wurden angelegt,

# Das „Rinnenlassen“

## Ein verschwundenes Rechtsaltertum

Leichen von Selbstmördern wurden im Mittelalter vom Wasenmeister oder Scharfrichter auf dem Schindanger oder unter dem Galgen verscharrt. Seit dem 16. Jahrhundert unterschied das bayerische Landesgesetz, ob die Selbstentleibung vorsätzlich und aus Furcht vor weltlicher Strafe für verübte Missetaten oder in geistiger Umnachtung und Gemütskrankheit begangen wurde. Im ersteren Falle wurde das „ehrlliche“ Begräbnis verweigert.

Bis tief ins 18. Jahrhundert herein herrschte die Gewohnheit, Leichen der Selbstmörder in benachbarte Waldungen zu bringen und über hohe Wände in Klammern oder in tiefe Gruben zu werfen. Um die Türschwelle nicht zu entweihen, wurde der Körper eines Selbstmörders aus dem Hause geschleift oder aus dem Fenster herabgelassen. Fränkisches Recht verlangte, daß diese Leichen der Verbrennung anheimfielen, Tiroler Recht gebot, sie ins Wasser zu werfen.

Die letztgenannte Beseitigungsart von

Selbstmörderleichen war auch am Rhein und in Bayern üblich. Geiler von Kaiserberg sagt 1520: „darumb so werden sy von der offen gerechtigkeit geschent (geschändet), wan man zücht sy vnder der schwellen uß hin, man schlecht es (schlägt sie) in ein Faß vnd wurfft es in ein wasser.“

In Oberbayern war diese Bestattungsart von Selbstmördern noch im 17. Jahrhundert in Uebung und führte kurz die Bezeichnung „Rinnenlassen“. Dem interessanten Tagebuch des Abraham Kern von Wasserburg aus dem Jahre 1627 ist neben einer Reihe anderer solcher Beispiele zu entnehmen:

„hat sich ein bedrübte weibsperson, ein Baurinn in der Schlicht Wasserburger landgericht, laider selb im Hauß erhenngt, und ist darnach durch Befehl herrn pfleger westachers in ein faß geschlagen, in das wasser geworffen worden.“

Diese Rechtsgewohnheit herrschte nicht nur am Inn, sondern auch in der Nähe anderer

Weinbau und Bienenzucht betrieben. Alle für den Betrieb des Klosters und die Bewirtschaftung der Fluren notwendigen Handwerke wurden ausgeübt. So waren die Ordensleute die Lehrmeister unseres Volkes auf landwirtschaftlichem und gewerblichem Gebiete. Durch die Einführung der Lehre Christi milderten sie die rauhen Sitten unserer Vorfahren, erzogen sie zur Beherrschung ihrer Leidenschaften, brachten ihnen bessere Lebensart bei, lehrten sie wahre Nächstenliebe und echten Opfergeist. Nicht nur durch die Lehre, sondern auch durch ihr Beispiel, durch ihre vorbildliche Selbstbeherrschung wirkten die Mönche im besten Sinne auf unsere Vorfahren ein.

Unvergängliche Verdienste haben sich die schwarzen Mönche um die Sprache unseres Volkes erworben. Sie mußten dem Volk die Glaubens- und Sittenlehre unserer heiligen Religion verkünden und die Gebote der Kirche lehren. Sie waren darum gezwungen, Wörter und Ausdrücke zu finden, durch welche sie ihren Schülern das christliche Gedankengut vermittelten. Außerdem übersetzten sie eine große Zahl lateinischer und griechischer Schriftsteller, sowohl kirchlicher wie auch profaner, in das Deutsche, womit sie der Entwicklung der deutschen Sprache einen großen Dienst erwiesen. Unendlich wichtig für die Hebung der Kultur unserer Vorfahren waren die Schulen, die von allen Klöstern unterhalten wurden, Schulen nicht nur für diejenigen, die in den Orden eintreten wollten, sondern auch für solche, die das Ordenskleid nicht begehrten. Unter tüchtigen Leh-

rern wurde ihnen das ganze Wissen der Zeit vermittelt. Wenn in der Regel auch nur die Kinder der besseren Stände diese Schulen besuchten, so entstand doch in unserem Volk eine kulturell höhere Schicht, die auch nicht ohne Einfluß war auf das gewöhnliche Volk.

Mit der Wissenschaft ist die Kunst verschwistert. Wenn die Wissenschaft blüht, steht regelmäßig auch die Kunst in Blüte. Zunächst war es die von den Benediktinern gepflegte Baukunst, welche die mächtigen romanischen Dome und Klosterkirchen schuf, Bauten, wie für die Ewigkeit geschaffen. Ebenso mächtig wie diese monumentalen Goteshäuser muß auch ihre innere Ausgestaltung die Menschen jener Tage angezogen haben. Denken wir an die großartigen Wandmalereien, die kunstreichen Schnitzereien, die einzigartigen Goldschmiedearbeiten, Reliquiarien, Kelche, Kreuze und vieles andere. Daß dadurch der Kunstsinn unseres Volkes gefördert wurde und Leute sich fanden, die zum Kunstschaffen angeregt wurden, läßt sich denken.

Ist es da ein Wunder, daß die Klöster die Kulturzentren waren und auch durch Jahrhunderte blieben, bis sich im Laufe der Zeit städtische und höfische Kultur bildete? So hat sich der Benediktinerorden ein unvergängliches Verdienst um unser Volk erworben, indem er es in jahrhundertelanger Arbeit zu einem der ersten Kulturvölker erhob. Diese seine verdienstvolle Tätigkeit ist aus der Geschichte unseres Volkes nicht wegzu-denken.

Flüsse und Seen Bayerns, wie aus einem Codex des Klosters Frauenchiemsee und nachstehender Mitteilung Leoprechtings in seiner Sitten- und Sagenkunde „Aus dem Lechrain“ zu ersehen ist:

„Nächst Seiferstetten rinnt der Lech wild einher, brauset über einer Untiefen in einem brodelnden Strudl auf. Da hinein wirft man gern die Selbstmörder, die man nit auf den christlichen Freithof leiden will. Tragt man sie aus der Umgegend oft von sechs Stunden Wegs und mehr daher. Es ist dies so ein alter Glauben, weiß kein Mensch recht warum man sie gerade in Strudl wirft. Die Ansicht, daß aus ihm heraus keiner so leicht mehr herauskäme, darf nicht zu Grund gelegt werden, wäre auch oft irrig. Dagegen ist der gemeine Glauben, daß tief da unten irgendein Wesen sitzt, das den Strudl erregt, noch weit aus vorherrschend. Wer wird da nicht erinnert an die so schöne Stelle im Homer, wo Achilleus den Lykaon in den Skamandros schleudert, des Patroklos Mord zu büßen!“

Es liegt nahe, diese Rechtssitte in Beziehung zu bringen mit der früheren Gepflogenheit,

Verbrecher zu ihrer Strafe in ein steuerloses, leckes Schiff zu setzen und ihr Leben dem Zufall preiszugeben. Alte deutsche Lieder und Sagen sprechen von solcher Sühne:

„an segel, an ruoder, an stiuere  
muoß er varn ungehiure  
hin auf des meres fluot“

Man wollte damit vereinzelt den dem Gesetz verfallenen Missetätern eine letzte Möglichkeit der Selbstrettung geben; ein Zug des Erbarmens gegenüber Unglücklichen, den man auch auf das alte Rechtsherkommen des „Rinnenlassens“ überträgt, indem die Meinung vertreten wird, man wolle damit den Toten der Schmach eines ehrlosen Begräbnisses entziehen. Diese Anschauung entspricht aber nicht den Tatsachen. Der Selbstmörder sollte vielmehr der Achtung verfallen, weshalb das Volk die Beerdigung im Friedhof nicht zuließ. Leoprechting weist an verschiedenen Beispielen nach, daß die Landbevölkerung lange und hartnäckig an dieser Rechtsgepflogenheit festhielt, weil man annahm, der Himmel räche durch ein Unwetter mit Hagelschlag die Beerdigung eines Selbstmörders im Gottesacker.

## Aus Rechtmehring bei Wasserburg war ein Chiemsee-Bischof

Hugo v. Scherfenberg war als 12. Chiemsee-Oberhirte im Jahre 1360 gestorben. Ihm folgte als 13. Ludwig I. von Radekoyen, der dem alten Adelsgeschlecht der Herren von Fißlarn (Vislern) in der Pfarrei Rechtmehring bei Wasserburg am Inn entstammte. Der berühmte bayerische Geschichtsschreiber Aventinus bezeichnet ihn mit Recht mit dem Namen Rattelkayer alias Visler; in den Salzburger Aktenstücken heißt er einfach: Ludwig, dictus vislaer. (Siehe May.-Westerm., 3. Bd., S. 550.) Nach Eduard v. Oefele ist Fißlarn, auch Vislern geschrieben, als Stammsitz des alten Geschlechtes der Edlen von Vislern zu betrachten. Dieser Adelsfamilie war unter anderen entsprossen Bischof Ludwig I. von Chiemsee. Er amtierte vom Jahre 1360 bis 1366. In den Nekrologien (Sterbebücher) von Salzburg heißt er: Ludwicus dictus vislaer episcopus Chiemensis = Ludwig der Visler, Bischof v. Chiemsee. Er liegt im Münster zu Herrenchiemsee (also in seiner Kathedrale) begraben. — Wenn auch die vor Ludwig I. genannten Chiemsee-Bischöfe zu meist in Salzburg im Chiemseehof residierten (heute Amtsgebäude des Landeshauptmann Dr. Klaus von Salzburg), so dürften sie dennoch ihre Bestattung in ihrer bischöflichen Kirche in der Stiftskirche der Augustiner-Chorherren zu Herrenwörth erhalten haben. Von Ludwig I., der aus Rechtmehring bei Wasserburg kam, wissen wir bestimmt, daß dort sein Begräbnis stattgefunden hat. — Er

hat wohl zu Lebzeiten mit Rücksicht auf seine lieben Verwandten in der Gegend von Wasserburg es selbst gewünscht, in Herrenchiemsee, in der Nähe seiner Heimat, der Ruhe des Grabes übergeben zu werden. — Der berühmte Dr. Martin Deutinger berichtet noch über ihn: Vor dem Jahre 1360 war Ludwig I. Bischof von Kiemsee, vom Adel der Radekoyen oder Raickhouen, Kanonikus und Pfarrer zu Salzburg. Er ward unter dem Salzburger Erzbischof Ortolph Chiemsee-Oberhirte und starb im Jahre 1366 unter dem Erzbischof Pilgrim II. von Puchheim. — Ob es geschehen kann, in Rechtmehring eine kleine Gedenktafel an diesen Bischof Ludwig I. — etwa an der Kirchenmauer — anbringen zu lassen?! Dadurch würde das Bistum Chiemsee, das vom Jahre 1215 bis zum Jahre 1806 existierte und ohne Unterbrechung 45 Bischöfe aufzuweisen hat, wieder mehr ins Blickfeld der Gegenwart gebracht. Die Dankbarkeit der Bürger von Rechtmehring bei Wasserburg würde dadurch noch mehr als bisher zum Ausdruck gebracht werden.

(Am 15. Juni 1954)

P. M. Burger, Sales  
z. Z. Malseneck, Schloß  
bei Kraiburg a. Inn

---

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühdorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1954

August

Nummer 8

## Ist Wasserburg 1000 Jahre alt?

Die geschichtlichen Anfänge von Burg und Ansiedlung Wasserburg haben für die Heimatforschung von jeher ein schwieriges Problem bedeutet. In dem ersten, vor nunmehr rund 190 Jahren erschienenen Band der Monumenta Boica findet sich die Wiedergabe einer urkundenähnlichen Aufzeichnung mit der Jahreszahl 1087. Die Schrift berichtet, der Hallgraf Engelbert habe damals das ein paar tausend Meter oberhalb der heutigen Stadt gelegene Kloster Attel, das von „Friedrich mit dem Beinamen Rocke“ zerstört worden war, wieder hergestellt. Um der Erweiterung und Bequemlichkeit des Klosters willen habe er weiter, von göttlicher Liebe bewegt, seine nahe und von zahlreicher Bürgerschaft bewohnte Lindburg abgetragen und seinen Wohnsitz nach seinem Schloß Wasserburg verlegt. Auf diesen Beleg gestützt, wurde in der Folge lange Zeit hindurch das Jahr 1087 als Entstehungsjahr von Wasserburg genannt.

Bei dieser Annahme wurde jedoch übersehen, daß schon im nächsten Band der Monumenta dem Zeugnennamen „Engilpreht, Halgrave de Atile“ eine lange Anmerkung angefügt ist, wonach die genannte Aufzeichnung nicht vor 1130 entstanden sein könne und der Schreiber wahrscheinlich in der römischen Jahreszahl ein L statt eines C gesetzt habe, so daß die Zahl 1137 und nicht 1087 zu lesen sei. Zu dem gleichen Ergebnis kam, unabhängig davon, Baron von Oefele in seiner Arbeit „Die Grafen von Andechs“. Der genannte Engelbert sei 1169 gestorben, könne also nicht schon 80 Jahre früher einen solchen weittragenden Entschluß gefaßt haben.

Da auch sonst zahlreiche Umstände dafür sprachen, daß der Einzug des Grafen Engelbert in Wasserburg erst 1137 stattfand, gründete hierauf dann auch die um ein Jahr verspätete 800-Jahrfeier von 1938.

Ueber die ursprüngliche Entstehung jener bereits vorhandenen Burg und des Ortes Hohenau — im Gegensatz zu Altenhohenau — zu ihren Füßen auf der Halbinsel war mit der Zahl 1137 aber nichts ausgesagt. Zwar wurde von vielen Forschern und Heimatkundlern ein ziemlich hohes Alter vermutet und besonders der Staatsoberarchivar Dr. Alois Mitterwieser verwies wiederholt darauf, daß in der Abteikirche von St. Emmeram zu Regensburg ein Graf Wahrmund begraben liegt, dessen Grabstein neben dem Todesjahr 1010 unter anderem die Bezeichnung „Graf von Wasserburg“ trägt. Nun wurde dieser Grabstein aber erst ein paar Jahrhunderte nach dem Tod jenes Wahrmund errichtet, der bekanntlich durch die Schenkung der zwischen Rosenheim und Wasserburg gelegenen Propstei Vogtareuth an St. Emmeram ein großer Wohltäter dieser Abtei war. Urkundliche Belege waren neben dem Hinweis auf dem Grabstein nicht vorhanden und so mußte alles Vermutung bleiben.

In den Kreisen der Wasserburger Heimatforscher und des Heimatvereins erregte es daher großes Aufsehen, als bei der Stadtverwaltung vor kurzem ein Buch aus den Vereinigten Staaten eintraf, das eine Lösung an die Hand zu geben scheint. Auch der gesamte Leserkreis der „Heimat am Inn“ dürfte die neue These über die Geburtsstunde Wasserburgs mit Interesse zur Kenntnis nehmen.

Verfasser des erwähnten Buches, das den Titel „Ursprung der Heraldik in Europa (ebenso verschiedener Geschlechternamen und Insignien)“ trägt, ist der Amerikaner Calvin Kephart aus Maryland, Dr. phil., Jurist, früherer Präsident der Nationalen Genealogischen Gesellschaft in Washington, pensionierter Militär, Autor mehrerer historischer Schriften und nebenbei Ehrenprotektor der im nächsten Jahr stattfindenden 1000-Jahrfeier in Vogtareuth.

Bei der Erläuterung der Entstehung von Geschlechternamen breitet der amerikanische Historiker vor seinen Lesern als Beispiel die Genealogie eines Grafengeschlechtes aus, von dem er selbst seine Abstammung herleitet und schreibt hierbei unter anderem: „Um 944, nach der Vernichtung der Ungarn, verlegte der älteste Sohn und Nachfolger dieses Gottfried, Graf Warmung I. (c. 897 — c. 962), seinen Sitz ostwärts und errichtete eine Burg auf einer felsigen Anhöhe nahe der jetzigen Stadt Reuth bei Erbendorf in der Oberpfalz, damals in Wiederholung des Namens der elterlichen Zufluchtsstätte bei Antwerpen „Raeut“ genannt. Die jetzige (dritte) Burg wurde teilweise auf den Grundmauern jenes ursprünglichen Baues errichtet. Unverzüglich errichtete der Graf auch eine weitere Burg in Neumburg, etwa 37 Kilometer nordöstlich von Regensburg. In diesem Gebiet versahen die Grafen von Raeut durch mehrere Generationen hindurch den Schutz der weit zerstreuten Besitztümer der Abtei St. Emmeram zu Regensburg. Kaiser Arnulf wurde in dieser Abtei begraben. Die Abtei besaß auch zahlreiche, durch ganz Südostbayern verstreute Besitzungen, über die sich die Gerichtsbarkeit der Grafen von Raeut ausdehnte. Hier errichtete Graf Warmund eine Burg namens Lindburg bei Attel, wo er lebte, während er auf einem Hügel nördlich der Stadt Rosenheim am Inn einen Herrenhof und eine örtliche Befestigung baute. Er wählte hierfür wieder den Namen Raeut. Bald entstand am Fuß des Hügels ein Dorf. In einer Urkunde wird der Graf als Graf Warmund von Attel erwähnt. Im Jahr 959 schenkte er die Hofmark Raeut an die Abtei St. Emmeram und sandte unverzüglich einen Vogt zur Verwaltung der Vogtei Raeut, von der der jetzige Name des Dorfes (Vogtareuth) abgeleitet wurde.

Sein Sohn, Graf Warmund II. (c. 928 — 1010) errichtete eine weitere Burg namens Wasserburg nördlich von Attel und wurde bei seinem Tod als Graf Warmund von Wasserburg bezeichnet. Der Sohn des letzteren, Graf Warmund III (c. 952 — c. 1023) hatte mindestens drei Söhne, nämlich Graf Gottfried (der vom Juli 1039 bis zur Fastenzeit 1043 Herzog von Bayern war), Warmund, ein örtlicher Herr, und Harald (Herolt). Gott-

fried hatte keine Söhne, jedoch wenigstens zwei Töchter, Reginlind, die erste Gemahlin des Grafen Arnold II. von Wels und Lambach, und eine weitere, die Dietrich von Hall (c. 1005 — c. 1075) heiratete, der bei Gottfrieds Tod im Jahre 1043 Wasserburg und Lindburg erbt und der erste Hallgraf von Wasserburg wurde.“

In einem Begleitschreiben zu dem Buch führt Dr. Kephart weiter an, daß es als sicher angenommen werden könne, daß Graf Warmund II. als junger Mann danach gestrebt habe, seinem Vater als Burgenbauer nachzueifern und die Burg zu Wasserburg etwa im Alter von 32 Jahren, also ungefähr um das Jahr 960 erbaute.

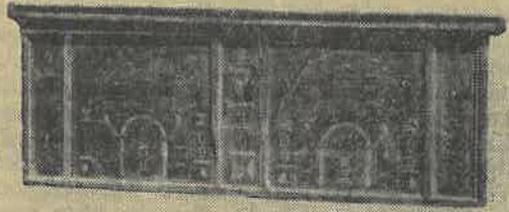
Soweit der Amerikaner. Mit seinen Darlegungen wäre somit eine genealogische Reihe Warmund I., Warmund II., Warmund III., Gottfried, Dietrich von Hall gegeben und die Geburtsurkunde Wasserburgs somit etwa auf das Jahr 960 auszustellen, was die Möglichkeit einer nahen 1000-Jahrfeier in sich schließen würde. Bevor hierüber jedoch eine Entscheidung gefällt werden kann, gilt es, sich durch Aufnahme der Verbindung mit dem amerikanischen Historiker und eigene Forschung der Belege zu versichern, die der Heimatforscher zunächst fordern muß. Wenn wir uns auf bisher bekanntesten geschichtlichen Boden begeben, so würde auf den genannten Dietrich von Hall der „nobilis homo de Wazerburg nomine Dietricus“ (c. 1080) folgen, den auch Mitterwieser als vermutlichen Vater des Hallgrafen Engelbert bezeichnet. Dieser Vater dürfte aber mit Sicherheit vielmehr Gebehard geheißen haben, zumal nach einer Urkunde im Ebersberger Chartular eine „comitissa Rihkard uxor Gebehard comitis et filius Engilpreht“ als Schenkerin auftritt. Der genannte „nobilis homo Dietricus“ dürfte sein Bruder gewesen sein. Damit gehe ich einig mit Franz Tyroller, „Die ältere Genealogie der Andechser“ und stehe im Widerspruch zu P. Magnus Schmitt, Benediktiner zu Rott am Inn (gest. 22. Nov. 1803) und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München, der in seinem Büchlein „Historisch-genealogische Abhandlung von Engelbert I., Grafen von Wasserburg und Restaurator des Klosters Attel“ Arnold II. von Dießen, Hallgraf, erster Stifter der Abtei Attel, als Vater Engelberts annimmt.

Engelbert heiratete in zweiter Ehe Hedwig von Viechtenstein. Als erste Gemahlin gibt Dr. Otto Dungern in seiner Schrift „Genealogisches Handbuch zur bairisch-österreichischen Geschichte“, Graz 1931, eine Adelheid (?) an, wogegen auf dem Hochgrab in Attel von 1509 zu lesen ist: „Herr Graf Engibreht zu Limpurg der ander Stifter ditz gotzhaus Atl. Fraw Mathild sein gmahl vnd Gebhard Dyetrich sein sun den got genad

## Alte Truhe

Zwei Kostbarkeiten, sogenannte Türkentruhen, wurden auf einem Speicher in Tulling, Kreis Ebersberg, gefunden, wo sie als Getreidekästen ein wenig rühmliches Dasein führen. Seit Generationen zum Hausrat des alten Anwesens zählend, zeigte die Truhen ihr jetziger Besitzer einem Sachverständigen, der eine davon als für eine ganz bestimmte bäuerliche Stilepoche unserer Gegend charakteristisch identifizierte. Es handelt sich um eine Türkentruhe mit der Jahreszahl 1679. Diese interessante Art bemalter Bauernmöbel entstand zwischen 1650 und 1740 vorwiegend im Raum Schliersee und Tegernsee bis hinunter in das mittlere Salzachgebiet. Der eigentliche Ausgangspunkt ihres Entstehens ist unbekannt. Manches könnte aber auf Salzburg weisen, zu dem ja auch der Wasserburger wie der Ebersberger Bezirk infolge der sie durchschneidenden alten Salzstraßen rege Beziehungen unterhielten. Als „Türkenmöbel“ sind Truhen, Kästen, Bettstellen usw. bekannt. Sie werden so genannt, weil in den bemalten Feldern vorwiegend Phantasiearchitekturen doppeltürmiger Kirchenfasaden mit einer Zentralkuppel auftreten, die entfernt an türkische Moscheen erinnern. Charakteristisch ist weiter, daß die Motive in Rot und Blau auf das rohe Holz gemalt sind und zumeist stark hervortretende weiße Konturen zeigen. Ihr hauptsächlichstes, flächenhaft stilisiertes Blumenmotiv ist die Glockenblütenstaude. Diese Art Malerei steht in saten, deckenden Tönen auf dem blanken Holzgrund und verleiht dem Möbel einen eigenen Reiz, dem sich auch der heutige Betrachter nicht zu entziehen vermag. Aus Miesbach und Tittmoning sind ganz ähnliche Truhen bekannt. Ob sich im Wasserburger und Ebersberger Bezirk noch ein weiteres dieser fast 300jährigen Möbel in Privatbesitz befindet, bleibt fraglich. Es kann nur immer wieder darauf hingewiesen werden, daß die hiesigen

Bauern ihrem „alten Graffl“ mehr Beachtung schenken sollten, ehe sie ihm, wie leider viel zu oft, mit der Axt zu Leibe gehen! — Scheut, wenn Ihr es schon loswerden wollt, nicht die geringe Mühe, einen Heimatpfleger zu informieren, bzw. das Stück dann einem Heimatmuseum als gute Gabe und Denkmal bodenständiger, leider zumeist schon vergangener Bauernkultur zu überlassen!



Eine der wenigen noch erhaltenen Türkentruhen aus dem Jahre 1679, im Besitz von Zeno Bauer, Tulling

Aufnahme: Belger, Berg

## Die Chronik

1675. Am 7. Juli wird in der St.-Felix-Kapelle in Gars der Leib des heiligen Martyrs Felix in feierlicher Weise beigesetzt. Seit dieser Zeit führt dann die Kapelle diesen Namen.

1687. Nach Mitterwieser gab es in diesem Jahr zu Laufen insgesamt 318 Schiffer (81 Seßthaler), die gut mit Proviantfahrten für die kaiserliche Armee in Ungarn und anderen Frachten beschäftigt waren.

(Chronik Kirmayer)

anno dni MLXXXII“. Die zweite Gemahlin Hedwig war nach Johann Paukert „Kreuzenstein, Historisch-topographische Skizze“, Wien 1911, die einzige Tochter Dietrichs von Kreuzenstein. Mit Hedwigs Hand erhielt Graf Engelbert das ganze Erbe Dietrichs, nämlich Formbach, Viechtenstein und Kreuzenstein. Interessant ist, daß nach allen zitierten Schriften die Grafen von Formbach, Lambach, Andechs-Dießen usw. längst miteinander verwandt waren.

Die Kinder Engelberts waren Gebhard, Dietrich, Kunigunde, Adelheid, Richardis. Engelbert starb 1169 (nach P. Schmitt 1162). Nach seinem Tod ging seine Gemahlin Hedwig ins Kloster Reichersberg, in das die Kinder Gebhard, Adelheid und Richardis schon vorher eingetreten waren. Kunigunde heira-

tete einen Grafen von Ura. Dietrich folgte seinem Vater als Hallgraf und heiratete Heilika, Tochter Ottos von Wittelsbach. Die Kinder waren Konrad, Haidewich, Mechtildis und Agnes(?). Von diesen folgte Konrad im Hallgrafenamte. Er war mit einer Kunigunde vermählt und gründete 1235 das Kloster Altenhohenau. Da er kinderlos blieb, vermachte er 1242 seine Grafschaft seinem Neffen Herzog Otto II., dem Erlauchten.

Soweit dieser kurze Ueberblick über die Genealogie der Grafen von Wasserburg. Ein abschließendes Urteil darüber, ob Wasserburg sich berechtigterweise eine tausendjährige Stadt nennen darf, kann erst nach Beibringung aller einschlägigen Urkunden gefällt werden.

## Die Wasserburger Kernhausfassade wird gerettet

Jahrelang haben nicht nur die Wasserburger Bürger, sondern auch alle Freunde und Sachverständigen altbayerischer Kulturdenkmäler mit Besorgnis auf den fortschreitenden Verfall der Kernhausfassade in Wasserburg geblickt. Immer wieder hat der Heimatverein seine warnende Stimme erhoben und keine Mühe gescheut, für die Wiederherstellung der kostbaren Rokokoarbeit des Meisters Johann Baptist Zimmermann zu werben. Er appellierte an den Stadtrat, an den bayerischen Ministerpräsidenten, an die Regierung von Oberbayern und nicht zuletzt an das Landesamt für Denkmalpflege; jedoch blieb es zunächst bei unverbindlichen Sympathieerklärungen besagter Behörden. Der verlorene Krieg ließ den Problemen der dringend nötigen Unterkunft und täglichen Nahrung den Vorrang geben. Eine weitere Schwierigkeit lag darin, daß sich die Fassade über zwei Häuser erstreckt, von denen nur das eine im Besitz der Stadt ist, hingegen das andere sich in Privathand befand, dessen Besitzern nicht ohne weiteres zugemutet werden konnte, lediglich der Schönheit wegen teure Renovierungsarbeiten machen zu lassen. Die Stadtgemeinde sah sich daher angesichts der knappen Etatmittel vor die kaum lösbare Aufgabe

gestellt, auch das zweite Haus käuflich zu erwerben.

Es ist das Verdienst zweier Wasserburger Bürger, die Retter in der Not gewesen zu sein. Die Herren Franz Xaver und Hans Huber verwiesen auf ein Legat ihres verstorbenen Bruders Dr. Fritz Huber, des Erfinders des Lanz-Bulldogs, das dieser der Stadt Wasserburg zum Erwerb eines Mustergutes vermacht hatte, jedoch infolge des Währungsverfalls nicht mehr in gedachtem Sinn zu verwenden war, immerhin noch so stattlich erschien, um den Ankauf sicherzustellen. Sie gaben in vorbildlich heimattreuer Gesinnung ihre Einwilligung, das Legat für diesen Zweck zu verwenden. Nach langwierigen Verhandlungen, dessen treibende Kraft Bürgermeister Neumeier war, ist der Erwerb zustande gekommen. Die Wiederherstellung der kostbaren Rokokofassade ist gesichert, zumal auch das Landesamt für Denkmalpflege nunmehr einen namhaften Betrag zugesichert hat. Es wäre zu wünschen, wenn die Renovierungsarbeiten noch heuer begännen, zumindest alle jene von Fachkundigen zu treffenden Vorbereitungen gemacht würden, die dem einzigartigen Kulturdenkmal würdig sind.

H. Ch. K.

## *Pfüat di Good, mei liabe Alma*

Ein alter Bergbauernspruch sagt: „Zu St. Veit geht's auf d' Almweid' und 's Roserl treibts wieda ins Tal.“ Rund vier Monate dauert die „Sömmerung“. Schönes, kräftiges Almvieh ist der Stolz des Gebirgsbauern. Es steht im Mittelpunkt seines Denkens und seiner Sorgen. Hängt doch vom Erfolg der Viehzucht in der Hauptsache Ein- und Auskommen der Wirtschaft ab. Da nimmt es nicht wunder, daß sich aus der Heimkehr der Herde in den Winterstall ein Fest gestaltet, dessen Ernst von buntem Liebreiz umgeben ist.

Um Micheli, wenn die violetten Kelche der Herbstzeitlose aus den fahlen Bergwiesen leuchten und oft schon die ersten Schneeflocken wirbeln, rüstet die Sennerin zur Abfahrt von der Alpe. „Der Summer is außi, i muaß awi ins Tal, pfüat di Good mei liabe Alma, pfüat die Good tausendmal. Schön staad is scho worn, ja koa Vogerl singt mehr, und es waht scho der Schneewind vom Wetterstoa her.“

Die „Schoppwoch“ bildet noch feuchtfrohliche Abschlußrast. In diesen Tagen bringt die „Schwoagerin“ die Almhütte in Ordnung, scheuert Stuben und Geschirr blitzblank, bindet Fichtenkränze, dreht Hunderte zierlicher Bandröserl aus farbigen „Gschabatbandl“ und windet aus Rauschgold reizende „Zitterröserl“ zum Schmuck von Jungvieh und Kühen. Bis

tief in die Nacht mühen sich oft die Sennerinnen, um den Kopfkronen (Fuitl, Fuikl, Foigl) der Tiere eine farbenfreudige, persönliche Note zu geben. „G'stäng“ und Larven zum Aufputz hinterstellen Bauer, erwachsene Kinder oder Ehehalten des Hofes im letzten Anwesen auf dem Weg zur Alm, wenn sie sich zur „Grunacht“ dort einfinden.

„Gott sei Dank“, sagt die „Schwoagerin“ zur Begrüßung, „is wieda ois guat ganga in dem Summa. Koa Stückl feit, nix is passiert, koans ham ma notschlacht'n müaß'n.“

„Na tean ma also morg'n kranz'n“, sagt freudig der Auhoferbauer. „Auf da Stettner-Alm dreht werd's heua staad owa geh, weil eahm Bäuerin auf Johanni g'storb'n is. Und an Wiesbeckkasa dreht werd aa net kranzt. De ham, wia i g'hört hob, no de letzt Wocha an „Unreim“ g'habt. A schöns Stückl is eah d' Wänd obig'fall'n.“

So ist es: Erste Voraussetzung für einen festlichen Abtrieb ist, daß die Herde ohne Verlust und Unglück „gesommert“ hat.

Der farbenfrohe Putz der heimkehrenden Almtiere erscheint gewissermaßen als Dankopfer für eine glückliche Weidezeit. Ein frommes Gebet leitet den Tag des Abtriebes ein und dankt der göttlichen Vorsehung. Die Tiere sind frisch gestriegelt und geputzt. Jungrinder, Kühe und Stiere werden aufge-

kranzt. Die Glockenkühe erhalten besonders schmuckvolle Halfter- oder Kotzenkränze, andere die gekreuzten Hörndlkränze, die „Kalma“ und Kälber einfache Kopf- oder Halskränze mit Papierröserl, „Maschei“, Rausch- und Flittergold.

Unter Jodeln und Jauchzen setzt sich der Zug in Bewegung. An breiten, glänzenden Riemen bimmeln in melodischem Klang die Bronzeglocken in allen Größen. Voran schreitet die Sennerin in festlicher Tracht mit goldbebobertem Hut, talerbehangenem Mieder, faltenreichem Rock und schwerseidenem „Vürta“. Hinter ihr trottet der Stier, an einer kurzen Stange am Nasenring geführt, stolz talwärts, als ob er sich seines Schmuckes bewußt wäre. Ihm folgen die übrigen Tiere, die Kühe, Kaiberl, Geißen und Schafe in langer Reihe, einzeln, zu zweit und in Haufen. Hinten nach fährt das zweirädrige Almwagerl, das „Garl“ mit dem kleinen „Hausrat“.

## Am Grabe eines Heimatfreundes

Am 30. Juli verschied in Wasserburg hochbetagt und nach langem Krankenlager, aber dennoch unerwartet, der Oberpfarrer i. R. Josef Höckmayr, Ehrenkapitular des Landkapitels, Ehrenbürger der Gemeinde Attel. Der Verstorbene, der wenige Wochen früher sein 60jähriges Priesterjubiläum feiern konnte, war am 13. März 1869 in der Nähe Scheyerns, in Fernhag, Pfarrei Geroldsbach, geboren worden. Er studierte in Scheyern und Freising und empfing am 29. Juni 1894 im Dom zu Freising die Priesterweihe. Nach kurzer seelsorgerischer Tätigkeit in Mühlendorf wurde Höckmayr 1897 erster Anstaltsgeistlicher in der Heil- und Pflegeanstalt Gabersee, wo er fast vier Jahrzehnte lang, bis 1934 segensreich wirkte. 1938 übernahm Oberpfarrer i. R. Höckmayr, nachdem er vier Jahre in der Nähe Rosenheims verbracht hatte, das Amt eines Hausgeistlichen bei den Ehrwürdigen Frauen von St. Maria Stern in Wasserburg. In der fürsorglichen Betreuung der Ordensfrauen verlebte der Geistliche auch die letzten Jahre, in denen ihn ein körperliches Gebrechen an das Bett fesselte, bis er nun, im 86. Lebensjahr stehend, in die Ewigkeit abberufen wurde.

In den Kreis derer, die sich die Heimatforschung zur Aufgabe gemacht haben, hat der Tod von Oberpfarrer Höckmayr eine große Lücke gerissen, widmete sich der Verstorbene doch trotz der starken Beanspruchung in Gabersee der mit viel Arbeit verbundenen Betreuung des Fürsorgewesens der Gemeinde Attel und trotz seiner späteren, geschwächten Gesundheit in jeder freien Minute mit großer Sachkenntnis und innerer Begeisterung der Erforschung der heimatlichen Vergangenheit.

Die Früchte dieser Beschäftigung liegen

Beim ersten Bauernhof wird angehalten. Hier erhalten die schöneren Tiere erst den festlichen Kopfputz, die Fuitl, deren Zweige von unten nach oben zu Kronen gebogen sind und reizenden Schmuck aus „Röseln“ und Rauschgold tragen. Der Stier bekommt eine extra schöne Kopfmaske, hohe Fuitl und „Brua“ (Tannengewinde vom Kopf bis zum Schwanz).

Nähert sich der Zug einer Ortschaft, dann rufen die Kinder schon von weitem: „Kranzküah kemma! Da Auhofa fährt hoam!“ Fenster öffnen sich, alt und jung begrüßen den Zug mit lautem Zuruf. Die kleinsten Kinder laufen mit, um ein Zitterröserl zu erhaschen. Helle Jodler klingen durchs Tal.

Zu Hause richtet unterdessen die Bäuerin das Freudenmahl. Im Feiertagsgewand erwartet sie mit den übrigen Hausgenossen die Heimkehr des Zuges.

größtenteils, vom Verfasser geschenkt, im Stadtarchiv Wasserburg aufbewahrt und bedeuten eine wertvolle Bereicherung des heimatkundlichen Schrifttums. 1939 verfaßte Oberpfarrer Höckmayr die „Beiträge zur Geschichte von Gabersee“, eine aufschlußreiche scharfsinnige Abhandlung von außerordentlicher Gründlichkeit über Gabersee, Gern, Hochhaus, Pfligham und Riedhof und ihre geschichtliche Entwicklung. Bereits aus dem Jahr 1937 stammt eine Chronik der katholischen Anstaltskuratie Gabersee für die Jahre 1883 bis 1934. Unter Benützung des Wasserburger Grabsteinbuches von M. J. Lechner bearbeitete der Verstorbene als These für den Kapiteljahrtag 1945 die Friedhöfe und Grabdenkmäler in Wasserburg in einer ausführlichen Schrift. Ein längerer Aufsatz über die Wasserburger Bauernruhen im Winter 1633/34 liegt im Manuskript vor; in der früheren „Heimat am Inn“ erschien 1939 ein Artikel „Zur Geschichte der Stadtpfarrei Wasserburg am Inn“ mit der Uebersetzung der wichtigen Originalpergamenturkunde vom 2. April 1255. Außerdem ist noch eine Reihe kürzerer Artikel von der Hand Oberpfarrer Höckmayrs vorhanden. Wie weitgespannt das heimatliche Interesse des Verstorbenen reichte, zeigt die Tatsache, daß er neben den örtlich bezogenen Arbeiten noch in den letzten Jahren seines Lebens die Geschichte seiner Heimatgemeinde Geroldsbach in drei wertvollen Bänden zusammengetragen hat. Wenn sich nun auch das Priestergrab im Wasserburger Friedhof über Oberpfarrer Höckmayr geschlossen hat, so wird sein Andenken doch lebendig bleiben, nicht nur als edler Mensch und feinsinniger Priester, sondern auch als verdienstvoller Heimatforscher.

## Der Chiemsee in den Augen Ludwig Steubs

Dem am 20. Februar 1812 in Aichach geborenen und am 16. März 1888 in München gestorbenen altbayerischen Dichter, Schriftsteller und Kulturhistoriker Dr. Ludwig Steub verdanken wir eine Reihe kulturgeschichtlich wertvoller Bücher und ungezählte Aufsätze über Altbayerns Land und Volk. Ludwig Steub hat das ganze bayerische Hochland, von Garmisch bis zum Königssee, bereist und beschrieben. Seine Werke sind heute noch begehrte Objekte von altbayerischen Heimatforschern und Freunden altbayerischer Kultur und Volkskunde.

Im Sommer des Jahres 1862 hat Ludwig Steub den Chiemsee besucht. Es war nicht das erstmal, daß er über das bayerische Meer fuhr; er tat dies schon vorher im Einbaum, zu einer Zeit, als noch keine Eisenbahn durch den Chiemgau eilte. Der Marktflecken Prien war damals auch noch kein Kurort und das Wort Fremdenverkehr war an den Gestaden des Chiemsees ein noch unbekannter Begriff. Reisende, die in Prien aus dem Eisenbahnzug stiegen, um zum Chiemsee zu pilgern, konnte man zählen. „Nur wenige, aber sinnige Seelen verlassen in Prien das Bahncoupé — schreibt Steub —, um einsam nach dem Gestade des Chiemsees zu wandeln, nach Stock, wie der Ort heißt, wo die Feßler'schen Dampfschiffe anlegen. Stock besteht nur aus ein paar Schuppen, etlichen Badehütten und einem Steg, nicht weit davon, landeinwärts, hat sich aber eine einfache Schenke aufgetan, wo der müde Wanderer im kühlen Schatten seine Reisehandbücher lesen und sich vorbereiten kann auf die Schauer der Vorzeit, die ihn bald auf den chiemseesischen Eilanden umwehen werden. In Stock steht das rauchende Dampfboot, das ein Grassauer Zimmermann erfunden hat, eine Bauernarche von rührender Einfalt.“ Es war zu jener Zeit längst von dem schmucken Dampfer „Maximilian“ abgelöst, „aber Meister Feßler hat sehr zu klagen, daß es so wenige sind, die sich ihm anvertrauen, obwohl er die Preise so billig als möglich gesetzt hat. Wenn man das Dampfboot in Stock betrachtet, wie es mit den fünf oder sechs sinnigen Seelen dahinfährt, von denen die weiblichen auf dem Deck an ihrem Reiestrumpf stricken, so meint man fast, die Dampfschiffahrt auf dem Chiemsee sei eine alte Wohltätigkeitsstiftung, die die frommen Pilger nicht um schnöden Gewinn, sondern um Gotteslohn über die blauen Fluten führt und in einer besseren Welt jene Vergeltung erhofft, welche ihr die heutigen Reisemensen in ihrer Blödigkeit versagen. Die Eisenbahn, so sehr geeignet für Hochzeitspärgen und flüchtige Schuldner, hat am Chiemsee wahrlich nichts verdorben!“

Wenn der gute Steub heute sehen könnte, welcher Strom von Menschen sich von Prien aus nach Stock wälzt, wie Hunderte von Kraftfahrzeugen aller Art von Prien aus dem See zustreben, wie aber auch auf den Dampfdrängen und wie der hochmoderne Großdampfer „Ludwig Feßler“ zu schöner Sommerszeit täglich Tausende von Passagieren zu den Inseln befördert — er wäre baß erstaunt über den Wandel der Dinge und auch darüber, was aus dem Ort Stock geworden ist, von Prien ganz zu schweigen. Und die heute in der Eisenbahn durch Prien fahren, sind wahrlich nicht bloß liebende Hochzeitspärgen und flüchtende Schuldner. Und es ist auch nicht mehr so, daß — nach Steubs Worten von damals — „die meisten Pilger nur deshalb von Stock nach den Inseln fahren, um drüben Hechte zu essen und im Lindenschatten der Verdauung zu obliegen...“

Der Herreninsel widmet Steub nur wenige Worte; sie war zu jener Zeit ja auch noch unentdeckt und trug noch kein Königsschloß. Auf der Fraueninsel, „diesem Eiland, gestaltet wie ein Fisch“, freut er sich recht schaffen über das lindenüberschattete „ruhige Wirtshäuslein“, die Malerherberge, deren Zauber kurz vorher ein deutscher Dichter, Victor von Scheffel, genossen und besungen hatte, über die niedlichen Fischerhäuschen mit ihren reizenden Gärten und über die wunderschöne Aussicht auf See und Berge. „Ein köstliches Eiland des Friedens für vertraute Seelen, für Dichter, Maler und Prosaisten“ nennt er die Fraueninsel und lobend gedenkt er der Münchner Maler, die im Sommer 1828 diese Idylle entdeckten und etliche Jahre später die berühmt gewordene Frauenchiemseer Künstlerchronik angelegt haben, „diesen heiteren, fast schnurrigen, mit gotischen Randmalereien verzierten Bericht über die Entdeckung der Insel und die Begebenheiten, die da vorgefallen.“ In rührenden Worten schildert Steub das Leben auf Frauenwörth. „Wenn in der Abenddämmerung ein Schiffelein in den See sticht, dann sitzt in ihm immer eine sinnige Seele, ein Maler, ein Dichter, ein Romantiker. Ganz wunderbar wird diesem dabei zu Mute, er kommt in eine Stimmung, die ihn zweifeln läßt, ob neben ihm noch Menschen auf der Welt sind.“

Ueber den Weitsee geht die Fahrt nach Seebruck mit seinem „finsternen Kirchturm. Dieser Ort rühmt sich der Auszeichnung, daß er zur nachmittägigen Kaffeezeit von Seeons Badegästen in großer Anzahl besucht wird“. Von Seebruck wollte Steub mit dem bestellten Wagen des Seeoner Badewirtes nach Seeon fahren. Der Hausmeister aus Seeon war auch am Landungssteg, begrüßte

## Jung gefreit, hat noch niemand gereut

Geheiratet wird heute auf dem Lande so oft wie früher; aber eine richtige Bauernhochzeit zu halten, das hat man vielfach verlernt. Und wär' doch so schön! Darum sei einmal erzählt, wie man früher im Inntal und im Chiemgau geheiratet hat, als der „Großvater die Großmutter nahm“.

### Die rechte Liab

Sie fiel auch damals zur richtigen Zeit auf den rechten Fleck und dann war wie heute „leichter a Schaffi Flöh z'hüat'n als a valiabts Madl“. Gewöhnlich aber war der Verstand stärker als das Herz. Die erwachsenen Mädchen wußten in weitem Umkreis, wo und in welchem Anwesen bald übergeben wurde, und die Burschen kannten die heiratsfähigen Deandl, sicher aber alle „geldigen, roglsamen Weibsbuida“. Oefter als heute „kuppelten“ die Alten die Heirat, wohl nach dem erprobten Grundsatz „Heirat über'n Mist, na woast, wer's ist!“

### Der Heiratsschmuser

Burschen, die von der Erfahrung ausgingen „A Arme ko di grad so ärgern, wia a Reiche“ und selber nicht die „Richtige“ fanden, wandten sich an einen „Heiratsschmuser“: „Fünf tausad March brauchat i, woast ma koani?“ Diese Heiratsvermittler, die gewöhnlich dem Händlerstande angehörten und weit und breit in der Umgebung Bescheid wußten, verrieten ihre Geheimnisse über Heiratsangelegenheiten, Besitzstand und Aussteuer (Kammerwagen) gegen einen „Schmus“

(Kuppelgeld) und knüpften auf vorsichtige Art eine Verbindung der in Frage kommenden Familien an. Mit erkünstelter Harmlosigkeit und nach vielen Umschweifen brachten sie ihren Wunsch zum Ausdruck. Gewöhnlich schützten sie einen Viehhandel oder ein Geschäft vor, um zum eigentlichen Vorhaben zu kommen.

### Auf's G'schau gehen

Hatte der Schmuser das Richtige getroffen, dann erfolgte der offizielle Besuch im Braut- hause. Vorher hatten sich die Eltern der Braut schon heimlich über den Besitz des künftigen „Schwiegers“ erkundigt. Im Feiertagsgewand machte der angehende Hochzeiter mit seinem Vater die schuldige Aufwartung. Dabei ließ sich die ausersehene Braut erst sehen, wenn die Alten handelseins waren. Als schlaue Füchse rückten sie nicht gleich heraus mit der Farbe, disputierten vielmehr erst „vom G'sund und Wetter, von de schlecht'n Zeit'n, vom Troad, von de Aecker und vom Viechstand“, bis sie schließlich über „d' Weibaleut“ zu reden kamen. Nun erfolgte eine Führung durchs ganze Haus, vor allem aber eine genaue Musterung des Stalles. „An schöne Zeug host beinand, Kerschhofer, aber d' Blaß derfst deina Leni scho no mitgeb'n!“ Und so wurde faktisch gehandelt um die Tochter, gerechnet, geboten, gezwickt und gezwackt wie auf dem Markt, bis endlich zwei derbe Bauernfäuste sich fanden und den geschäftlichen Teil der Ehe durch Hand-

Dr. Steub ehrerbietigst wie immer, aber zugleich auch verlegen, denn die Fahrt nach Seeon, meinte er, sei nicht auszuführen, weil in Seeon kein Platz sei; der ganze Badeort (Seeon war damals ein weitbekannter Bade- und Kurort) „strotze von den anhänglichsten Familien, die um die besten Worte nicht weiterziehen wollen, der bestellte Wagen sei deshalb nicht da, nur er, der Hausmeister des Badegasthofes, sei gekommen, um die kaiserlich-brasilianische Badeverwaltung Seeon (Seeon gehörte damals der Kaiserwitwe Dona Amalia von Brasilien, Herzogin von Braganza) zu entschuldigen und für ein andermal zu empfehlen“. Ueber diese Hiobsbotschaft war Steub nicht wenig erbost. „Welch garstige Aeffung — schreibt er. Manche Stirne runzelte sich, manches Antlitz verfinsterte sich, manches Auge zuckte und fragend sahen wir uns an, denn wir waren unser Neune. Für so viele Leute bot Seebruck wohl kaum Raum und vielleicht wenig Bequemlichkeit.“

Aber es fand sich eine Lösung. Der biedere Wirt von der „Post“ in Seebruck, Isaak Wellkammer mit Namen, nahm die Reisenden

„mit einer sehr hochdeutsch gesprochenen Begrüßung“ freundlichst auf, er zeigte ihnen seine „heiteren Zimmer“ und seine „ausgezeichneten Matratzen“. Nun war die Reisegesellschaft zufrieden. Vor dem Abendessen genoß sie von der Alzbrücke aus den herrlichen Blick auf den See und das im Süden und Osten stehende Gebirge. — Am anderen Tag machte Dr. Steub einen Ausflug nach dem benachbarten Dorfe Ischl, das in der Nähe des linken Alzufers liegt „und das mit dem berühmten Ischl im Salzkammergut nicht die geringste Aehnlichkeit hat, dort Luxus und Prellerei, hier tiefste Einsamkeit und ländliche Stille. Hier im Chiemgauischen Ischl ist auch der Kaiser von Oesterreich noch nie mit dem König von Preußen zusammengekommen wie dort Anno 1851 obgleich es hier ebenfalls wünschenswert wäre zur Aufrichtung aller Chiemgauer. Das Alztal hat Steub so gut gefallen, daß er seine Wanderung bis nach Kloster Baumburg und Trostberg ausdehnte, um sie alsdann, nicht am gleichen Tag, in der gastlichen Schloßbrauerei zu Stein an der Traun zu beschließen.

August Sieghardt

schlag besiegelten. Der Bräutigam reichte daraufhin seiner Braut als „Haftgeld“ einen oder zwei Kronentaler, eine „Florschnalle“ oder einen anderen Putzgegenstand. Nun wurde der Verspruch bei Kaffee und Nudeln, bei Braten und Bier gefeiert. Vielfach kochte die Braut den „Heiratsschmarrn“, um dem Hochzeiter gleich ihre Kochkunst zu beweisen.

#### 's Protokollieren

Zum „Vabriaafa oder Vaschreib'n führen gewöhnlich die Eltern des künftigen Hof-erben, der Sohn, die Braut und deren Vater. Waren der Ehevertrag, auch „Stift“ genannt, und der Uebergabevertrag vor dem „Notari“ abgeschlossen, kaufte der Bräutigam der Braut den „Mahelring“, der in der Mitte einen roten Stein zeigte, den sechs kleinere Steine von anderer Farbe kreisförmig einfaßten. Diese Art „Siebensteinringe“ ersetzten einst den Ehering, den bis in die 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts nur die Frau trug.

#### Das Stuhlfest und 's „Hochzeitodinga“

Als offizielle Verlobung galt erst das Stuhlfest vor dem Pfarrer, bei dem es ein scharfes Examen aus dem „Katechisi“ absetzte. Im Benehmen mit dem Pfarrherrn wurde der Tag der Hochzeit festgesetzt. Gerne wählte man ehemals einen Montag oder Dienstag. Im Dorfwirtshaus kehrte dann das Brautpaar zu einem kleinen Imbiß ein und besprach mit dem Wirt im Beisein des Hochzeitladers Hochzeitsmahl und Mahlgeld. An den nächsten drei Sonntagen gab der Pfarrer von der Kanzel herab den „Verspruch“ öffentlich bekannt: „Zum heiligen Sakrament der Ehe haben sich versprochen der tugendsame Jüngling Greineder Michael, Noichlbauernssohn von... und die ehrengedachte, tugendsame Jungfrau Leni Kerschhofer, Heindlbauernstochter von...“ Die Anwesenheit des Brautpaares bei den ersten beiden Verkündigungen verbot die Sitte. Nach alter Tradition besuchten die Brautleute an diesen Tagen eine Wallfahrtskirche. Der dritten Verlesung des Eheverlöbnisses wohnten die Brautleute bei. Seit Wochen waren sie Inhalt und Ereignis kommender Tage und bildeten einen willkommenen Gesprächsstoff im ganzen Umkreis.

#### Im Brautstand

Die Zeit von der Verlobung bis zur Hochzeit erheischte einst Vorsicht. Um sich den bösen Einflüssen feindlicher Mächte zu entziehen, verließen die Brautleute nicht mehr ohne Begleitung nach dem Gebetläuten das Haus, ohne sich mit Weihwasser zu besprengen. Die Braut mußte sich jeder schweren Arbeit enthalten, nicht einmal beim Aufladen der „Firtigam“ (Fertigung, Kammerwagen) durfte sie behilflich sein. Aus dem Hause des Bräutigams sollte nichts ausgeliehen werden,

damit ja jeder feindliche Hexeneinfluß unterbunden blieb. Ein weiteres Verbot verlangte, daß die Brautleute nichts vom Boden aufhoben, selbst wenn es sich um einen wertvolleren Fund gehandelt hätte. Der Bräutigam vermied das Gehen in Hemdärmeln, denn es herrschte die Meinung, daß er ohne Joppe bösen Geistern stärker ausgesetzt sei.

Einem wichtigen Amte oblag in den Wochen vor der Hochzeit im Hause der Braut die „Störnahterin“. Sie begleitete die Brautleute beim Einkaufen und sogar zur Hochzeitsbeichte. Sie mußte ferner nach Fertigstellung der Aussteuer die Geschenke der Braut für die Hochzeitsgäste nähen. Hier kamen meistens Taschentücher von bunter Farbe in Frage. Ein seidenes Taschentuch erhielten der Pfarrer und Lehrer des Ortes. In Langenpfunzen spendiert heute noch die Braut dem „Kranzljungherrn“ ein weißes Hemd. Die Dienstboten des Hauses bekamen baumwollene Tücher oder Stoffe für ein Kleidungsstück. Im Anwesen des Bräutigams hatten Näherin, Schneider, Schuster, Sattler, Schreiner und Maurer die Hände voll zu tun, um den jungen Leuten das Nest zu bauen und den Alten das Austragsstüberl oder die „Ausnahm“ im „Zuahäusl“ zu richten.

(Fortsetzung folgt)

1683. Eine Quittung des Neubeurer Schiffmeisters Georg Haiber (oder Hailer) über 596 fl Schiffsmiete vom Ende des Jahres spricht von zehn Nauförge, fünf Nachkerern und zehn gemeinen Knechten aus der Herrschaft Neubeuern, die den Kurfürsten auf acht Schiffen von Wasserburg nach Oesterreich gefahren.

(Chronik Kirmayer)

1672. Das Schloß Kling sah oft fürstlichen Besuch, der sich zur Hirschfaist oder im Spätherbst zur Schweinehatz oft über einen Monat ausdehnte. Die Jagdreise ging durch Wasserburg. Im August 1672 waren rund 250 Pferde in Kling. 60 Hunde standen dort im „Hundtszwinger“ zur Verfügung, und eine Vogeltenne diente schon seit 1543 dem Vogelfang.

(Chronik Kirmayer)

1646, 18. November. Von diesem Tag an ersucht die Bürgerschaft von Kraiburg bei dem in Wasserburg befindlichen kurfürstlichen Kriegsrat wiederholt um Abhilfe wegen der dort einquartierten Kreuz'schen Dragoner und der vielen auferlegten Proviantführern.

(Chronik Kirmayer)

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: Oberbayerisches Volksblatt, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1954

September

Nummer 9

## Schutz dem alten Bauernhof

Gedanken zur Inventarisierung kulturell wertvoller bäuerlicher Bauten  
Von Kreisheimatpfleger Theodor Heck

Das kgl. Generalkonservatorium, wie das heutige Landesamt für Denkmalpflege damals genannt wurde, begann in den neunziger Jahren mit der Herausgabe des bekannten Inventarisationswerkes „Kunstdenkmäler in Bayern“. Die ersten Bände, welche Oberbayern behandeln, bieten eigentlich mehr eine Auswahl, als eine vollständige Erfassung. Zumal die kleineren Kulturdenkmäler, wie Feldkapellen, Bildstöcke, alte Pfarrhöfe, bürgerliche Bauten auf dem Lande, wie Gasthäuser, Mühlen, alte Werkstätten oder gar Bauernhöfe wurden damals nur ausnahmsweise ins Denkmälerwerk aufgenommen. Die Ueberfülle an derartigen Objekten hätte eine umfassende Inventarisierung ins Uferlose gerückt.

Heute sind die Verhältnisse wesentlich anders. Die neueren Bände des Werkes — bisher sind etwa zwei Drittel des Landes bearbeitet —, streben eine möglichst lückenlose Inventarisierung an und beziehen sogar den alten Bauernhof mit allen seinen Einzelbauten, wie Stadel, Getreidekasten, Backofen usw. mit ein. Selbstverständlich ist hierbei eine gewisse Begrenzung notwendig, denn der Bestand an kulturell wertvollen Bauernhäusern dürfte in Bayern immer noch so groß sein, daß seine vollständige Erfassung schon aus Mangel an geeigneten Fachleuten wohl kaum durchführbar ist.

Im Landkreis Wasserburg wird nun erstmalig der Versuch gemacht, neben einer lückenlosen Inventarisierung aller anderen,

bisher nebensächlich behandelten Kulturdenkmäler auch das bäuerliche Haus, soweit es von volkskundlichem oder künstlerischem Wert ist, durch eine gründliche Bestandaufnahme zu erfassen. Die Voraussetzungen zu diesem Unternehmen sind deshalb besonders günstig, weil der Landkreis als Treffpunkt dreier verschiedener Hauslandschaften seit langem das Interesse der Bauernhofforschung gefunden hat, als deren Mitarbeiter sich der Verfasser dieser Abhandlung eine gewisse Erfahrung für die Beurteilung der einzelnen Objekte erwerben konnte.

Aber auch eine andere Erkenntnis drängte sich ihm, und zwar mit erschreckender Deutlichkeit auf: der Verlust an altartigen Bauernhöfen ist ungeheuer und steigert sich in zunehmendem Maße mit jedem Jahr. Eine Bestandsaufnahme, die noch vor kurzem beinahe als eine Lebensaufgabe hätte gelten können, ist heute für den Landkreis verhältnismäßig rasch durchzuführen.

Sie geschieht in folgender Weise. An Hand der topographischen Karte 1:25 000, auf der jedes einzelne Gebäude, jedes Feldkreuz, sogar jeder Zaun eingezeichnet ist — und zwar bezieht sich diese Vollständigkeit gerade auf den volkskundlich noch interessantesten Bestand, etwa um 1900 —, besucht der Bearbeiter systematisch jedes einzelne Objekt. Alles, was einigermaßen als kulturell wertvoll angesprochen werden kann, wird nun photographisch, womöglich von mehreren

Seiten aus — bei Vierseithöfen auch die Innenfronten —, aufgenommen, so daß beinahe das gesamte äußere Bild festgehalten ist. Bemerkenswerte Einzelheiten, Türen, Laubengänge, Bemalungen und Schnitzwerk, eingemauerte Tontafeln, Eisenbeschläge usw. werden besonders photographiert. Alle wesentlichen Daten, wie Baujahr, zu welcher Hauslandschaft gehörig usw., werden notiert. Dabei ist die Grenze ziemlich weit gezogen, denn selbst Häuser aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die in Anbetracht ihres guten Bauzustandes und ihrer Eignung auch für die modernen wirtschaftlichen Anforderungen noch bis vor kurzem als ungefährdet erschienen, sind, wie die Erfahrung lehrt, bereits vom Abbruch bedroht.

Alle wichtigen älteren Objekte, besonders wenn sie durch Anbauten, Holzaufschichtung oder Pflanzenwuchs verdeckt und somit der Kamera nicht genügend zugänglich sind, werden mehr oder weniger flüchtig skizziert, kleinere Bauten häufig gleich maßstäblich aufgenommen. Oft ist es im Interesse der Hausforschung notwendig, den ursprünglichen Zustand zeichnerisch zu rekonstruieren.

Die Inventarisierung dieser bäuerlichen Kulturdenkmäler hat den Zweck, zunächst überhaupt einmal zu erfahren, wo noch für das Landschaftsbild, aber auch für die Hausforschung wichtige Bauten bestehen. Diese werden dem Landratsamt bekanntgegeben, um im Falle eines geplanten Abbruchs noch genauere volkscundliche Erhebungen zu ermöglichen. Auch sollen volkscundlich bedeutende, materiell dagegen meist wertlose Teile, wie Tierköpfe am Hausgiebel, Tontafeln, reich ausgesägte Schießbretter aus dem Bundwerk und ähnliches, auf diese Weise für das Heimatmuseum gerettet werden. Nicht zuletzt aber soll eine genaue Kenntnis dieser Baudenkmäler die Gelegenheit geben, im Falle der Umgestaltung den Besitzer zu einer größtmöglichen Schonung des wertvollen Alten zu veranlassen.

Denn bei dieser Bestandaufnahme wird immer wieder aufs neue offenbar, mit welchem untrüglichen Gefühl für das Vollendete, mit welcher bis ins Kleinste gehenden Liebe und Sorgfalt diese einfachen alten Bauern und bäuerlichen Handwerker ihre Bauten geschaffen haben. Mit Wehmut empfindet man die ungeheure seelische Verarmung, die der technische Fortschritt mit sich gebracht hat und ahnt, daß vor hundert Jahren noch das Landschaftsbild unserer Heimat von einer heute beinahe unvorstellbaren Schönheit gewesen sein muß. Diese Bauten harmonisierten nicht nur mit ihrer Umgebung, sie machten den Zauber der heimatlichen Landschaft erst vollkommen.

Es muß deshalb eine der wichtigsten Aufgaben der Heimatpflege sein, die gedankenlose und häufig völlig überflüssige Vernichtung dieser Werte zu verhindern.

Kein vernünftiger Mensch wird fordern, daß ein altes Haus, dessen Lebenszeit abgelaufen ist, nun aus Pietät unter großen Opfern erhalten werden soll, niemand wird einem Bauern zumuten, ein, den heutigen Arbeitsmethoden widersprechendes Wirtschaftsgebäude unverändert zu benützen und sich dadurch die Arbeit zu erschweren; aber bei der großen Bedeutung einer heimatverbundenen Kultur für unseren menschlichen Wert sollte es eine Selbstverständlichkeit sein, für die weitgehendste Erhaltung dieses unersetzlichen kulturellen Reichtums zu sorgen. Bei einigem guten Willen ließe sich in vielen Fällen eine günstige Lösung finden.

Aber nicht nur die rationalistischen Bestrebungen der modernen Landwirtschaft und wohl auch steuerliche Begünstigungen sind die Ursache dafür, daß unsere Heimat ihres schönsten Schmuckes beraubt wird. Nur allzuoft ist das vermeintliche Ansehen, das ein monströser Neubau seinem Besitzer verschaffen soll, der eigentliche Grund zur Zerstörung des Alten.

Das ist nun um so betrüblicher, als eine solche Spekulation völlig verfehlt ist. Wir können es auf der ganzen Welt beobachten, selbst im fortschrittlichen Amerika, mit welcher eifersüchtiger Sorge die wirklich angesehenen Geschlechter ihre alten Stammhäuser pflegen. Sie beweisen dadurch nicht nur, daß sie Tradition haben, sondern auch, daß sie vor lauter Bewunderung der technischen Vervollkommnung nicht vergessen haben, daß es höhere Lebenswerte gibt, als die Rentabilität.

Mit Denkmalschutzbestimmungen ist beim Bauernhaus nicht viel zu retten; hier kann nur ein Gesinnungswechsel helfen, oder besser gesagt, eine Wiederbesinnung. Es ist eine stets sich wiederholende Beobachtung, daß der Bauer nach anfänglichem Heruntersetzen des „alten G'lumps“, das er seiner Reputation schuldig zu sein glaubt, doch voll des Lobes für dessen solide Ausführung ist. Immer wieder bekommt man zu hören, daß heute keiner mehr reich genug sei, um nur halbwegs so anständig wie früher zu bauen, ganz abgesehen davon, daß die dazu fähigen Handwerker vielfach ausgestorben wären.

Es handelt sich somit eigentlich nur darum, mit dem leidigen Vorurteil aufzuräumen, ein altes Haus sei eine Schande. Das Gegenteil ist der Fall, denn der Bauer, der sein von den Ahnen ererbtes Haus erhält und sorglich pflegt, beweist dadurch, daß er ein heimatverwurzelter Mensch ist, und das ist das beste Zeugnis, das er sich ausstellen kann.

# Wasserburg vor 100 Jahren

Ein Kulturspiegel aus zeitgenössischen Briefen

Der große Anklang, den der in früheren Nummern veröffentlichte Brief des Carl Meyer, weiland Gerichtsassessor in Wasserburg bei unseren Lesern gefunden hat, veranlaßt uns zum Ausdruck eines weiteren Briefes, der einen ebenso reizenden wie humorvollen Einblick in das damalige Gesellschaftsleben bietet.

Die Redaktion.

Wasserburg, den 17. Februar 1854.

Liebe Mutter!

Am verflossenen Samstag vor acht Tagen, das ist am 4. des Monats, habe ich das Kistchen mit der Wäsche, Kaffee und Zucker richtig erhalten, jedoch vergeblich alle seine Winkel und alle Falten der Wäsche des sie umhüllenden Leintuches nach einem Briefchen von Deiner Hand, oder doch von der einer Schwester durchstöbert, so sehr ich meine Augen auch anstrengte ein paar Zeilen zu finden, welche mir etwa Nachricht geben würden, daß Ihr alle wohlauf und vergnügt seid. Die Voraussetzung, daß Ihr, wenn es nicht so wäre, mich doch jedenfalls nicht ohne Nachricht lassen würdet, hat mich indeß über meine getäuschte Erwartung getröstet, um mich gerade in dem Mangel jeder schriftlichen Nachricht ein günstiges Zeichen bezüglich Eueres allseitigen Wohlbefindens erblicken lassen. Dieß auch der Grund, warum ich nicht sogleich die Feder zur Hand nahm, sondern mir meinen Brief aufsparte, bis ich heute eine ruhige Stunde fand, welche es mir erlaubt, mich im Geiste in Euere Mitte zu versetzen.

Daß ich im Wesentlichen seither immer gesund und wohlauf war, werdet Ihr gleichfalls aus dem Mangel einer Nachricht von dem Gegentheile von selbst gefolgert haben und Ihr hättet Euch hierin wenigstens nicht getäuscht, da mit Abrechnung von einigen Katharren und einigen rheumatischen Zahnschmerzen, welche Uebelstände indeß durch sofortige energische Vorkehrungen immer in Bälde beseitigt wurden, mein allgemeines Wohlbefinden seither keine Störungen erheblicher Art zu erleiden hatte. Die schon den ganzen Winter hier grassierenden und ziemlich heftig aufgetretenen Schaafplatttern = oder Varioliden, haben mich, obwohl in meinem Hause sechs Personen nacheinander an dieser Epidemie erkrankten, nur indirecte nämlich dadurch berührt, daß Staatsanwalt Kraezer von denselben befallen wurde und drei Wochen krank lag, wodurch sich meine Geschäftslast im verflossenen Monate nicht unerheblich vermehrte. Demungeachtet habe ich die wenigen Vergnügungen, welche

der Carneval zu Wasserburg darbietet, und von welchen ich mich in gesundem Zustande auch ohne Auffallenheit und ohne das Mißvergnügen der Wasserburger Schönen auf mich zu laden, nicht leicht zurückziehen können, redlich mitgemacht. Es möchte Euch obige Aeußerung bezüglich des Mißvergnügens der Wasserburger Schönen vielleicht als über die Grenzen der Bescheidenheit hinausgehend, als eine bloß eingeübete Selbstüberschätzung vorkommen, allein es verhält sich dennoch mit meiner Behauptung in Richtigkeit, da Carnevals-Vergnügungen nämlich nicht ohne Tanzen abzugehen pflegen, die Häupter der tanzenden resp. tanzlustigen und tanzfähigen Herren in Wasserburg aber sehr gezählt sind, und ich mir denn doch schmeicheln darf, bey solchen Gelegenheiten den überaus tanzlustigen Damen Wasserburgs noch eine annehmbare Tanz-Maschine abgeben zu können; deren gänzlicher Abgang bey der geringen Zahl solch männlicher Tanzmaschinen gegenüber der großen Zahl tanzlustiger Schönen jedenfalls sich fühlbar machen und mißliebig wahrgenommen werden würde. Um nun auch mit der schöneren Hälfte der Wasserburger Bevölkerung nicht in Disharmonie zu gerathen, bleibt mir schon aus Gründen der Politik nichts Anderes übrig, als mich womöglich überall einzufinden, wo sich die hiesige bessere Gesellschaft oder sogenannte Honoratiorenschaft zu Carnevals-Vergnügungen zusammenfindet.

So hab ich's denn auch bisher gehalten, und mich dabey auch in Allgemeinen gut unterhalten, wenn gleich natürlich hiebey viele Wünsche unerfüllt bleiben, und man seine Ansprüche auf die Geselligkeit, auf die Manichfaltigkeit und manches andere Interesse der Unterhaltung nicht allzu hoch spannen, insbesondere keinen residenzlerischen Maaßstab anlegen darf. Eröffnet wurde hier der Carneval mit einer großen Schlittenfahrt nach dem nur wenige Stunden entfernten Städtchen Haag, welche zunächst durch die hiesige Liedertafel arrangirt wurde, an welches aber auch die Beamten und Bürgerschaft und die schöne Welt Theil nahmen.

Meine Wenigkeit nahm auf Aufforderung der Frau Stadtgerichtsdirectorin an deren Schlitten Antheil und zwar hatte ich deren Fräulein Tochter Emilia — ein erst in der Entfaltung begriffenes Rosenknöschen — zum angenehmen vis-a-vis und einen Maler — den einzigen hier befindlichen Künstler — zur Seite; in dieser Gesellschaft fuhr ich denn — ein Duzend anderer Schlitten vor und hinter uns — an dem festgesetzten Tage Nachmittags 1 Uhr bey heiterem Sonnenschein, kaltem Luftzuge und tiefem Schnee, einge-

hüllt außer meinem Paletot noch in einem von meinem Hausherrn geliehenen Pelz-Ueberrocke den Wasserburger Berg hinauf, und kam mit meiner Schlittengesellschaft, nachdem uns heitere Gespräche, die Ansicht der majestätisch vor unseren Augen ausgebreiteten schneebedeckten Gebirgskette, und das Blasen unseres Postillons auf seinem Waldhorne begleitet von dem Geklingel des Pferd-Geschirres und dem Peitschengeknall der verschiedenen Pferdelenker, die Zeit der Fahrt verkürzt hatten, schon um 3 Uhr in Haag vor dem Postwirthshause — dem Ziele unserer Fahrt — an. Hier wurden wir Wasserburger von der gesammten Liedertafel der Schwesterstadt Haag und der dortigen Honoratiorenschaft — bestehend aus dem Herrn Landrichter von Haag mit zwei Frlein Schwestern — welche mit Wehmuth auf die verwelkten Blumen ihrer Jugend zurückzublicken scheinen — zwei Assessoren, der eine mit Frau Gemahlin, einem Rechtspraktikanten und einem ärarialischen Bräuerei-Verwalter nebst dessen Frau Gemahlin — mit offenen Armen empfangen, und nachdem man in Gesellschaft miteinander in dem Saale der

Post gehörig gegessen, getrunken, Reden gehalten, gesungen und schließlich getanzt hatte, ging es Nachts 11 $\frac{1}{2}$  Uhr an die gemeinschaftliche Heimfahrt, welche ungeachtet der Dunkelheit der Nacht, der vielen und hohen Berge, der durch den Schnee verwehten Wege, und der Betrunktheit eines Theiles der Pferdelenker, glücklich abließ, so daß alle wohlbehalten Nachts 2 Uhr wieder hier eingetroffen waren. Die Heimfahrt im offenen Schlitten bey einer scharfschneidenden kalten Nachtluft nach vorausgegangenem Tanzen und dadurch hervorgerufener Transpiration, zog mir zwar einen kleinen Katharr zu, welcher indeß durch energisches Thee-Trinken bald wieder beseitigt wurde. Außerdem habe ich diesen Winter bereits zwei Bälle mitgemacht, von welchen einen die Gesellschaft Harmonie, deren ordentliches Mitglied ich bin, den anderen diese Gesellschaft und die Liedertafel im Verein miteinander veranstalteten, und steht mir in der nächsten Woche noch ein Ball in Aussicht, womit wahrscheinlich der Carneval zu Wasserburg für dieses Jahr beschlossen werden wird.

(Schluß folgt)

## BUCHERECKE

### „Deutsche Bauernmöbel“

Der Verlag Franz Schneekluth, Darmstadt, hat eine neue Bildbandreihe „Wohnkunst und Hausrat — einst und jetzt“ veröffentlicht, die ihm und ihrem Herausgeber, dem Museumsdirektor a. D. Dr. Heinrich Kreisel, München, zur Ehre gereicht. In gedrängten Einzeldarstellungen werden Themen über Gegenstände, die dem „Wohnen“ dienen, behandelt. Diesen Gegenständen, dem „Hausrat“, wird ebenso liebevoll wie wissenschaftlich nachgespürt und das Rechte im Wandel der Zeiten sichtbar gemacht.

„Deutsche Bauernmöbel“ heißt der zweite Band dieser Reihe, dessen Verfasser kein geringerer als der Direktor des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, Dr. Josef Maria Ritz ist. Nur einem Kenner wie ihm ist es möglich, auf knapp 34 Druckseiten das Wesentliche des überaus großen formgeschichtlichen und künstlerischen Reichtums des Bauernmöbels aus dem gesamtdeutschen Sprachraum deckend zur Darstellung zu bringen. Ergebnisse aus jahrhundertelangen Kulturbewegungen haben dem Hausrat ihren Stempel aufgedrückt, wie er in der bäuerlichen Stube Verwendung fand und noch findet, sei es in einem oberdeutschen Bauernhaus mit seinem Herrgottswinkel, sei es in einem Niedersachsenhaus, jenem großen Hallenbau, mit seinem Flett als Herzstück des Familienlebens.

Zeit und Landschaft haben das Bild der deutschen Bauernmöbel recht bunt gestaltet.

Ihre frühesten Stücke waren schlicht und sachlich, meist truhentartige Behältnisse, deren künstlerischer Reiz wohl ausschließlich in ihren schönen Maßverhältnissen lag, wie es dem damaligen Anliegen der Zimmerleute (es gab noch keine Tischler) entsprach. Nur einfachste Verzierungen waren gelegentlich angebracht. Als Beispiel führt Ritz die Abbildung einer im Heimatmuseum von Wasserburg am Inn befindliche Truhe um das Jahr 1500 an. Die Entwicklung der Truhe als dem ehrwürdigsten bäuerlichen Möbel von der Zimmermannsarbeit über die Erfindung der Sägemühle und dem Aufkommen eines neuen Truhentyps, der Kastentruhe, die bereits von Tischlern hergestellt wurde, bis zum bäuerlichen Schrank wird in großen Zügen mit hervorragender Sachkenntnis aufgezeigt. Gleichzeitig widmet der Verfasser der Bemalung des Bauernmöbels liebevolle Betrachtung. Aber auch dem Bett, dem Tisch, dem Stuhl und der Wiege wird die ihnen gebührende Aufmerksamkeit geschenkt.

28 schöne Abbildungen von Bauernmöbeln aus den verschiedensten Gebieten Deutschlands, wie sie in den Heimatmuseen der einschlägigen Landschaften (darunter drei aus Wasserburg am Inn) aufgespürt wurden, vervollständigen die fundamentierte Arbeit. Dem Sammler und Liebhaber alter Stilmöbel wird für ein geringes Geld (4,80 Mark) ein Bändchen in die Hand gegeben, das ihn von dem Erwerb teurer Prachtwerke entbindet und ihm dennoch Wissenswertes und Anregendes vermittelt.

Ch. K.

# Das Goldachtal

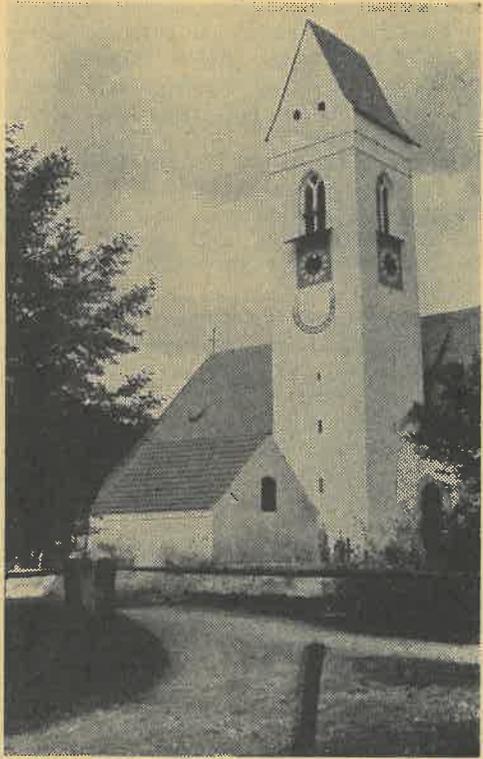
Von Studienprofessor Joseph Kirmayer

„Im Tal der Goldach, eine Wegstunde nach dem Ursprung des Baches, hatte sich einst vor dreihundert Jahren ein Bauer ansässig gemacht. Er baute sich ein Holzhäuschen, in dem er mit Weib und Kindern und Haustieren wohnte. Armselig war sein Heim, doch das Glück kehrte ein, das irdische vergängliche Glück des Reichtums... Wieder einmal trieb die Goldach Holz und Steine abwärts. Es klang nicht mehr die Melodie glucksender Wellen aus ihrem Wasser. Sie rauschte wie eine böse, stolze Frau im neuen Kleide durchs Tal, jagte die rotbetipfelten und geströmt Forellen aus gesträuchüberhangenen Tümpeln auf. Doch als sie endlich wieder traulich durch die Auen schwatzte als spiegelklarer Bach, sah Woferl zu seinem grenzenlosen Erstauen, daß sein Anwesen inmitten eines funkelnden Sandmeeres lag. Es blitzte und sprühte goldleuchtend auf, wenn die Sonne darüberstrich. Als ob ein Goldregen gefallen wäre!... Dieser Fingerzeig wies den Häusler auf die Goldwäscherei hin. Er holte sich Rat und gewann das edle Metall. Viele Unzen Gold gab ihm die Ache, nun Goldach getauft.“

So schildert in ihrem Buch „Age, die Müllerin an der Goldach“ die bekannte Heimat-schriftstellerin Franziska Reiß auf poetische Weise die Entstehung eines Namens, den heute ein westlich von Pyramoos (Landkreis Wasserburg) entspringender und bei Schwindegg (Landkreis Mühldorf) in die Isen mündender Bach entgegen allen geschichtlichen und namenskundlichen Zusammenhängen trägt. Wenn eben diese Zusammenhänge an dieser Stelle einmal klargelegt werden sollen, geschieht das nicht, um die im Volksmund gebräuchliche Bezeichnung „Goldach“ zu verdrängen, sondern um die Erinnerung an frühere Zeiten wachzuhalten.

Grundlegend ist zu bemerken, daß fließende Gewässer, die in ihrer Wassermenge etwa die Mitte zwischen Bach und Fluß halten, meist Ach oder Achen hießen (mdh. ahe, ahd. aha, lat. aqua, sehr oft zu au geworden). Unumstrittene Tatsache ist, daß die Gewässer, Bach, Ach oder Fluß, längst vor den Siedlungsorten das Bild der Landschaft bestimmten und viele dieser späteren Orte sich nach dem jeweils vorbeifließenden Wasser benannten, so etwa Isen an der Isen, Sempt an der Sempt, Lappach am Lappach, Schwindach an der Schwindach.

„Schwindach“, so lautete nämlich der ursprüngliche Name der heutigen Goldach über tausend Jahre lang bis etwa zum 20. Jahrhundert. Wie und wann es zu der Benennung „Goldach“ kam, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Die Goldwäscherei hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Viel eher ist dar-



Kirche von Großschwindau

an zu denken, daß die goldgelbe Farbe des Moorwassers den augenscheinlichen Anlaß zu der Umtaufung gab.

Der Belege für den einstigen Gebrauch des Namens „Schwindach“ gibt es eine große Zahl. Im ersten Band seiner statistischen Beschreibung des Erzbistums München-Freising (1874—1884) schreibt Mayer-Westermeyer auf Seite 241: „Die ausgedehnten Waldungen längs der „Schwindach oder Gschwindach“ (= dem schnellen Fließchen, der geschwinden Ach) werden schon in den Jahren 861, 891 und 915 als „forestum suindaha“ genannt.“ Nach den Traditionen des Hochstiftes Freising von Theodor Bitterauf, erster Band, S. 652 „tauscht Bischof Anno von dem Laien Arnunc gegen Ackerland und Wiesen an der Schwindach (prope fluvio qui vocatur Suindaha; locus autem simili vocabulo nuncupatur = in der Nähe des Flusses, der Schwindach genannt wird; der Ort aber mit ähnlichem Namen benannt wird) anderweitig Ackerland und Wiesen. In der Zeitschrift für Ortsnamenforschung 1925, Band II, S. 87 findet sich folgender Hinweis: „Tarchanat hatte schon vor seiner Schenkung in Langenpreising dem Hochstift Freising eine von ihm gegründete Kirche in loco Suindaha (Groß-, Kleinschwindau) übergeben (8. November 775; Bitterauf a. a. O. S. 94; vgl. unten), welche, zu Ehren des hl. Benedikt errichtet, auf dem

heute noch Bennoberg genannten Hügel über der Schwindach stand. Ueber die Gleichsetzung von Benno gleich Benedikt gibt Socin in seinem Mittelhochdeutschen Namensbuch, Basel 1903, S. 229, Auskunft: „Benno, qui et Benedictus dicitur = Benno, der auch Benedictus genannt wird“ (Bischof von Metz 922). In der genannten Zeitschrift für Ortsnamenforschung steht auf Seite 98 in anderem Zusammenhang zu lesen: „an der Schwinach (südlicher Nebenfluß der Isen) im Jahre 857“.

Die Reihe der Belege für den einstigen Gebrauch des Namens „Schwindach“ läßt sich noch fortsetzen. „Noch kleiner als die Isen ist die bei St. Wolfgang und Schwindkirchen fließende Schwindau, welche bei ihrem Ursprung Kellbach, bei ihrem Einfluß in die Isen aber Goldach heißt“, schreibt Mayer-Westermeyer am angegebenen Ort. Hier taucht also bereits einmal der Name „Goldach“ auf, ebenso wie im Repertorium des topographischen Atlasblattes Wasserburg 1831 Seite 102 der Vermerk zu finden ist: „Schwindau, auch später Goldau, von ihrem Ursprung westlich von Piramoos bis Hub Kellbach genannt, fließt erst nordöstlich, dann nördlich, und tritt unterhalb Groß-Schwindau, wo sie sich in zwey Arme theilt, in das Blatt Erding.“ Wenn hier auch für einen Abschnitt des Gewässers der Name „Goldach“ und „Goldau“ erwähnt wird, so galt doch im allgemeinen nach wie vor die Bezeichnung „Schwindach“ und wie einst Apian 1563 von „Ober Schwindaw, pagus, templum ad rivum eiusdem nominis“ (Ober-Schwindau, Dorf, Kirche, am gleichnamigen Fluß) und „Unter Schwindaw, pagus, templum ad eandem ripam rivi sinistram“ (Unterschwindau, Dorf, Kirche, am gleichen linken Ufer des Flusses) zu berichten wußte, so steht auch noch in den nach 1874 erschienenen „Kunstdenkmälen für Stadt und Bezirksamt Wasserburg“ zu lesen: Sieben ehemals bedeutende Klöster bzw. Stifte finden sich im Bezirksamt Wasserburg: Altenhohenau, Attel, Au, Gars, Isen, Rott und St. Wolfgang; ein achttes, Ramsau, erlangte keine erhebliche Bedeutung. Fünf derselben liegen am Inn, drei davon, Attel, Gars und Rott beherrschen durch ihre Lage weit hinaus das Land, während Altenhohenau, Au und auch St. Wolfgang im Schwindachtal ihre klösterliche Zurückgezogenheit in stiller, friedlich idyllischer Niederung suchten“ und an einer anderen Stelle heißt es: „Die Kirche St. Wolfgang in der Schwindau oder auch im Burgholz genannt.“

Aus allen diesen Stellen erhellt eindeutig, daß der ursprüngliche Name der heutigen Goldach tatsächlich Schwindach war. Und wo wären sonst die Ortsnamen Großschwindau,

## Herbsibleami

's ganz Jahr net so schön  
Siegst Bleamie drauß steh,  
Im Gartl vorm Haus,  
Wie iatz, schaug no naus.  
Da Lattlzaun tuat  
De Sunnableami guat,  
Weit loahnans nach vorn,  
so schwaar sans scho worn.  
De Dahlien hiebei  
Zoagn Farbn scho glei,  
Wenn d' Sunna drauf lacht,  
Wiar a himmlische Pracht.  
Und da no dazua  
Blühh Astern grad gnuu,  
Da Flox werd net müad,  
Bloß 's Röserl vabläht.  
Do bald, üba nacht,  
Geht 's dahi mit da Pracht:  
Mit eisiga Hand  
Langt da Winta ins Land.  
Und schaugst nachat naus  
Vom Stubfensta aus.  
Blüahn Bleami bloß no  
Am Fenstaglas dro.

Karl Detterbeck.

Kleinschwindau, Schwindkirchen, Schwindach und Schwindegg hergekommen? Ein Goldkirchen, Goldegg usw. existiert dagegen nicht. Um das Bild abzurufen, sei noch darauf hingewiesen, daß allein der Name des Dorfes Schwindach, Landkreis Mühldorf, genügen würde, um der früheren Bezeichnung des Wassers den Nachweis zu liefern, darüber hinaus auch noch Großschwindau, bis 1737 die Pfarrkirche, ebenfalls Schwindach hieß, wie aus der Schenkungsurkunde des Priesters Tarchnat aus dem Jahr 755 hervorgeht. Am 17. März 1405 tritt „Her Wylhahn, die zeit pfar ze Schwindach“ als Zeuge auf (Altenhohenauer Regeste 285) und in den älteren Matrikeln des Bistums Freising von Martin Deutinger, München 1850, Band III erscheinen „parochia Swindach“, „Schwindach“, „Schwindau (parochia ad S. Wolfgang)“, nochmals „Schwindau“ und „Schwindach, Sannt Michaels Gotshauß in der Grafschaft Haag“. Aus Schwindach wurde später Schwinda (helles a!) und heute noch pflegen die Leute im Dialekt „in der Schwinda“ zu sagen. So kam es auch zur Schreibung „Schwindau“ für Groß- und Kleinschwindau. An die Schwindau knüpft sich übrigens auch eine Legende. Sie erzählt, der hl. Wolfgang habe, bevor er an den Abersee ging, um 975 in der Schwindau, also dem Tal bei St. Wolfgang, die unbegrabenen Gebeine und Körper erschlagener christlicher Einsiedler gesammelt, darüber eine Kapelle und eine Zelle erbaut und einen Quell (Gesundbrunnen) entspringen lassen.

## *Jung gefreit, hat noch niemand gereut*

Vertraut mit Sitte und Brauch, spruchgewandt und mit einer volkstümlich-dichterschen Ader ausgestattet, gab es früher auf diesem Gebiete wahre Talente: Scharfäugige Beobachter, die die Hochzeitsgäste nach Strich und Faden aussangen, findige Köpfe, die mit „Maul und Feder“ gleich flink umzugehen verstanden, witzige Vögel mit einem Schnurrenschatz und gutem Humor, der die von ihnen geleiteten Hochzeiten zur wahren Freude werden ließ.

Als Bevollmächtigter des Hochzeitspaares waltete der „Prokrader“ (Prokurator) etwa acht bis zehn Tage vor der Hochzeit seines Amtes und lud die vom Brautpaar aufgeschriebenen Gäste, die ganze Vettern- und Gvatterschaft, Nachbarn und „G'hoasne“ von nah und fern zum hohen Familienfeste. In die weiter entfernten Orte flogen die Hochzeitsbriefe, denen auf eigenem Vordruck eine liebe, volkstümliche Sprache eigen war. Bei seinen persönlichen Einladungen (früher zu Pferd) trug der Lader am schwarzen Bratenrock ein langes, breites Band von weißer Seide (blau, wenn die Braut Witwe war) und ein Rosmarinsträußchen. Auch der Stock mit weißbeinernem Knopf zeigte seidenen Bänderschmuck. In drei bis vier Landgerichte führte oft der Weg den „Prokrader“ bei seinen Einladungen. Jeder gute Hochzeitslader hatte beim Hochzeitsspruch seine eigenen Reime. Dann folgten die Namen der beiden Brautpersonen, Stand, Wohnort, Tag der Hochzeit, Kirche, Gasthaus und Mahlgeld.

### **Der „Hennatanz“**

Den Reigen der hochzeitlichen Feierlichkeiten eröffnete früher einige Tage vor dem Fest im Hause der Braut der „Hennatanz“, bei dem sich die Freundinnen und Schulkameradinnen der Braut von ihr verabschiedeten. Sie brachten allerlei nützliche Geschenke, unter anderem auch Hühner mit und wurden dafür bewirtet. Weil sich auch gerne Burschen einfanden und ein lustiges Tänzchen die Freuden erhöhte, führte dieser „Jungfrauenabschied“ den Namen „Hennatanz“.

### **Die „Fertigung“**

Einige Tage vor der Hochzeit erbat die Braut vom Ortsgeistlichen die Aussegnung des „Ehebettes“. Der Schreiner „baute“ mit Geschick den Brautwagen („Kammerwagen“, „Fertigung“) sorgsam auf. Vierspännig führte dann der Oberknecht am Tage vor der Hochzeit den gezierten Kammerwagen in die neue Heimat der Braut. Er war mit Kränzen, Girlanden und Sträußchen geschmückt und die Rosse trugen auf ihren blankgeputzten Geschirren seidene Mascherl. Die Braut saß mit der Näherin auf dem Brautfuder und trug

den buntbebänderten Spinnrocken, das Zeichen hausfraulichen Fleißes.

Ein bekränzte Kuh (Brautkuh) wurde von einer Magd nachgeführt. Mit Jubel und Neugierde begrüßten jung und alt in den Dörfern, die passiert wurden, den Kammerwagen:

Burschen schossen mit Flinten und Terzerolen, der Jugend stand das ungeschriebene Recht zu, dem Kammerwagen mit einer langen Stange, einer Kette oder einem Strick den Weg zu sperren und die Hochzeiterin „aufzufangen“. Mit kleinen Münzen und Süßigkeiten, die unter die Kinder geworfen wurden, erkaufte sich die Braut den Paß.

Der Bräutigam mußte das Brautbett in die Kammer tragen, um nicht später in den Veruruf eines streitsüchtigen Ehemannes zu kommen.

### **'s Mahlbaumsetzen und d' Nachthochzeit**

Noch heute ist es im Inntal und Chiemgau Brauch, daß am Tage vor der Hochzeit die nächsten Nachbarn dem Brautpaar vor dem Hause, in das eingehiratet wird, den girlanden- und kranzgeschmückten Mahlbaum setzen. Lustig nehmen sich daran Wiege, Fatsch'nkindl, Milchflasche und Schnuller aus, die ober einer Tafelinschrift „Hoch lebe das edle Brautpaar!“ als Attribute kommender Ehestandsfreuden angebracht werden.

Am Abend finden sich die „Mahlbaumsetzer, Nachbarn und näheren Verwandten zur fidelen Nachthochzeit ein, weisen praktische Hochzeitsgeschenke (unter anderen auch kunstvolle Gebilde aus Butter), besichtigen und bestaunen die schöne Aussteuer und lassen sich's dann wohl sein bei Braten und Bier, Kaffee und Nudeln. Musik, G'sangl und Tanz verkürzen die lustigen Stunden.

Der Mahlbaum wird bis zum Hochzeitmorgen von den Burschen abwechselnd bewacht, um ihn vor den Zugriffen feindseliger Hallo-dri aus den Nachbargemeinden zu sichern. Oft hat es dabei schon Raufereien und gerichtliche Nachspiele abgesetzt.

Der Mahlbaum bleibt ein Jahr stehen. Ist die Ehe innerhalb dieser Zeit mit einem Buben gesegnet, darf der Eheherr den Mahlbaum umschneiden und für sich verwenden. Kommt aber ein Mädchen zur Welt oder stellt sich der Storch innerhalb der Jahresfrist überhaupt nicht ein, dann versuchen die Dorfburschen den Mahlbaum zu stehlen, um den Erlös hieraus gemeinsam vertrinken zu können.

### **D' Morg'n'supp'n und der Supp'dank**

Büchenschüsse signalisierten die Ankunft des hochzeitlichen Wagens, der Ehrmutter (Taufgon) und Braut zum Gasthaus brachte,

# Das Rosenheimer Kapuzinerkloster

1600 hatte Herzog Maximilian die Kapuziner nach München berufen. Auf der Suche nach weiteren Orten für Ordensniederlassungen wählte er zunächst Rosenheim. Deshalb begab er sich 1604 zum erstenmal dorthin, um einen geeigneten Platz für das Kloster ausfindig zu machen. Er nahm beim Weinwirt Papin (heute Fortner) für einige Tage Quartier im Rückgebäude, „so der Pfarrkirche zunächst liegend.“

Es vergingen 200 Jahre und die Kapuziner wurzelten in der Bevölkerung so stark ein, daß man sie gar nicht mehr aus der Stadt wegdenken konnte. Aber am 25. Januar 1802 kam der Landrichter Schmid von Aibling, um im Zuge der Säkularisation das Kloster zu „depossedieren“. Er machte in seinem Berichte nach München den Vorschlag, man sollte sämtliche Kapuziner Oberbayerns in einem Zentralkloster vereinigen, den wenigen brauchbaren „ihre Bärenhaut abziehen, eine menschliche Kleidung geben und sie zu Weltpriesterverrichtungen gebrauchen.“ 1804 wurde das Klostergebäude mit Garten unter anderem um 3730 Gulden veräußert. Vier Jahre später kaufte der Staat dasselbe um 5200 Gulden zurück, um darauf das Salinen-

gebäude zu errichten. Ein guter Geschäftsmann, der Staat! Der Kirchturm wurde abgebrochen, die Gruft aufgerissen und man hätte mit dem Schutt und den Gebeinen der Toten eine nasse Wiese aufgefüllt, wenn nicht der pietätvolle Kupferschmied Westermaier die Gebeine im sogenannten Malefizfriedhof begraben hätte.

50 Jahre später machte die Rosenheimer Bürgerschaft wieder gut, was der aufgeklärte Staat verfehlt hatte: der Magistrat mit dem Pfarrer Rubenbauer verwendete sich eifrig für die Wiederberufung der Kapuziner, „weil diese wegen ihrer früheren großen Wirksamkeit dahier noch in gesegetem Andenken stehen.“ So wurde am 9. Oktober 1854 der Grundstein zum neuen Kloster neben dem Friedhof gelegt.

Eduard Stemplinger.

★

Der Bericht in unserer letzten Ausgabe von „Heimat am Inn“ mit dem Titel „Ist Wasserburg tausend Jahre alt?“ stammt aus der Feder von Studienprofessor Josef Kirmayer, Stadtarchivar von Wasserburg am Inn.

in dem die Hochzeit stattfand. Die Braut durfte nicht vor dem Bräutigam ankommen, „weil sonst die Hose verloren war“.

Alle ankommenden Gäste empfing die Musik vor dem Wirtshaus mit einem „Tusch“. Die Braut steckte dem Hochzeiter und dem Kranzjungherrn das Rosmarinkranz an den Arm, die Hochzeitsgäste erhielten das Myrtensträußl (früher Buchs mit Flittergold) gegen übliches Trinkgeld von der Näherin. Die Jungfrauen befestigten am Hut ihres Jungherrn extra Papierblumen und Seidenbandl, wofür sie von den Burschen das Opfergeld bekamen.

War die ganze Hochzeitsgesellschaft im Saale vollzählig versammelt und jeder Gast von den Brautleuten eigens begrüßt, wurde die Morgensuppe, bestehend aus Bratwürsten und Nudelsuppe, Bier und Branntwein, eingenommen. Nach dem Frühstück brachte der Hochzeitslader in Vertretung der Brautleute den Suspendank für das Erscheinen der Gäste zum Ausdruck. Dann forderte er alle Anwesenden auf, ein Vaterunser für einen glücklichen Ehestand zu beten.

## Der Kirchenzug

Kurz vor 10 Uhr setzte sich gewöhnlich der Kirchenzug in Bewegung, dessen Reihenfolge die Ortssitte streng regelte: Voran schritt der Hochzeitslader, dann folgte die Musikkapelle, hernach der Bräutigam mit

dem Ehrvater (Taufgon), anschließend kamen Ehrmutter und links von ihr die Braut, dann die Eltern der Brautleute, die Jungherrn, Jungfrauen, die älteren männlichen Verwandten und Gäste, zum Schluß die Frauen. Vielfach nahmen die Mütter von Braut und Bräutigam einer alten Sitte entsprechend nicht an der Hochzeit teil. Streng achteten die Brautleute darauf, daß sie mit dem rechten Fuß den Kirchenweg antraten, daß die Braut stets von Begleiterinnen umgeben war und im Gotteshaus in der Mitte des Ganges geführt wurde, um ja keinem bösen Dämoneneinfluß ausgesetzt zu sein. Regenwetter beim Kirchgang wurde als Glück und zu erwartender Reichtum in der Ehe gedeutet.

Schluß folgt.

1714. Im Heimathaus Wasserburg befinden sich unter 190 Wachsguß- und Lebzeltensmodellen aus dem Besitz der Wasserburger Lebzelterfamilie Surauer einige mit der Jahreszahl 1714 und der Signatur FAS, deren Herstellung also dem Franz Anton Surauer zuzuweisen ist. Chronik Kirmayer.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1954

Oktober

Nummer 10

## *Spendbrote, Seelenwecken und Allerseelenzöpfe*

Am Ende aller Dinge steht der Tod. Keine Zeit des Jahres mahnt mehr an das „Stirb und Werde“, an die Vergänglichkeit irdischen Daseins als das Doppelfest Allerheiligen — Allerseelen. Es sind Tage innerer Einkehr und liebevollen, trauernden Gedenkens. Sie rühren an die Grenzen des Seins, spenden Trost, schlagen Brücken über die Gräber hinweg zu den Seelen im Jenseits; denn der Tod kann nichts trennen. Auf Allerheiligen — Allerseelen beschäftigen wir uns eingehender mit unseren Verstorbenen, als wir im Laufe eines lärmenden Jahres zu tun vermögen. Seele spricht zu Seele an den geschmückten Gräbern. Auf den Flügeln eines andächtigen Gebetes schwingen sich Liebe und Dankbarkeit, Schmerz und Heimweh nach Vergangenen hinüber in das Reich der Toten und halten Zwiesprache mit ihnen.

Auf dem Lande erhellt nach dem Aveläuten ein kleines Meer von geweihten Lichtlein die Bauernstuben. Bauer und Bäuerin, Kinder und Gesinde knien in jedem Hause um den Tisch und opfern den Armen Seelen den Rosenkranzpsalter. Die Armen Seelen, die in der „Kalten Pein“ leiden, sollen sich an diesen Lichtern erwärmen. Steigen sie ja, so wähnt eine uralte, naiv-gläubige Volksmeinung, aus ihren Gräbern, tanzen als Irrlichter durch die nebelige Allerseelennacht und laben sich im Heim der Angehörigen an den bereitgestellten Speisen. Darum buken früher die Bäuerinnen für die Toten aus der Familie eine Schüssel voll Schmalzkrapfen und stellten sie mit einem Napf Milch als Labung auf den Tisch.

Diese aus dem Ahnenglauben unserer Vorfahren gewachsene Annahme nächtlicher Seelenfahrten um die Allerseelenzeit gehört zwar längst der Vergangenheit an; aber ein Väterbrauch hat sich erhalten, der damit in ursächlichem Zusammenhang steht: Das Backen von Gebildbrotten, die je nach der Form und Gegend verschiedene Namen führen. Sie heißen Spendbrote, Seelenwecken, -brezel, -zöpfe, -strutz, Pfennigwertl, Spitz-eckla, Allerheiligenkränze u. a. m.

Wer dächte daran, daß die Geschichte dieser Gebäcke weit in die vorchristliche Zeit zurückführt, als sich noch bei vielen Völkern die Frauen beim Tode ihres Mannes das Kopfhaar abschneiden ließen und damit ihren schönsten Schmuck dem verstorbenen Gatten als letzten Gruß mit ins Grab gaben. Unverheiratet gebliebenen Frauen und solchen, denen die Haare wieder genügend nachgewachsen waren, wurden sie nach ihrem Tode abgeschnitten und einer Gottheit geopfert. Da sich aber die vornehmen Frauen allmählich gegen diesen Brauch wehrten, traten mit der Zeit an die Stelle des Haaropfers Zöpfe aus Gold- und Silberfäden sowie Armringe aus edelstem Metall. Für die armen Leute waren solche Opfergaben aber zu kostspielig. Sie opferten deshalb Gebildbrote, die diesen Volksglauben auf ihre Weise bildlich zum Ausdruck brachten. Unsere heutigen Seelenbrote haben also ihren Ursprung in den einstigen Grabopfern und können deshalb als Nachklang antiker Totenopfer gelten.

Von unseren Vorfahren wissen wir auch, daß sie den Toten Speisen ans Grab brach-

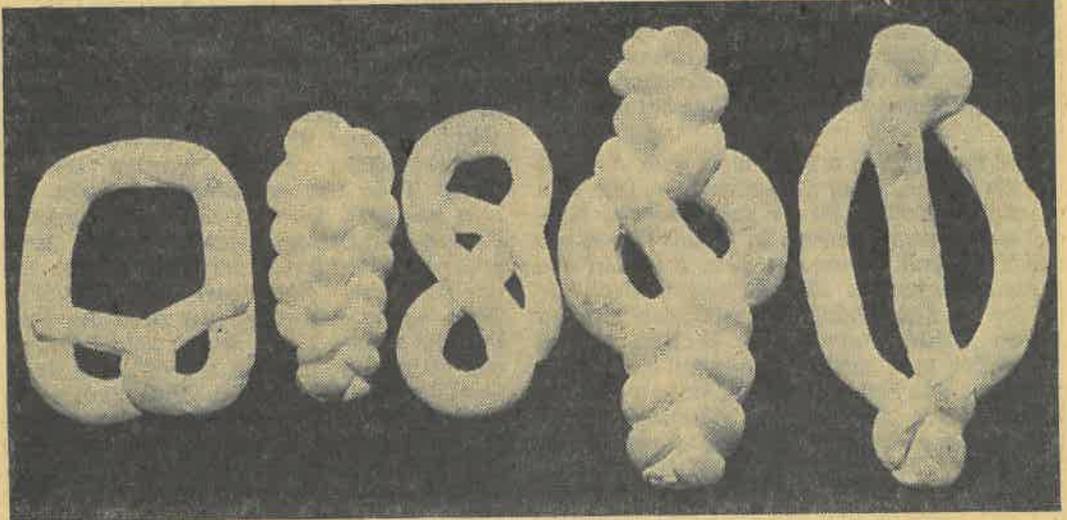
ten. Die Kirche schritt gegen die Speiseopfer ein und setzte an ihre Stelle die Totenopfer an der Tumba im Gotteshaus. Für den Mesner bedeutete ein „Leggottesdienst“ noch vor etwa 150 Jahren eine erfreuliche Einnahme an Reichnissen. Für ihn wurden auf der Tumba die üblichen Naturalien bereitgestellt, was in Altbayern unter dem Namen „Auftragen“ oder „Aufsatz“ bekannt war. Gewöhnlich erhielt er einen Metzen Roggen, einen Laib Brot und drei Dreißiger Mehl. Auch Butterwecken und Eier in ungerader Zahl, versteckt in einer Schüssel Mehl, wurden geopfert. Einer alten Uebung entsprechend spendete das Trauerhaus an den folgenden drei Samstagen nach der Beerdigung jedesmal fünf große Nudeln, die in einer Schüssel auf den Altar gestellt wurden. Die Schulkinder beteten vier Wochen lang täglich nach der heiligen Messe für den Verstorbenen ein Vaterunser, wofür sie zwei Brezen, die in der Schule verteilt wurden, als Lohn erhielten.

Priester und Mesner wurden auch beim „Siebenten“ und „Dreißigsten“ sowie beim Jahrtag beschenkt. Die haupttrauernde „Weibsperson“ opferte einen Seelenwecken, die nächste Leidtragende einen Korb mit einer lebenden schwarzen Henne. Der Mesner bekam am „Dreißigsten“ Mehl und 17 bis 19 Nudeln in einer Schüssel. Da und dort wurden auch noch Eier, Brot, Butter, Seelenwecken und ein großes Stück Fleisch als „Aufsatz“ auf die Tumba gestellt. Beim zweiten Opfergang legten auch die Verwandten Spenden auf den Katafalk. Etwa um die Wende des 18. Jahrhunderts kamen die Naturalien am Schlusse des Gottesdienstes auf das Grab, wo sie der Mesner erst am Abend in Empfang nehmen durfte.

Vermögende Hinterbliebene ließen auf testamentarische Weisung des Verstorbenen nach dem Gottesdienst und beim „Dreißigsten“ das „Spendbrot“ unter die Armen verteilen, ein Brauch, der in Ober- und Niederbayern, in Schwaben und in der Oberpfalz bis vor wenigen Jahrzehnten noch anzutreffen war. Manches Grabkreuz, mancher Grabstein im Chiemgau trägt noch die Inschrift: „Am Jahrtag das Spendbrot nicht vergessen!“ Erst die Hungerjahre im ersten Weltkrieg ließen diese schöne Sitte allmählich in Vergessenheit geraten. In Bernau im Chiemgau wurde das Spendbrot noch vor nicht allzu langer Zeit vom Mesner an die Schulkinder verteilt.

Im 19. Jahrhundert hängte man in Schwaben sogenannte Kreuzbrezen am Allerseeleentag an Grabsteine und Friedhofskreuze. Diese mit Eiweis bestrichenen mürben Brezen hießen im Schwäbischen „Nackende Seelen“, weil sie für die Armen Seelen gebakken wurden. Diese Opferbrote schenkte man am Abend des Allerseeleentages der armen Bevölkerung. Die Holzknechte legten früher gerne kleine Stückchen Brot auf einen Baumstumpf und sagten dazu: „Für die Armen Seelen“. In der Velburger Gegend gießt die Bäuerin, wenn sie Küchlein bäckt, vom Schmalz etwas ins Feuer oder wirft das erste Küchl als Spende für die Armen Seelen in die Flammen.

Das heutige Leichenmahl (Kremeß) nach dem Trauergottesdienst ist auch nichts anderes als ein Rest des ehemaligen Totenopfers. Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts war es in Altbayern Brauch, beim Leichen-trunk in die Mitte der Tafel einen Brotlaib zu stellen, auf dem ein Seelenlicht brannte. Es sollte die geistige Anwesenheit des To-



v. l. n. r.: Wasserburger Seelenbreze — Wasserburger Seelenzopf — Seelenbrezl — Kleiner Seelenzopf aus Oberbayern — Großer oberbayerischer Seelenzopf (Foto Braunsberger, Wasserburg)

ten versinnbildlichen. Der Brotlaib wurde hernach unter die Armen verteilt. Diese Sitte wurzelte in der falschen Meinung, daß die Lebenden durch das Essen des Opferbrotes die Sündenstrafen des Toten in sich aufnehmen und ihm so seine Pein im Jenseits abkürzen. In verschiedenen Gegenden unserer Heimat war es sogar üblich, den in ein weißes Linnen eingeschlagenen Teig für die Leichenmahlkrapfen auf der Brust des Verewigten gären zu lassen. Eine churbayerische Verordnung vom 7. Juli 1803 räumte mit diesem wenig appetitlichen „Sündenesen“ ein für allemal auf.

Aus Traunwalchen bei Traunstein, Kay bei Tittmoning und Otting bei Laufen ist uns überliefert, daß die Bauern auf Allerheiligen je nach der Größe ihres Grundbesitzes die sogenannten „Altarlaibe“ spendeten und im Pfarrhof zur Verteilung an die Armen ablieferten. Das „Botenbrot“, das die Bäuerinnen für die „Leichgangbitten“ (in d' Legsagen) schenken, ist auch nichts anderes als ein „Seelenbrot“.

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, in manchen Gegenden sogar darüber hinaus, bettelten die „Seelleut“ am Tage des hl. Wolfgang, auf Allerheiligen und in der Allerseelenwoche bei den Bauern um den „Seelenkrapfen“, „Seelenspitz'n“ oder „Seelenwecken“. Kinder sagen dabei nicht selten einen „Spitzlspruch“ auf:

„Gelobt sei Jesus Christus, i bitt um a Spitzl,  
mei Muatta is a Kitzl,  
mei Voda is a Howagoß,  
gedts ma wos, i mog scho wos.  
Niat z'vui und niat z'weng,  
daß i mei Ranzl niat z'spreng!“

Niemand verwehrte ihnen die erbetene Gabe, die nach alter Meinung den Verstorbenen der Verwandtschaft zugute kommen sollte. Der Seelenspitzbettel mit seinen Vergeltsgottseufzern für die Armen Seelen hat in Altbayern dem Allerseelenfeste früher die volkstümliche Bezeichnung „Spitzltag“ eingetragen. Schon Tage vorher buken die Bäuerinnen ganze Körbe voll „Seelenbrote“ aus weißem Mehl für die eigenen Hausleute und längliche, vierteilige „Pfennigwertl“, Seelenspitzn (kümme!gewürzte Spitzlaibl) und „Stuck“ aus roggemem Mehl für das „Seelvolk“. Diese Bettelleut, die um Allerseelen zum großen „Kirmrennen“ ausrückten und sich oft nicht Zeit nahmen, ein Versl aufzusagen, sondern nur kurz mit „Gelobt sei Jesus Christus, i bitt um a Spitzl“ um eine Gabe heischten, hatten es gar eilig, um ja recht viele Spendbrote zusammenzubringen. Zu einem Vaterunser reichte es selten, ein kurzes „Vergelts Gott“ und schon ging es wieder ein Haus weiter. Sie liefen stundenweit von Hof zu Hof, von Weiler zu Einöde und suchten mit Vorliebe Dörfer auf, wo man

man nicht kannte. Manche führten gleich einen Schubkarren mit, auf den sie in Säcken das erbetelte Brot luden. Ein Beweis, wie spendenfreudig die Bäuerinnen früher am Totenfeste waren, um für ihre verstorbenen Angehörigen ein Almosen zu geben. Das Brot wurde von den armen Leuten getrocknet und im Laufe des Winters zu aufgeschmalzener Brotsuppe verwendet.

Bekannte Allerseelenbrote sind die roggenen Münchner „Pfennigmuckl“, die die Bäcker später das ganze Jahr über herstellten, der Münchner „Seelenzopf“ in Form einer länglichen Raute, der oberbayerische „Zeltn“ von einem Meter Länge (in der Mitte Achterform, vorne und hinten Zopfform), der aus Buchweizenmehl gebackene Mittenwalder „Sammelzopf“, der in der Gegend von Altenmarkt in Form einer Lyra gebackene Seelenzopf, das Nördlinger Spitalbrot (ähnlich dem Münchner Pfennigmuckl), das Passauer Allerseelenbrot (aus sechs runden Semmeln), das Dillinger Allerseelenbrezl, der schwäbische Seelenprügel, das Regensburger Strohsackl, der Aschaffener Dartscher, das fränkische Spitzweckla, das Nürnberger Spitzla, das Further Hallerckneckerl (aus fünf kleinen Semmeln bestehend) u. a. m. Im Berchtesgadener Land heißt das Allerseelenbrot „Stuck“. Bäuerinnen und Bäcker stellen dieses aus zwei Teilen zu je vier Stück bestehende Gebildbrot aus Mischmehl, Gewürz (Zimt) und Weinbeeren her. Das „Stuckbetteln“ war in der Gern bei Berchtesgaden noch vor wenigen Jahrzehnten üblich. Im alten München gab es Seelenzöpfe auf dem Schranneplatz vor dem Rathaus an fliegenden Ständen zu kaufen. In verschiedenen Landstädten Bayerns wurden um die Allerseelenzeit eigene „Spitzlmärkte“ gehalten, auf denen diese Seelenbrote feilgeboten wurden. War das Brot überzuckert, hieß man es „Zuckerseelen“. Wo der geflochtene Teig in Ringform gebacken wurde, sprach man von „Allerheiligenkränzen“. Weinbeergewürzte Seelenzöpfe sind noch heute in Stadt und Land eine alljährliche wiederkehrende Gabe des Taufpaten an das Patenkind.

## Die Chronik

1648. Der Holzbau des an der Mündung der Attel in den Inn bei Atteltal gelegenen Elendkirchleins wurde im Frühling 1648 durch einen Steinbau ersetzt.

(Chronik Kirmayer)

1650. Nach dem Dreißigjährigen Krieg war gute Zeit, die man ungemein lobte. „Es war an allem Ueberfluß und Genügen, denn es waren wenige Menschen.“

(Chronik Kirmayer)

# Kaiser Maximilian I. in Bernau

Er übernachtete am 26./27. Oktober 1504 beim Altwirt

Der erstmals im Jahre 1447 errichtete, in seiner letzten Gestalt 1697 von Michael Wieser erbaute und 1953/54 umgebaute „Altwirt“ der Familie Stolz in Bernau, der mit seiner herrlichen Fassadenbemalung zur den schönsten historischen Gasthöfen nicht nur des Chiemgaues, sondern des ganzen bayerischen Hochlandes gehört, trägt an seiner Hauptfront, an der Ostseite, eine Gedenktafel. Sie ist nach dem Entwurf eines Sommergastes, des Studien-Professors Maurer (Stuttgart) von Steinbildhauer Schmid (Prien) aus rotem Ruhpoldinger Marmor angefertigt und trägt die Inschrift:

„In dieser Wirtschaft des frommen Christian Seiser übernachtete am 26./27. Oktober 1504 Kaiser Maximilian I. auf seinem Zuge gegen die Veste Marquartstein (Landshuter Erbfolgekrieg).“

Die Tafel trägt das Hauswappen des genannten Christian Seiser, dem man an der von ihm vor rund 450 Jahren geschaffenen Seiser-Straße in Richtung Prien ein Denkmal in Form einer noch vorhandenen marmornen Gedenksäule errichtete. „Christian Seyser und Martin sein sun (Sohn), wirt zu Pernaw, Erbauer und Macher des Wegs (nach Prien) Anno 1518“, liegen in der Pfarrkirche in Bernau begraben. Christian Seiser, der einem alten Wirtsgeschlecht in Aschau entstammte, starb 1533 im Alter von 65 Jahren.

Wie und warum kam damals, vor nunmehr 450 Jahren, Kaiser Maximilian I., „der letzte Ritter“, seit 1493 erwählter, d. h. nicht in Rom gekrönter römischer Kaiser, der Reformator der deutschen Reichsverfassung und Freund Albrecht Dürers, nach Bernau und zum „Altwirt“ ins Quartier?

Der Monarch hatte damals schwere und sorgenvolle Tage hinter sich. Der unheilvolle Landshuter Erbfolgekrieg im Hause Wittelsbach, zwischen dem Herzog Albrecht von Oberbayern und dem Pfalzgrafen Rupprecht, in dem der Kaiser zu Ersterem hielt, wofür der Herzog die urbayerischen Gerichte Kufstein, Kitzbühel und Rattenberg an den Kaiser Max, an das Haus Oesterreich abtrat, hatte von dem Monarchen schwere Opfer gefordert. Die größte Sorge aber bereiteten ihm Stadt und Festung Kufstein, die von dem wittelsbachischen Pfleger Hans von Pienzenau (von der Landshuter Linie) tagelang tapfer verteidigt wurden, obwohl der Kaiser den Pienzenauer (der von 1492 bis 1499 Pfleger auf der landesfürstlichen Burg Trostberg an der Alz war) seinerzeit selbst als Schloßhauptmann in Kufstein eingesetzt hatte. Als im August 1504 die Pfälzer in Tirol einfielen, „da erinnerte sich“, wie ein bayerischer Hi-



Blick auf den Dorfplatz von Bernau am Chiemsee  
(Foto H. E. Martin, Bernau)

storiker sagt, „Hans von Pienzenau, der eigentliche österreichische Festungskommandant, der Liebe und Treue zum alten bayrischen Vaterland und übergab ohne Schwertstreich die vom Kaiser Max mit Geld, Proviant und Munition reich ausgestattete Festung Kufstein wieder den Pfälzern, denen er sich persönlich durch den Eid der Treue verpflichtete.“ Darüber ergrimmte natürlich der Kaiser nicht wenig. Er zog in Begleitung des Herzogs Erich von Braunschweig und des Fürsten Rudolf von Anhalt am 30. September des genannten Jahres vor Stadt und Festung Kufstein und belagerte sie mit einem Heer von 9000 Mann. Der Pienzenauer machte aber dem Kaiser bei der Belagerung schwer zu schaffen. Als er die Kugeln, die aus den kaiserlichen Geschützen „Weckauf“ und „Purlepaus“ gegen die Festung Kufstein flogen, zum Hohn mit dem Besen abkehren ließ, schwor er dem ungetreuen Pienzenauer blutige Rache. Um es kurz zu sagen: der Pienzenauer mußte trotz größter Tapferkeit und zähesten Widerstandes Stadt und Festung

# Wasserburg vor 100 Jahren

Ein Kulturspiegel aus zeitgenössischen Briefen (Schluß)

Auch auf den Bällen habe ich mich bisher meist gut unterhalten, wenn sie für mich gleichwohl viel komische Seiten darbieten — da die durch meine individuelle Anschauung der hiesigen Ball-Vorkommnisse nothwendig entstehende komische Wirkung zur Vernehmung meiner heiteren Laune beizutragen geeignet ist. Wenn alles, was zur hiesigen schönen Welt gehört auf dem Balle versammelt ist, so sind sechs Fräuleins vorhanden, welche der Beamtenschaft angehören, zwei detto aus der angesehenen Bürgerschaft, und ungefähr sechs bis acht jüngere Frauen aus beyden Kategorien. Außer diesen pflegen sich aber auch noch viele andere schon in Jahren stehende, mit einem halben Duzend Kinder versehene Bürgersfrauen einzufinden, deren Sehnsucht, auch einige Tänzchen zu machen, unverkennbar auf ihren vom Zahne der Zeit nicht ganz unberührt gebliebenen Haubenumschatteten Antlitzern zu lesen ist. Ob die Hoffnung dieser Repräsentantinnen des schönen Geschlechtes von einem Ballabende in Erfüllung gehen werden oder nicht, hängt von den wenigen tanzlustigen Herren ab, welche sich bey solchen Gelegenheiten einzufinden

pflegen, welche außer mir noch aus zwei Rechtsconcipienten, drei Rechtspraktikanten, einem Apotheker-Provisor und zwei bis drei jüngeren Bürgern der Stadt im Ganzen also aus acht bis zehn Mann bestehen. Wenn dieses kleine Häuflein Auserkorener noch schwankend in der Wahl und mustern an den Reihen der Schönen vor Beginn eines Tanzes vorüberschreitet, und wenn ich bey dieser Gelegenheit nicht unterließ, die Mienen und das Augenspiel der schönen Erwartungsvollen in's Auge zu fassen, so war mir's unwillkürlich, als ertönte von allen den reizenden Lippen das bekannte Lied: „O Wolken, Wolken, nehmt mich mit, o Wolken nehmt mich mit“; und es pflegt so oft sich dieser Moment wiederholt zu meinem nicht geringen Vergnügen zu gereichen, die Reihen der Schönen zu beobachten, wie sie vergeblich ihre innere Aufregung zu bekämpfen bestrebt sind, während die gespannte Erwartung und nur zu leicht mögliche Täuschung ihnen das Blut in's Antlitz treibt, und ihre Herzen hörbar klopfen. Bey solcher Sachlage haben wir tanzenden Herrn indeß, so leicht es uns wird, Tänzerinnen zu erhalten, doch mit erheb-

Kufstein nach zweiwöchentlicher Belagerung dem Feind übergeben. Das war am 17. Oktober. Die Rache, die der Kaiser dem Kufsteiner Schloßhauptmann geschworen hatte, wurde vollzogen: Hans von Pienzenau und seine nächsten Getreuen, 18 Mann, wurden durch ein Standgericht zum Tode verurteilt und in der Nähe des Einliferhofes am Fuß des Pendlings (unweit des heutigen Stimersees zwischen Kufstein und Langkampfen) geköpft.

Nach diesen ereignisreichen Tagen zog Kaiser Maximilian I. mit seine Soldaten in den Chiemgau. Ueber Aschau traf er am 26. Oktober in Bernau ein und hier war es, wo er in der Taferne des frommen Christian Seiser beim „Altwirt“ mit seinem Gefolge Quartier nahm. Er war auf dem Weg nach Marquartstein, dessen landesfürstliche Burg in die Operationen des Landshuter Erbfolgekrieges unmittelbar mit einbezogen wurde. Die Aebtissin Ursula Pfäffinger von Frauenchiemsee (1495—1528) hat dieses Ereignis in ihrem Tagebuch vermerkt, es heißt dort: „Am Sonntag, 27. Oktober 1504, zog Ihr majestät Hauptleut der Fürst von Anhalt und Herr Reinprecht von Reichenberg durch die Klausen in das Grassauer Tal. In die Klausen hat man greben (Gräben) und wer (Wehr) gemacht recht stark. Der Zug mit Ihr majestät zog von Bernaw gen Grassau, etlich blieben zu Rottaw.“ Am nächsten Tag zog Kaiser

Maxr I. über Grassau und Niedernfels nach Marquartstein und belagerte Ort und Burg. Dort hatte er im Gegensatz zu Kufstein leichtes Spiel, die Veste ergab sich nach kurzer Beschießung und öffnete dem Kaiser ihre Tore. Auch auf Burg Marquartstein hat Kaiser Max I. damals eine Nacht verbracht, am folgenden Tag zog er mit seinem Heer nach Traunstein, um dem Bayernherzog Albrecht zu Hilfe zu kommen. Die Festung Kufstein aber ließ er neu aufbauen und verstärken, so daß sie eine der festesten Grenzburgen des Landes wurde. Die Kufsteiner haben die 400jährige Wiederkehr der Belagerung und Eroberung von Stadt und Festung Kufstein im Jahre 1904 glanzvoll gefeiert. Als Hauptperson im Festzug erschien damals hoch zu Roß Kaiser Maximilian I., der letzte Ritter, den der Altwirt Seiser in Bernau heute vor 450 Jahren bewirtet hat. Ein großes Porträt Kaiser Maximilians I. nach einer Originalzeichnung (Holzschnitt) Albrecht Dürers aus dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg schmückt seit kurzem das neugestaltete Gastzimmer beim Altwirt in Bernau. An der Hauptschauseite des Hauses, über der erwähnten Gedenktafel, hat der Kunstmaler K. Hofmann in Holzkirchen den Zug des Kaisers von Bernau gen Marquartstein in einem großflächigen Fresko verewigt.

August Sieghardt, Grassau im Chiemgau

lichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und wehe dem, der nicht das gehörige diplomatische Talent besitzt, um es an einem solchen Abende nicht wenigstens mit der Hälfte der schönen Welt zu verderben; denn schwer ist es, der Rache derjenigen Schönen zu entgehen, welche sich vergeblich in ihren Ballschmuck versetzen, vergeblich auf den glücklichen Moment warteten, welcher sie zum Gegenstand der Wahl irgend eines Tänzers machen würde; und doch vergeht natürlich beim Ballabend, an welchem nicht mindestens ein halbes Duzend solcher unglücklichen Schönen mit wahrhaft verzweiflungsvollen, im Stillen schon Rache brütenden Mienen vereinzelt an den Tischen des Nebenzimmers sitzen, während außen im Tanzsaale ihre glücklicheren Nebenbuhlerinnen sich begeistert durch das ihnen zu Theil gewordene Glück und gehoben durch die Töne der rauschenden Musik unaufhaltsam im Kreise drehen. Um nun soweit möglich der Rache der Ersteren zu entgehen, habe ich bey mir eine Turnus, das ist eine bestimmte Reihenfolge eingeführt, in der Art, daß ich, wenn ich auf dem einen Balle mit der einen Hälfte getanzt habe, ich auf dem nächsten Balle die andere Hälfte der Schönen zufrieden stelle, und hiebei in diplomatischer Weise immer zwischen Mädchen und Frauen, zwischen Beamten- und Bürgersfrauen und so fort abwechsle.

Lachen werdet Ihr vielleicht, wenn ich Euch erzähle, daß ich hier Cotillon-Vortänzer bin, und die Musik bey Francaisen meinen gebietenden Winken harret, daß ich sogar unlängst bey einer Privat-Tanzprobe, welche in der Wohnung des Stadtgerichtsdirectors abgehalten wurde, den Tanzlehrer machte, damit diesen Carneval auch Francaisen getanzt werden konnten, von welchem Tanze ein Theil der schönen Welt, und die Mehrzahl der Herrn noch keine rechten Begriffe hatten; kurz, es fehlte nicht viel und ich hätte Ansprüche auf den Titel eines Maitre de plaisir der Stadt Wasserburg zu machen. Daß ich natürlich auf diese Weise mir einigen Anspruch auf die Dankbarkeit der schönen Welt dahier erworben habe, versteht sich von selbst, nicht minder aber auch, daß ich beiläufig alle 14 Tage als Bräutigam des einen oder andern der ledigen Fräuleins genannt werde, je nachdem ich mich einmal mehr mit dieser oder jener unterhalten habe, und es dient dann den Frauen oder Fräuleins, wenn sie beym Strickstrumpf oder am Spinnrocken sitzen zur erbaulichen Unterhaltung, sich in Betrachtungen darüber zu ergehen, ob die Partie, die natürlich schon so viel als ausgemacht ist, annehmbar, die Wahl eine glückliche zu nennen sey; ob und wie viel Vermögen auf der einen oder anderen Seite wohl vorhanden seyn, wie bald

ich etwa schon ein wirklicher St.-Anwalt werden könnte, und ob wohl die Verschiedenheit der Religion kein Hindernis in den Weg legen werde. Da ich alles dieß natürlich an demselben Tag noch, an welchem es debattirt wurde, wieder erfahren, so ist mir viel Stoff zur Heiterkeit geboten, welche sich noch erhöht, wenn ich etwa bey der nächsten Gelegenheit bemerke, wie das betreffende Fräulein, durch das Stadt-Geklatsch erst aufmerksam gemacht auf die Möglichkeit, daß ich mit meinen Galanterien eine ernsthaftere Ansicht verbunden haben könnte, sich an Liebenswürdigkeit zu überbieten sucht. So geht es in einer kleinen Stadt. Wer das kleinstädtische Getreibe mit dem ganzen Ernste des Lebens auffassen, oder immer an die Fleischtöpfe Aegyptens zurückdenken wollte, würde sich nun selbst das Leben verbittern, während derjenige, dem nicht alle Lebensphilosophie abhanden gekommen ist, und der das kleinstädtische Leben mit dem dazugehörigen Humor aufzufassen und mitzumachen versteht, hier eine gewisse Zeitdauer hindurch ganz angenehm leben kann, ohne deßhalb selbst Kleinstädter zu werden. Dabey ist auch nicht zu verkennen, daß das Leben in einer kleinen Stadt auf der anderen Seite wieder manche Vortheile bietet, wozu ich insbesondere die Negligance der Toilette rechne, welche soweit geht, daß die Herrn in gewöhnlichen Gehrocken auf einem Bal paré erscheinen können und ich in einem solchen selbst den Vortänzer in Cotillon machte. Abgesehen von den eigentlichen Carnevals-Vergnügungen bietet die Gesellschaft „Harmonie“ ihren Mitgliedern auch noch anderweitige gesellige Unterhaltungen, während der Winter-Monate; so hatten wir diesen Winter zwei Harmonie-Concerte. Es sind dies freilich keine Odeonconcerte. Das eine Concert war nämlich veranlaßt durch die Anwesenheit der Kürrassier-Musik von Landshut, welche hier Gastrollen gab, bestand also lediglich in Blechmusik-Vorträgen. Das andere Concert bestand nur aus Klavier- und Gesangs-Piècen, welche abwechselnd von der Tochter des hiesigen H. Revierförsters Oberst, einer Frl. Anna Wagner, und von der Tochter des quiesc. Gerichtsarztes Dr. Kosack, einer Frl. Lina Kosak, dann von dem jungen Dr. Kosak und einem Rechtspraktikanten vorgetragen wurden. An diese Concerte reihte sich eine Production der hiesigen Liedertafel im Männergesange und ein weiteres Concert, welches eine junge Kapellsängerin von Altötting mit Beihülfe der Liedertafel veranstaltete. Wenn man nun noch in Anschlag bringt, daß alle Freitag Abend gemischter Cirkel i. e. unter Beiziehung des schöneren Geschlechtes in der Harmonie stattfindet, und daß beinahe alle Sonn- und Feiertage gemeinsame Nachmit-

tagsspaziergänge in die nächste Umgebung gemacht werden, arrangiert von der Frau Stadtgerichtsdirectorin, an deren Familie sich dann noch einzelne Damen und Herren oder auch eine zweite oder dritte Familie anschließen, so würde ich mich gewiß mit Unrecht beklagen, wenn ich über Mangel an Unterhaltung klagen wollte, an welche zu denken ich ohnehin den Tag über bey der Menge meiner Arbeit keine Zeit finden würde. Demungeachtet werdet Ihr es wohl sehr erklärlich finden, wenn meine Sehnsucht, von hier fortzukommen, täglich zunimmt, indem dieß ganze Getreibe, wie ich es Euch wahrheitsgetreu dargestellt habe, und meine gesellige Lebensweise und Umgang, zu welchem ich hier gezwungen bin, zwar momentan mir Unterhaltung und Vergnügen verschaffen kann, aber doch immer eine fühlbare Leere zurückläßt, und ein Gefühl des Mißbehagens und unbefriedigten Bedürfnisses zu erzeugen pflegt, so oft ich zwischen Gegenwart und Vergangenheit stille Betrachtungen anstelle, und daran denke, wie einzeln und dünn gesähet hier die Männer sind, welche außer ihrer Berufsthätigkeit und dem Interesse ihren Nahrungsstand zu verbessern, irgend ein weiter gehendes höheres Interesse kennen, welchen ein höheres geistiges Streben in der einen oder anderen Richtung inwohnt, und wie die Schönen Wasserburgs sich nur dann zu unterhalten pflegen, wenn man ihnen Scherze und schlechte Witze vormacht, überhaupt sey es wie immer ihre Lachmuskeln in Bewegung zu setzen versteht, und man ihr Interesse höchstens noch ein bischen durch Eingehen auf ihre musikalischen Bestrebungen oder auf den neuesten Stadtklatsch zu fesseln im Stande ist, wobey ich indeß im Uebrigen die bey den meisten vorherrschende Herzengüte, ihre naive Aufrichtigkeit und ihre sonstigen körperlichen und geistigen Vorzüge der hiesigen Mädchen und Frauen nicht im geringsten zu verkennen oder gar zu verkleinern gemeint bin. Was zu fürchten ist nur das, daß man, wenn man sich einmal eine längere Reihe von Jahren in einen solchen engen Kreis von Anforderungen an das Leben, in welchem insbesondere die geistigen Bedürfnisse nur mehr sehr schwach vertreten sind, mit mehr und mehr zunehmender geistiger Apathie und Bequemlichkeit hineingelebt hat, Mühe haben wird, wieder einen höheren geistigen Aufschwung zu gewinnen. Dieß ist auch abgesehen von dem Verlangen nach einer Beförderung und nach Vermehrung meiner Einnahmen der Hauptgrund, warum ich ungeachtet des gemächlichen und gemütlichen Lebens, welches ich im ganzen hier führe, mit Händen und Füßen darnach strebe und trachte, bald wo nicht nach München, so doch wieder in eine grö-

ßere Stadt zu kommen, wo sich die Elemente des Lebens mannigfacher vertreten finden, und dem eigenen geistigen Fortschritt durch die geistige Apathie der Umgebung nicht länger ein Hemmschuh angelegt bleibt. Nachdem ich Euch einen kleinen Einblick in mein körperliches und geistiges Leben allhier, so weit es mir die Kürze der Zeit eben noch erlaubte, gewährt zu haben glauben, glaube ich mich auch meinerseits der Hoffnung hingeben zu dürfen, mit der nächsten sich Euch darbietenden Gelegenheit einige nähere Mittheilungen wenn selbst nicht von Deiner Hand, so doch durch eine meiner verehrlichen Fr. Soeurs zu erhalten, wie es Euch geht und wie Ihr Euch befindet, ob München der Carneval fleißig benützte und was die Brautschafft der Karoline macht. Vergeblich habe ich bisher in der neuen Münchnerin die Anstellungs-Rubrik durchgegangen, um die Ernennung des Koehler zu meinen Kollegen zu lesen. Kennt ihr denn niemanden, der in der Stille ein gutes Wort für ihn einlegen würde?

Schließlich noch einiges Oekonomisches. Da ich nämlich schon seit geraumer Zeit ohne meine gewohnten Cigarren bin, und die hiesigen zwar schlechter, aber nicht viel wohlfeiler sind, so ersuche ich Dich, mir gütigst wieder zwei Kistchen Cigarren der bisherigen Sorte, abgelagerte Waare, bey Kaufmann Schöll zu besorgen, das Kistchen zu 100 Stück — 3 f. 30 x, sonach in Summa zu 7 fl.

Daß mein Schuster-Konto dißmal etwas groß wurde, nahm mich wohl nicht wunder. Uebrigens haben mir auch die rindledernen Stiefel schon vorzügliche Dienste geleistet, und ich könnte bey diesem schneeigen Winter kaum vor die Thüre gehen, wenn ich dieselben nicht besäße. Ich habe mir bey H. Koch nur den einen Zahn einsetzen, sonst aber nichts machen lassen; indeß finde ich in Anbetracht der dicken und die ganze Zahn-Reihe umfassenden Goldsprange, an welcher der eingesetzte Zahn befestigt ist, 11 fl. zwar als gut bezahlt, doch nicht als gar zu überspannt. denn ich habe wenigstens um einen Dukaten Gold im Munde, und bin insofern ein zweiter Chrisostomus.

Da die Zeit drängt, muß ich für dißmal schließen; Ich hoffe, daß diese Zeilen, welche ich morgen auf die Post geben werde, Dich und Euch Alle recht gesund und vergnügt antreffen werden und bitte Dich, die Geschwister und wer sich sonst etwa mit Theilnahme meiner erinnern sollte, herzlichst zu grüßen: Hektor, die treue Hundeseele, hat mir aufgetragen, auch seine Grüße, insbesondere an Philippine beizufügen, und er läßt sie hieher einladen, um sich mit ihm gemeinschaftlich im Schnee zu wälzen

Mit herzlichem Gruße

Dein Carl.

# Jung gefreit, hat noch niemand gereut

(Fortsetzung)

## Das „Einsegna“

Der Hochzeitslader ordnete auch in der Kirche das herkömmliche Zeremoniell. Er stand bei der Einsegnung hinter den Brautleuten und hielt in einem Teller den „Mahelring“ für die Braut bereit, den diese im gegebenen Augenblick selbst an den Ringfinger zu stecken bemüht war und dem Bräutigam dabei zuvorkommen suchte, um „die Herrschaft im Hause“ zu erhalten. Während des Hochzeitsamtes knieten die Brautleute vor dem Altar, die Zeugen auf der Epistelseite, die Ehrmütter links im Chorstuhl. Aengstlich beobachteten die Hochzeitsleute die Altarlichter während der hl. Wandlung. Das Flackern der Kerzen kündete nämlich nach überkommenem Glauben eine unglückliche Ehe. Während des Hochzeitsamtes war der Opfergang, wobei der Brautführer der Braut das Ehrengelichte gab. Jeder Hochzeitsgast küßte das Opfergeld, ehe er es in die bereitgestellten Teller warf.

Zum Schlusse reichte der Mesner den Brautleuten noch das Meßbuch zum Küssen, wofür er ein Geldgeschenk erhielt. Beim Zug aus der Kirche durften Hochzeiter und Hochzeiterin zusammen gehen, nicht mehr getrennt, wie zuerst. Die Ministranten sperrten mit dem Cingulum den Weg. Brautleute und das ganze Gefolge mußten sich mit klingender Münze loskaufen.

## Nach der Trauung

Lagen im Friedhof des Dorfes Mutter oder Vater eines der Brautleute schon begraben, führte der Hochzeitslader den Zug pietätvoll an die Familiengrabstätten, um dort nach einem Grablied oder einem Trauermusikstück ein stilles Gedenken zu verrichten. Dann aber trat nach all den ernstesten Handlungen die weltliche Fröhlichkeit des Festes lebhaft in ihre Rechte.

## Der Brautlauf

Vor dem Wirtshaus oder auf der „Laferstatt“ veranstalteten die Burschen hemdärmelig einen Wettlauf, das „Buama — oder Huilafa“ (Brautlauf), wobei einer einen Töpel markierte und mit seinen Späßen die Anwesenden belustigte. Der „Prograter“ spannte über die Straße als Ziel ein Strohand, reichte jedem Läufer einen Schluck Wein und rief dann: „So Buama, richt's enk o, schickt's enk o, lafts davo, hui!“ Der Sieger („Erstlafa“) erhielt von der Braut im Chiemgau ein rotseidenes Tüchlein und eine Flasche Wein; außerdem war er mahl- und „schenkfrei“. In verschiedenen Orten des Chiemgautales wurde früher für die „Lafa“ unter Aufsagen eines Spruches von Tisch zu

Tisch beim Hochzeitsmahl gesammelt. Das Geld durften die Burschen „proportionaliter“ teilen, der „Prokrater“ erhielt für seine Mühe pro Tisch einen kleinen Anteil. Der „Letzlafa“, auch „Lafasau“ genannt, mußte beim „Schenken“ am Abend eigens einen Teller Lebzelten weisen.

## Das Hochzeitsmahl

An der Wirtshaustüre erwartete nun die „brennt Köchin“, die die Hand eingebunden hatte, den Bräutigam, um von ihm ein Trinkgeld zu erhalten. Verschiedentlich empfing auch die Wirtin die Braut und lud sie unter dem Spruch „Braut, vasuachs Kraut!“ ein, mit einer verzierten Gabel das Kraut zu verkosten. Mit vorgehaltenem Kochlöffel empfing dann gewöhnlich die Köchin ein nagelneues Guldenstücklein, das sie gewechselt unter das Küchenpersonal verteilte. Da und dort ging die Braut zum Suppensalzen in die Küche und spendete das übliche Trinkgeld.

An der festlich geschmückten Hochzeitstafel ordnete der Hochzeitslader nach streng eingehaltener Regel das „Ansitzen“. Man saß nach der Freundschaft. Wenn die Suppe auf den Tisch kam, wurde der „Hungertanz“ gespielt und getanzt, um mehr Appetit zu bekommen. Im Inntal und um Riedering kannte man „s Aufmacha“. Die Jungfrauen kamen unter Musikbegleitung paarweise in den Saal. Jede überreichte dann ihrem Jungherrn auf einem Teller ein schleifengeziertes, blumenbekränztes „Halbikrügl“ mit Zinndeckel, das mit Rauchwaren gefüllt war. Dafür mußte der Jungherr seine Tänzerin den ganzen Tag weinfrei halten. Dieser Brauch ist heute noch üblich.

Die Reihenfolge der Speisen (Kuchlbrief) stand fest. Das „Breinkosten“ gehörte früher zur Hochzeit wie der Tanz. Nie fehlte das Voressen, dem man heilsame Kräfte beimaß. Aus zwei steinernen Krügen trank immer jeweils eine Tafelrunde. Dem Bier, das ins Mahlgeld eingerechnet war, durfte bis zum Abdanken nach Herzenslust zugesprochen werden. Am Nachmittag fanden sich bei vielen Hochzeitsgästen die erlaubten „Draufgeher“ ein, die essen und trinken halfen. Dem Brautpaar stand zum Essen ein rosmaringschmücktes Besteck zur Verfügung, während für die anderen Leute (etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts) hölzerne Löffel bereit lagen. Sie mußten ihr Besteck selbst mitbringen, wenn sie Wert darauf legten.

(Schluß folgt)

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1954

November

Nummer 11

## Laß deine Finger davon!

Finger und Hand im altbayerischen Spruch und Volksglauben

Sind heute alte Volkssprüche auch nicht mehr zeitgemäßer Ausdruck für unser durch Wissenschaft und Technik gewandeltes Denken, so enthalten sie doch bleibende Wahrheiten; denn die Grundzüge des menschlichen Wesens verändern sich trotz der äußeren Lebensbedingungen, die die neuzeitliche Entwicklung mit sich bringt, nur wenig. So bergen zum Beispiel die Redensarten um Finger und Hand wertvolle Erkenntnisse.

Wer es nicht versteht, das Geld zusammenzuhalten, dem „zerrinnt es unter den Fingern“. Gutmütige, leicht lenkbare Menschen kann man „um den Finger wickeln“. Weist jemand auf die Ursache eines Übels hin, so heißt es: „Der legt den Finger auf die brennende Wunde.“ Vorsichtige Leute greifen „mit spitzen Fingern zu“. Was sich leicht ausrechnen läßt, kann man sich an „den fünf Fingern abzählen“. Wer überall im Spiele ist, hat „seine Finger drin“. „Laß deine Finger davon!“ gilt als guter Rat, sich nicht zu beteiligen oder sich mit jemanden einzulassen. „Du wirst dir noch die Finger verbrennen!“ warnt vor Schaden. Ist jemand völlig untätig in einer Sache, so „rührt er keinen Finger“, braucht man sich nicht anzustrengen, so „macht man keinen Finger krumm“. Wird Nachsicht geübt, so „sieht man durch die Finger“, wird jemand genau beobachtet, so „wird ihm auf die Finger geschaut“. Irrt sich ein Mensch in seinen Erwartungen, „hat er sich in den Finger geschnitten“. Auf ehrlose Leute „zeigen die Nachbarn mit den Fingern“. Wer lange, krumme Finger macht, „dem klopft man auf die Finger“. Ferner ist zu

hören: „Hand weg von der Butt'n, es sind Weinbeerl drin.“ — „Ich habe mir das nicht aus den Fingern gesogen“ — „Da würdest Du Dir alle zehn Finger abschlecken“ — „Wenn man dem Teufel den kleinen Finger gibt, möchte er die ganze Hand“ — „Mißgunst gönnt dem Nächsten nicht das Schwarze unter dem Fingernagel“ — „Laß die linke Hand nicht wissen, was die rechte tut“ — und Goethe sagt in einem Gedicht, „Wie du mir, so ich dir“:

„Mann mit zugeknöpften Taschen,  
Dir tut niemand was zu lieb:  
Hand wird nur mit Hand gewaschen;  
Wenn Du nehmen willst, so gib!“

Auch zahllose Kinderreime beschäftigen sich mit Fingerspielen. Wie lachen die Kleinen, wenn ihnen beim Aufsagen des Versleins die Täuschung mit dem auf dem Zeigefinger leicht angeklebten Papierfetzchen gelingt:

„Hansl und Gretl, des san a paar Leut,  
da Hansl is narrisch und Gretl net g'scheit.  
Hansl, fliag furt, Gretl du aa,  
Hansl kimm wieda, Gretl, du aa!“

Welches Kinderherzchen freute sich nicht, wenn die Mutter dem Liebling im Strampelhöschen den Reim mit den Fingern veranschaulicht:

„Das ist der Daumen,  
der schüttelt die Pflaumen,  
der hebt sie auf,  
der trägt sie heim  
und der kleine Putzi ißt sie alle miteinander  
auf.“

# Der Wintermantel zur Wasserburger Tracht

Von Dr. Barbara Brückner

Vom Alltag im Sommer wie im Winter bis zum Sonn- und Feiertag sind für die Frauen und Mädchen vom Stadt- und Landkreis Wasserburg die Trachtenerneuerungsentwürfe geschaffen und langsam, wie alles, was wachsen muß, vollzieht sich ihre Ausbreitung. Auch die Wasserburger Männer, die den Anstoß der gesamten Bestrebungen zur Wiederbelebung der früheren Trachten des Gebietes gaben, haben ihre Tracht mit besonderen Material- und Formtypen für Werktag und Festtag. Eine dem Zweck entsprechende stärker an Einheitlichkeit gebundene Tracht hat sich die Stadtmusikkapelle angeschafft, die mit Recht der Stolz Wasserburgs ist und die seine Bedeutung innerhalb der Trachtenerneuerung des südbayerischen Raumes weithin sichtbar macht.

Was fehlt noch? Man könnte noch an die

Kinder denken, die ja nicht in allem einfach nur wie eine Miniatur der Erwachsenen aussehen sollen, wenn sie ebenfalls in der Tracht gehen. Vor allem aber fehlen für Männer und Frauen die winterlichen Hüllen, die bis heute durch sportliche Lodenmäntel und Umhänge ersetzt werden. Für die Männer ist hier die trachtliche Lösung wesentlich leichter aus Originalstücken abzuleiten als für die Frauen. Um es gleich vorweg zu nehmen, hier gibt es keine an einen engen Raum gebundene Form, sondern der Wintermantel der Männer ist für ganz Südbayern im äußeren Erscheinungsbild ähnlich. Die Quellenstücke dafür waren nicht leicht zu finden. Immer wieder war da und dort bei unseren Bestandsaufnahmen die Rede von einem blautüchernen Wintermantel der Männer, der bis zum ersten oder zweiten Weltkrieg noch im Kasten hing

Das Kinderliedchen nennt den Daumen allzu anschaulich „Läusedrucker“. Unsere Vorfahren hießen ihn „Wodansfinger“ und die Spanne zwischen Zeigefinger und Daumen „Wodansspanne“. Da die Kraft der Hand hauptsächlich im Daumen liegt, wird bildlich vom „Daumendraufdrücken“ gesprochen. Nach altem deutschem Rechtsbrauch stieß man, bevor es eine Eidesleistung gab, den Daumen zur Bekräftigung auf den Gerichtstisch. Der Daumendruck ersetzte sogar das Siegel auf Dokumenten. Wer vor dem Einschlafen den Daumen in die Hand preßt, wird angeblich nicht vom „Alb“ gedrückt. Das „Daumendrücken“ (Daumenhalten) soll Glück verheißen. Ziehen von der inneren Hand nach dem Daumen zu recht viele tiefe Linien, so versprechen diese ein langes Leben. Die Handlinienforschung (Chiromantie), über die noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts an deutschen Universitäten gelesen wurde, hat heute noch ihre Anhänger. Sie versucht, aus der Länge, Verbindung und Tiefe der Handlinien von beiden Händen Charakter und Schicksal zu bestimmen. In dem deutschen Märchen vom „Däumling“ steckt ein Rest altgermanischer Mythen. Der kleine muntere Wicht im „Daumesdick“ bringt durch seine Neckereien, die ihm seine Größe zu verüben erlaubt, alle Personen im Märchen in Verwirrung.

Der Zeigefinger, früher „Bogenspanner“, „Schußfinger“ und „Bügelkrümmer“ genannt, heißt bei den Kindern „Butterlecker“. Der Mittelfinger ist der „Langhals“, der Ringfinger trägt den Trauring und führt deshalb den Namen „Goldfinger“. Der kleine Finger steht dem Daumen an Wertschätzung gleich. Ihm eignet nach der Volksmeinung personifi-

zierte Klugheit, was in den Worten zum Ausdruck kommt: „Der ... hat im kleinen Finger mehr Verstand als du im Kopf.“ Nach dem alemannischen Recht des 6. Jahrhunderts mußte für einen abgehauenen Daumen oder kleinen Finger die doppelte Strafe bezahlt werden wie für einen Mittel- oder Ringfinger.

Im Rechtsleben gilt die rechte Hand mehr als die linke. Sie bezeichnete im Mittelalter die Gewalt und demzufolge auch die Münzgerechtigkeit. Der Handschlag bekräftigt heute noch einen abgeschlossenen Handel und eingegangene Dienstverpflichtungen. Beim Viehhandel suchen sich Käufer und Verkäufer den Handschlag aufzuzwingen, um den Handel zu ihrem Vorteil zum Abschluß zu bringen. Auch bei Verlobung und Hochzeit besiegelt der Handschlag das gegenseitige feierliche Versprechen. „Das Wort des Mannes sei wie eine Säule und der Handschlag sei ein stummer Eid.“ In der Volkskunst begegnet uns das verschlungene Handpaar als häufig angewandtes Motiv.

Zur Bekräftigung des Eides wurden früher zwei, später drei Finger der rechten Hand erhoben; jetzt verlangt ein gültiger Schwur das Erheben der ganzen Hand. Die Carolina (Gesetz unter Karl V., 1519 bis 1556) bestimmte, daß bei falschem Schwur die „zween Finger, damit sie geschworen“, abgehauen wurden.

Durch Auflegen der Hände besiegelt die Kirche einen Segen oder eine Weihe zu heiligen Zwecken. Ein fester Handschlag bekräftigt Zuneigung und Freundschaft, Zusammengehörigkeit und Treue. „Laß diesen Händedruck dir sagen, was unaussprechlich ist!“ (Goethe, Faust I).



Der Wintermantel zur Wasserburger Tracht  
Zeichnung Georg Kollmannsberger

und dann erst zerschnitten wurde, weil so viel guter Stoff daran gewesen sei. Nur die silbernen Schließen blieben unversehrt.

So kam es, daß wir außer einigen Stoffproben und wunderschönen vielfältigen Mantelschließen mit Kettchen zum Enger- und Weitermachen lange keinem solchen Originalstück auf die Spur kommen konnten. Bis endlich in Zell hinter Ruhpolding der alte Weinseis-Vater mir schmunzelnd seinen prachtvollen blauen Tuchmantel, den er noch jeden Sonntag zum Kirchengang trug, um die Schultern legte! Vier Männer in diesem Bergwinkel hatten sich untereinander geschworen, daß sie den „Blauen Mantel“ tragen wollten bis zu ihrem Ende. Der zweite fand sich dann freilich nur mehr als Museumsstück in Dachau und der dritte, ebenfalls zu den vergangenen Merkwürdigkeiten gelegt, im Museum Burghausen. Sie alle drei, aus mit der Hand oder gar nicht gesäumtem mittelblauem Tuch genäht, dem seine Strenge schon durch die Altersspatina genommen war, der eine mit einem schwarzen Schafspelzkragen, der an-

dere mit schwarzsamtem, der dritte mit blautüchenem Umlegekragen versehen. Ähnlich im Schnitt ist jeweils die äußere „Pelerine“, die weit und festlich von den Schultern bis über die Knie fällt, in der Schnittgestaltung verschieden ist, was darunter liegt als doppelter Wärmeschutz. Das kann entweder wie bei den Zèllermänteln eine zweite längere Pelerine sein, die bloß mit Armschlitz versehen und darunter noch warm ausgefüllt ist. Es kann aber auch ein Aermelmantel sein, vorne zuknöpfbar und von dem Ueberwurf wie mit einem zweiten Mantel überdeckt. Die ältere Form ist zweifellos die mit den übereinanderfallenden Halbkreisen aus Tuch, die jüngere, an den biedermeierlichen Havelock erinnernde, der noch lange erhalten gebliebene Rest aus der Männermode einer vergangenen Zeit in der bauerlichen Tracht. Sich mit den Vorfahren der ersten Form, die man als eine urtrachtliche bezeichnen darf, in einer größeren Abhandlung zu befassen, und ihre vielfältigen Belege im Lande zwischen Inn und Salzach nachzuweisen, wäre der Mühe wert. Hier sei aber nur von den praktischen Fragen der Erneuerung die Rede.

Es steht fest, daß vom künstlerischen Standpunkt aus die beiden übereinanderliegenden Pelerinen wegen ihres schönen Faltenwurfes vorzuziehen sind. Sie setzen allerdings eine sehr warme, hochgeschlossene Joppe voraus, unter der vielleicht noch ein Schafwolljanker getragen wird. An sich wärmer wird aber die Kombination von Mantel und Umhang sein. Sie ist auch mehr der heutigen Vorstellung eines Wintermantels entsprechend. Doch ist sie eine Zwischenlösung; denn es könnte leicht jemand von hier aus den Umhang überhaupt für überflüssig halten. Dann wären wir wieder beim „modernen“ Wintermantel, vielleicht beim Lodenmantel. Dieser ist aber schon, wie die alten Bezeichnungen „Bozner, Berchtesgadner, Holzhackermantel, Kotzen“ besagen, eine Gebirgsform und er ist ein ausgesprochener Alltags — um nicht zu sagen, Wettermantel. Die Kirchen- und Festtracht war aber, wie gerade das Beispiel jener Zeller Bauern vom Fuß des Rauschberges und des Sonntagshorns und „in der Schmölz“ beweist, nicht aus Loden, und nicht in Kotzenform gearbeitet. Hier hatte sich aus jenen grauen Urvätertagen, wo Hirte und Priester verwandt waren, der fließende, würdevolle, schöne Schultermantel erhalten. Er ist das eigentlich Festtägliche. Ihm entspricht als Werktags- und Wetterform die aus einem Stück mit den Schlupflöchern gefertigte Kotze.

Der eigenartigen, immer wieder erlebten Abneigung des Altbayern gegenüber Dunkelblau als Männertrachtfarbe kommen aus früheren Zeiten andere Farbvorschläge zu



# Georgenberg und sein Begründer

Von Geistl. Rat Pfarrer Jak. Albrecht, Bad Aibling

Der in Nr. 8, Jahrgang 1952, unserer Zeitschrift veröffentlichte Beitrag „Ritter Ratholdus von Aibling“ von Aug. Sieghart erfährt durch die Erschließung weiterer historischer Quellen eine wertvolle Erweiterung der Kenntnisse über Georgenberg und seinen Begründer.

Die Redaktion.

Der früheste Bericht über die Gründung Georgenbergs stammt aus dem Jahre 1480 und ist in einem Heilturnsverzeichnis, d. h. in einem Verzeichnis der Reliquien und Erinnerungszeichen an heilige Personen und Orte, verfaßt von dem gelehrten Abt Kaspar II., von Georgenberg enthalten. In diesem Bericht heißt es, daß der Gründer der Einsiedelei einem Aiblinger Adelsgeschlechte angehörte, dessen Name dem Verfasser nicht bekannt war, und daß dieses Geschlecht ausgestorben sei. Dieser Herr von Aibling habe längere Zeit in einer Höhle gelebt, die heute noch gezeigt wird. Da dieses Höhlenleben im Norden der Alpen, wie leicht zu verstehen ist, seiner Gesundheit nicht zuträglich war, habe er seine Aiblinger Verwandtschaft bewogen, auf einem benachbarten Felsen eine Zelle und eine Kapelle zu errichten. Daraufhin hätten sich ihm auch andere Adelige aus Tirol zugesellt, unter anderem von den Burgen Schlitters, Säben und Friendsberg und hätten so eine Einsindlergenossenschaft gegründet.

Der Chornist weiß zwar den Namen des Einsiedlers nicht mehr, aber er weiß, daß die Gründung von Aibling aus erfolgte. Letzteres kann nicht bezweifelt werden aus folgender Erwägung: Ist es schon merkwürdig, daß die Kirche von Thürham, die erste Seelsorgskirche Aiblings, wie auch die Kirche von Georgenberg den gleichen Kirchenpatron besitzen, nämlich den hl. Georg, so ist es nicht weniger merkwürdig, daß, wie es in der genannten Schrift heißt, nach der Errichtung der Abtei, die wir auf ungefähr 1100 ansetzen dürfen, regelmäßig Kreuzgänge nicht nur aus den Bistümern Salzburg, Chiemsee und Brixen sich einfanden, sondern auch die Pfarrei Aibling und zwar als einzige aus dem Bistum Freising alljährlich dorthin eine Wallfahrt unternahm. Endlich ist es auch recht auffällig, daß der Besitz des Klosters in Bayern, wie er im ältesten Grundstücksverzeichnis um 1360 enthalten ist, sich auf die Gegend von Aibling beschränkt. Dieser Grundbesitz kann nur davon herrühren, daß die Familie des Gründers diese Grundstücke zum Unterhalt des Klosters gestiftet hat.

Wie ist es möglich, daß der Name des Stifters von Georgenberg dort im Jahre 1480 un-

bekannt war? Es läßt sich daraus erklären, daß das Kloster im Jahre 1284 vollständig abbrannte und dabei auch das Grab des Stifters, bzw. die Grabplatte mit seinem Namen zu Verlust ging. Daher kommt es wohl, daß sein Name mit der Zeit in Vergessenheit geriet. Umso erfreulicher war es, als man ziemlich bald nach der Abfassung des Heilturnsverzeichnisses die Grabplatte wieder fand, wie Abt Pirmin Pockstaller in seiner Chronik von Georgenberg vom Jahre 1874 berichtet, daß sich auf dieser eine Inschrift befand, die in deutscher Uebersetzung lautet: „Hier ruht zugleich mit Eberhard, dem ersten Abt dieses Klosters, der adelige Ratholdus, Herr in Aibling, welcher als erster Einsiedler auf diesem Berge ein gottesfürchtiges und heiliges Leben führte.“ Diese Grabplatte, die inzwischen schon wieder verschollen ist, mag etwa achtzig Jahre nach der Abfassung des Heilturnsverzeichnisses aufgefunden worden sein, weil erst um diese Zeit in dem Totenbuch von Georgenberg sich am 24. Dezember der Eintrag findet: „Gestorben ist Herr Ratholdus, Priester und Graf von Aibling, der erste Gründer oder Stifter dieses Klosters.“ Hierbei ist zu bemerken, daß Georgenberg erst um das Jahr 1100 ein eigentliches Kloster wurde, während es zuvor nur eine Niederlassung mehrerer, sich dem Leben eines Einsiedlers weihenden Mönche war.

Einiges Licht auf die Familie, der Ratholdus entstammte, und auf die Zeit, in der er lebte, haben die Forschungen österreichischer Gelehrter gebracht, namentlich Karl Plank in seiner Schrift: „Die Regensburger Grafschaft im Unterinntal und die Rapotonen“ und in seiner Siedlungs- und Besitzgeschichte der Grafschaft Pitten. Er weist darauf hin, daß der Bayernstamm in das heutige Tirol und Kärnten vorgedrungen ist, es allmählich überflutet und in Besitz genommen hat. Diese Besitznahme erfolgte mehr auf friedlichem Wege, indem die romanisierten Bewohner des dünnbevölkerten Landes durch Heirat und Versippung allmählich germanisiert wurden. Dieses Vordringen in Tirol im neunten Jahrhundert war vor allem vom bayerischen Herzog und den bevorzugten Familien getragen, zu denen auch die Housi gehörten. Ein hochadeliges Geschlecht, das zur Sippe der Housi zählte, war das Geschlecht der Rapotonen, die im Unterinntal reich begütert waren und zeitweise auch als Gaugrafen vorkommen. Dieses zugewanderte bayerische Adelsgeschlecht der Rapotonen trat in verwandtschaftliche Beziehungen zu einer wirtschaftlich führenden Familie der Romanen, nämlich des reichen romanischen Grundherren

Quarti, der gerade in der Nähe von Georgenberg, ausgedehnten Grundbesitz hatte, der von Innsbruck bis zum Brenner und auch an zahlreichen Orten in Südtirol reich begütert war und im Jahr 827 eine umfangreiche Schenkung an das Kloster Innichen im Drautal machte. Nun kommt Rapoto I. von 838 bis 856 als panonischer Obergraf und als Angehöriger eines der mächtigsten Adelsgeschlechter des Reiches vor. Sein Enkel Egino, der sehr wahrscheinlich der Schwiegersohn des genannten Quarti und dadurch erst recht zu großem Reichtum gekommen war, hatte einen Sohn Rapoto II., der vermutlich der Vater unseres Ratholdus war. Da der romanische Grundherr Quarti auch in dem Georgenberg benachbarten Stans Besitz hatte, darf man mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß die Gründung der Einsiedelei und des späteren Klosters auf Grund und Boden erfolgte, der einst sein Eigentum war und durch die Heirat seiner Tochter mit Egino an die Rapotonen gelangte.

Wir dürfen die Stiftung von Georgenberg in die erste Hälfte des zehnten Jahrhunderts ansetzen, da Ratholdus 954 gestorben ist. So ist durch diesen Aiblinger Adeligen Georgenberg ein religiöser Mittelpunkt für das Unterinntal geworden; daher bezeichnete Bischof Albuin von Brixen Georgenberg als einen heiligen Ort und schenkte ihm im Jahre 1000 zum Unterhalt eines Priesters zwei Höfe. Der große Ruf, welchen diese Einsiedelei weithin genoß, und Pilger in Scharen anzog, war sicher auch der Grund, daß hundert Jahre später dort ein Kloster errichtet wurde. Es kamen nicht weniger als 23 Pfarreien mit dem Kreuz, darunter elf jährlich, die anderen alle zwei Jahre. Aus dem Bistum Freising kam, wie bereits erwähnt, nur die Pfarrei Aibling mit Mietraching, Willing und Ellmosen und zwar jedes Jahr am Sonntag nach dem 8. des hl. Bluttages, also in der ersten Hälfte Juli. Dieser hl. Bluttag verdankt dort seine Einführung einem legendären Wunder, das sich in der Kirche von Georgenberg ereignet haben soll. Als zur Zeit des Abtes Ruprecht ein Priester während der hl. Messe bei der Kommunion an der Echtheit des Blutes zu zweifeln begann, verwandelte sich der Wein in richtiges Blut, das im Kelch aufschäumte. Das Heiltumverzeichen berichtet, daß ein Teil des Blutes aufbewahrt wurde. Noch heute zeigt man die Reliquie. Die Wallfahrer wurden im Kloster bewirtet und beherbergt. Von Interesse ist, daß das Kloster verpflichtet war, den Pfarreien, die mit dem Kreuz kamen, darunter auch Aibling jährlich eine Gelte Baumöl zu geben im Gewicht von fünfzehn Pfund und dem begleitenden Pfarrer zwei Pfund Pfeffer, der damals eine Rarität war. Es ist verständlich, daß die Verpflegung der Wallfahrer dem Kloster große

Kosten verursachte, die auf irgend eine Weise hereingebracht werden mußten. Jedenfalls waren die Wallfahrer verpflichtet, bestimmte Abgaben für ihre Pfarreien zu leisten, die, sei es in Geld oder Naturalien, gegeben wurden, wie eine Urkunde aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts bezeugt. Wie lange diese Wallfahrt der Aiblinger nach Georgenberg gedauert hat, wann sie eingegangen ist, davon fehlt jede Nachricht. Sicher hat sie die Zeit der Reformation nicht überdauert. Jedoch im Jahre 1848 hat die Pfarrei Aibling regen Anteil an dem tausendjährigen Jubiläum von Georgenberg genommen, das vom 20. bis 29. Juli jenes Jahres stattfand.

## Die Chronik

1645. Wer beim Gebetläuten um 12 Uhr den Hut nicht abzog, wurde um 34 kr (Kreuzer) gebüßt, und wer den Hut bei vorbeigehender Prozession aufbehielt, mußte außer der Geldbuße an die Kirche noch ein halbes Pfund Wachs geben.

Ein Bursch, der an den zwei Pfingstfeiertagen der Kirche ferngeblieben war, mußte außer einem Pfund Wachs 1 fl 8 kr erlegen.

Eine Weibsperson, die in der Kirche geschwätzt und sich ungebührlich aufgeführt hatte, wurde bei geringer Kost zwei Tage eingesperrt. Eine andere, die mit einer fremden Mannesperson lange gezecht hatte und der Heimweisung ihrer Mutter nicht gehorcht hatte, erhielt zehn Karbatschstreiche.

(Chronik Kirmayer)

1673. Für den Münchener Hof brachte im Jahre 1673 der Rosenheimer Schiffmeister Sebastian Weidacher zu Wasser von Wien in zehn Fässern 126 Zentner weißes und gelbes Wachs nach Wasserburg. Schon das Jahr vorher war das Hofwachs von Wien den gleichen Weg gekommen. Beide Rechnungen machten 477 Gulden aus (Mitterwieser, H. a. I., XII. 4.).

(Chronik Kirmayer)

1690. Der Salzburger Erzbischof Graf von Thun weihte am 13. August die von den Vettern Christoph und Kaspar Zuccali erbaute neue Stiftskirche in Gars bei großem Volksandrang feierlich ein. Chronik Kirmayer.

1741. Im Altöttinger Ortsmuseum befindet sich eine große Votivtafel mit rot und blau gekleideten Soldaten und folgender Erzählung:

1799 schwammen zum letztenmal die Wallfahrerschiffe der Rosenheimer an Wasserburg vorüber, welche nach Herkommen in Mühlendorf landeten, von wo aus die Beter über Teising nach Altötting wallfahrteten. Diese alte Wallfahrtschiffahrt wurde dann verboten.

Chronik Kirmayer.

# Jung gefreit, hat noch niemand gereut

(Schluß)

Das Essen erfolgte auf hölzernen Tellern. Später, als Teller aus Zinn, Porzellan oder Steingut zur Verwendung gelangten, wurden Teller und Bestecke während des ganzen Hochzeitsschmauses weder gewechselt, noch abespült. Nachmittags drei Uhr gab es Braten mit Beilage. Gegen halb sechs Uhr wurde der Abendtisch, Braten mit Zwetschgen, aufgetragen, wie die gebräuchliche Redewendung „Zwetschgn san de Letztn“ beweist. Die Zwetschgen steckten die Frauen in ausgehöhlte Semmeln und gossen die Brühe hinein. Diese „Zwetschgensemeln“ bildeten ein begehrtes Mitbringsel für die Kinder. Was an Fleischspeisen während des Hochzeitmahles nicht gezwungen wurde, banden die Gäste in ein bereitgehaltenes „Bschoadtüchl“.

## Der Ehetanz

Im Laufe des Nachmittags wurde fleißig getanzt: Walzer, Polka, Schottisch, Mazurka, Menuett, Achtertanz, Dreher und vor allem Zwiefache mit gesungenem Text, wie „'s Hüatamadl“, „D'Oachlober“, „D'Häuslratz“ und anderne wechselten miteinander ab. Unterhaltung brachte der „Ehetanz“, den die Brautleute allein ausführten. Dabei hinkte die Braut. Wiederholt hatte sich der Bräutigam zu beschweren, daß seine Frau nicht tanzen könne. Dreimal setzten die Musikanten mit der Musik aus. Der Hochzeitslader brachte die Lacher auf seine Seite; denn er suchte umständlich mit Kerzenlicht und Besen nach der Ursache. Immer wieder kehrte er die vermeintlichen Hindernisse aus dem Weg, bis er feststellte, daß die Braut ein Nagel im Schuh drücke. Mit einem gellenden Pfiff stellte er das Tanzen ein, zog der Braut den linken Schuh aus und fand dort zu seiner Ueberraschung ein neues Guldenstücklein, das die Musikanten als Trinkgeld erhielten.

## Das Brautstehlen

Ein Hauptvergnügen bildete das Stehlen der Hochzeiterin; denn „stiehlt sie niemand, hausen sie nicht gut miteinander“. In einem unbewachten Augenblick entführten ein paar übermütige Burschen im Trubel des Tanzes die Braut und suchten mit ihr ein anderes Wirtshaus im Dorfe auf oder fuhren sogar mit ihr auswärts. Gäste, die den Scherz merkten, verließen ebenfalls unauffällig den Saal und eilten nach. So entwickelte sich im vertrauten Kreise eine neue hochzeitliche Unterhaltung bei Essen, Trinken und Tanz. Dem Kranzljungherrn oblag die Aufgabe, die „abtrünnige Gesellschaft“ zu suchen. Geldigen Brautführern wurde zur Buße für ihre Unachtsamkeit und Säumigkeit die Zeche auf-

gebürdet. Die Musik holte die Ausreißer mit flottem Spiel ab und brachte sie unter dem Jubel der Zurückgebliebenen in den Hochzeitssaal. Für den Spott brauchte der Brautführer nicht zu sorgen. In Kiefersfelden hieß man das Brautstehlen „Gasserlgeh“ oder „Gasserlfahren“. Der Weg führte gewöhnlich in die Klause oder nach Kufstein.

## 's Abdanka

Nach der Abendmahlzeit sprach der Hochzeitslader den „Abendtdank“: „Stille eine kleine Weile, weil ich jetzt soll redn in der Eile! Damit ich die Ehre des tugendreichen Hochzeiterers und seiner Hochzeiterin nach gebührender Schuldigkeit kann erfüllen, welche mich an ihrer Statt hieher berufen haben, um allen Gästen und Hochzeitsleuten zu danken. So mach ich den ersten Dank zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Gott Vater, Gott Sohn und Gott Heiliger Geist. Weil dann Gott gedanket, der unser verehrt Brautpaar lange erhalten möge, auf daß sie einander ihrem ehelichen Stande treu bleiben, so sage ich allen Lob, Ehre und Dank, die zur Hochzeit gekommen sind. Erstlich in des Hochzeiterers Behausung. Dort haben manche von euch getan einen frischen Trunk Bier und Branntwein, und der soll euch gesegnet sein. Nach diesem lassen sie euch wiederum schuldigen Dank sagen, daß ihr habt beigewohnt dem hochgelobten Kirchgang und habt helfen beten und bitten um einen glücklichen Ehestand. Nach diesem lassen die beiden Brautpersonen euch wiederum schuldigst Dank sagen, daß ihr habt beigewohnt, bis beide Brautpersonen haben empfangen das hl. Sakrament des christlichen Ehestandes und dem Amt, der hl. Messe, welche Christus hat selbst eingesetzt und hat uns geholfen, das Opfer auf den Altar zu legen und getreulich zu trinken den hl. Johannisregen, welchen Christus hat seinen Jüngern gegeben. Nach diesem haben wir uns sämtlich begeben zum Wirt und Gastgeber in seine Tafern und dann sind wir alle zu Tisch gesessen. Nach diesem mache ich den ersten Dank zu Ehren des hochwürdigen Herrn Pfarrer... von..., daß er den zwei gegenwärtigen Brautpersonen das heilige Sakrament der Ehe hat gespendet. Er soll leben, vivat hoch!“

Ein schmetternder Tusch begleitete nun jedesmal die einzelnen Hochs, die mit ähnlichen Worten auf alle einzelnen Anwesenden der Reihe und dem verwandtschaftlichen Grade nach ausgebracht wurden. Zum Schluß wünschte der Hochzeitslader dem Brautpaar Glück im Ehestand und einst den ewigen Frieden, ferner allen ehrenwerten Gästen viel Glück und Segen in ihr Haus. Dann endete seine lange Rede mit den Worten:

„Nun ihr Herren Musikanten, lasset dem  
hochzeitlichen Brautpaar zu Ehren  
Euch mit einem freudigen Vivat hören.  
Und soll ein Junger hier sein, in Ehren,  
Der laßt sich mit einem frischen Jucheza  
hören!“

Während dieser Dankesabstimmung erfolgte das „Schenken“ („Weisen“), ein Brauch, der dem Brautpaar reichlich Geld einbrachte, es aber auch verpflichtete, den gleichen Betrag bei späteren Hochzeiten der „Freundschaft“ und Verwandtschaft zu „weisen“. Sobald der Hochzeitslader den Namen des Hochzeitsgastes nannte und dessen Erscheinen mit Dankesworten, oft in gereimter, witziger Form und lustiger Anspielung quittierte, begab sich der aufgerufene Hochzeitsteilnehmer an den Brauttisch. Hier stand vor der Braut ein Fünf-Liter-Krug mit rotem, süßem Wein und vor dem Bräutigam ebensoviel „sperrer“ (weißer) Wein und je eine zinnerne Schüssel. Jeder „Weisende“ trank nun den Brautleuten „Bescheid“ zu und warf bei den Ehrmüttern das eingewickelte „Ehrgeld“ (Mahlkosten und d' Schenk) in die Schüssel. Ein kräftiger Händedruck als Danksagung, dann fuhr der Hochzeitslader wieder im „Abdanken“ fort. Lustige Schnadahüpfln und anzügliche Gstanzl unterbrachen zeitweise den Hochzeitslader, der aus seinem reichhaltigen Verschatz die richtige Antwort nicht schuldig blieb, zum Beispiel Brautjungfer:

„Ja, an Hochzeitslader hamma,  
Wia ma si's denkt,  
Wia a d' Houzet hot g'ladn,  
Is eahm 's Lampi nausg'hängt.“

Hochzeitslader:

„Des muaßt ma du flicka,  
Du lustige Dirn,  
Na kenn ma mitnanda  
glei 's Busserln probiern.“

### D' Ehrntänz

Nach dem „Schenken“ verkündete der Hochzeitslader von der „Spielleutsteig'n“ aus den Beginn der Ehrentänze, bei denen zuerst der Brautführer mit der Braut drei kurze Touren tanzte, hierauf Braut und Bräutigam, Brautführer und Ehrmütter und dann der Reihe nach die Brautleute mit ihren Eltern und Geschwistern, Paten und Gvattersleuten, die beiden Kranzjungfern mit den Kranzjungfrauen, die „Schüssellafa“ mitsamt der „Sau“, der Wirt mit seinem Hauspersonal, das „verehrliche Handwerk der Brautdiebe“, sämtliche Jungfrauen miteinander, alle Weiberleut, der „beiderseitige Jahrgang“, die Kranzbinder, alle hochzeitlichen Handwerker und so weiter, die Ehre des Tanzes erhielten. Schließlich stellte der „Prokrater“ mit einem Pfiff das Tanzen ein und sang:

„Aber jetzt liabe Hochzeitsleut  
San d' Ehrntänz gar.  
I rekumandier mi als Lader  
Für a anderes Paar.“

Damit war der offizielle Teil der Hochzeit zu Ende. Nun begann das „Freitanzen“. Oft ließen sich die Burschen „Extrige“ aufspielen, wobei für die „Spielleut“ das Geschäft blühte.

### Der Fletztanz

Etwa bis Mitternacht harrete das Brautpaar bei der Hochzeitsgesellschaft aus. Dann trachtete es unter mancherlei Hindernissen zu entkommen. Die Musikanten aber standen auf der Lauer und gaben dem jungvermählten Paar ein rauschendes Geleite. Schnell verschloß der Wirt im Hausgang (Fletz) der Tafeln die Türe. Dann bat er die Braut um den „Fletztanz“, wobei der Bräutigam mit der Wirtin tanzte. Viele Hochzeitsgäste ließen sich ebenfalls beim Verlassen des Wirtshauses gegen Trinkgeld „nausblas'n“.

Hatte die Braut am Arm des Gatten das neue Heim erreicht, warf sie nach Ablegen des Krönleins beziehungsweise später des Schleiers ein Zweiglein vom Rosmarin in die Herdglut, bevor sie mit dem Manne die eheliche Kammer teilte. Den Rest des bräutlichen Sträußchens setzte sie anderntags in eine Ecke des Gartens. Sproßte und grünte der Rosmarin, dann galt das als glückverheißendes Zeichen, verwelkte er aber, dann deutete dies auf viel Tränen in der Ehe.

### Das „Goldene Tagamt“

Am Morgen nach der Hochzeit, dem „Goldenen Tag“, wohnten die jungverheirateten Leute mit den nächsten Verwandten in der Pfarrkirche der „Goldenen Tagmesse“ (waren die Eltern gestorben, einem Requiem) bei. Nach einem kurzen Gedenken vor der Familiengrabschaft im Gottesacker lud der Wirt die „neugebackenen Eheleut“ zum „Eierschmalz“ ein, einem Freimahl, bei dem der jungen Bäuerin eine große, lichterbesteckte Eierspeise gereicht wurde. Am nächsten Samstag unternahm die junge Frau eine Marienwallfahrt, um ihre Ehe unter den besonderen Schutz der Himmelskönigin zu stellen. Den Sonntag nach der Hochzeit verbrachte das jungverheiratete Paar bei den Eltern der Frau, wo die „Sonntagssupp'n (auch „Löffelholn“ genannt) eine richtige Bauernhochzeit abschloß.

---

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühl-dorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1954

Dezember

Nummer 12

## Könige und Hirten in den alten Hirtenspielen

Von August Leiß, Brannenburg

In den zahlreichen uns überlieferten alten Krippenspielen, die wir der tiefen Verbundenheit unserer Vorfahren mit dem weihnachtlichen Geschehen der Legende verdanken, spielen die Hirten unbestritten die Hauptrolle. Die eigentlichen Hirtenspiele überwiegen die anderen Szenen nicht nur an Zahl, sondern die unbekannteren Verfasser haben die Hirten auch mit ungleich größerer Liebe behandelt. Kein Wunder: Fühlten sie sich ihnen doch nicht nur im Handwerk, sondern auch in ihrer Gedankenwelt verwandt. Zudem konnten sie sie in ihrer eigenen Mundart reden lassen, die ihnen natürlich viel flüssiger und urtümlicher aus der Feder quoll als das ungewohnte Hochdeutsch, das sie den Engeln oder Königen in den Mund legen mußten.

Wie sehr sie die Hirten liebten, sieht man aus der Tatsache, daß sie diese selbst in die reinen Dreikönigsspiele einfügten, die doch mit den Hirten an sich nichts zu tun haben. Hier folgt eine solche Szene, in der die Könige und ihr Mohrenknabe den armen Schäfern begegnen, was eine heitere Episode in die sonst so hochtrabenden Verse der Könige einschleibt:

Mohrenknabe:

He, gute Leute! Wie weit ist es noch nach Bethlehem?

Steffl:

Alle guatn Geister loben Gott den Herrn, was ist dein Begehrn?

Lenzei:

I bitt di, liaber Teifl,  
tua uns do net vertragen!  
Koa Guater bist du net —  
wo tuast denn d' Hörndl ham?

Mohrenknabe:

Fürchtet euch nicht, gute Hirten! Wir kommen aus dem Morgenlande, ein Stern verkündete uns den Messias, den König der Juden.

Lipperl (etwas beherzter):

Was, du möchtest zum Kindl geh  
mit dem schwarzn Gsicht?  
Glaubst net, daß dös woana taat,  
wanns di eppa siecht?

Mohrenknabe:

Ich bitt euch, in welchem Palast wohnt er?

Veichtl:

In an Balast ...  
O mei, do gehst scho irr!  
Er liegt in an Stall  
und der hat koa Tür!

(Die Könige treten auf.)

Kaspar:

Ihr armen und einfältigen Leut,  
wir suchen euch schon lange Zeit.  
sagt uns, ob ihr denn nicht wißt,  
wo der neue Christkönig zu finden ist?

Veichtl:

Ihr Herren und König alle drei,  
dös wollen wir euch sagen glei:  
Gehts furt da grad und draußeralb  
vor Bethlehem im Ochsenstall  
da werdet ihr wohl finden  
das neugeborene Christkindel.



Melchior:  
Daß ein König geboren sei in einem Stall,  
das hört man nicht, man reist über Berg und Tal.

Balthasar:  
O seht, o seht, da ist der Stern.  
den wir zuvor hätten gesehen gern!  
Drum laßt uns nicht länger stille stehn,  
dem Stern laßt uns geschwind nachgehn,  
der uns so weit geführet hat  
aus unserm Land bis in diese Stadt!

(Könige ab.)

Andere Szenen führen zwar keine persönliche Begegnung herbei, lassen aber einen Hirten erzählen, was er auf seinem Weg in die Stadt Bethlehem gesehen. Hier ein solcher Bericht, der durch seine köstliche Naivität nicht nur den einfachen Mann, sondern ebenso den Gebildeten fesseln wird:

O Wunder über Wunder!  
Was heut wieder Neus is gschehn!  
Iatz horchts no grad recht munter,  
i habs ja selber gsehn.

Wie i hab wolln in d' Stadt neigehn,  
wollt feilhabn Milch und Kas,  
a wengl Buda, Oar und Rahm,  
da hab i gsehng was Rars.

Glei zerst hab i daseha  
an Stern ban liachtn Tag,  
is blicbn beim Stall dort steha,  
wo 's Kinl drinnat lag.

Und wie i will den Stern oschaung  
und denk ma: Was werds wern?

Do kemma Rösser schwarz und braun,  
drauf sitzn große Herrn.

Oana tuat voran reitn,  
den hab i kaum dablickt —  
i habn bloß gsehng vo weitn  
und do hat er mi daschrickt.

Im Gsicht schaut er kohlmohrnschwarz  
i fürchtat mi als wie! [aus,  
I fürchtat mi, es war a Graus,  
es wurd ma völli schiach!

Zwoa rittn hinter seiner,  
dö genga eher o,  
der oa war gar a feiner,  
war gar a liaber Mo.

A Gwand hams o, scho soviel schön,  
vo Gold teans mächtig schein',  
do denk i ma: Soviel i kenn,  
dös müassn Kini sein.

Viel eisern gharnischt Manna,  
Soldatn ohne End,  
de genga mitananda,  
koa oanzign hab i kennt.

Dort hintn treibns a Tier daher,  
des war ma unbekannt,  
i woäß net, kon i 's nenna mehr —  
sie hoabns Elafant.

An Roßbuam hab i zupft ban Rock  
und tua'n halt glei frag'n:  
I biitt di gar schö, sei koa Stock  
und tua ma d' Wahrheit sagn.

# Weihnachtspflanzen

Von Josef Thomas, Sachrang

Von alters her hat unser Volk ein vertrautes Verhältnis zu der es umgebenden Pflanzenwelt. Demzufolge spielten im Volksbrauch und Volksglauben die Pflanzen schon immer eine wesentliche Rolle. So stehen eine ganze Reihe unserer heimischen Pflanzen auch zu dem Weihnachtsfeste in tiefinniger Beziehung. Vor allem sind es die immergrünen Gewächse, die bedeutungsvoll einbezogen werden. Voran unser lieber, den Herzen so nahestehender Christbaum, die mit Kerzen geschmückte Tanne oder Fichte. Ein Weihnachtsfest ohne Weihnachtsbaum ist für uns geradezu undenkbar. Sogar derjenige, der sonst überhaupt keine Verbindung mehr hat zum Volksbrauch, kann sich seinem Zauber nicht entziehen. Und doch reicht die Sitte, am Weihnachtsabend einen Lichterbaum zu schmücken, kaum über das deutsche Sprachgebiet hinaus. Der Weihnachtsbaum ist auch nicht so alt, wie mancher meinen mag, wenigstens nicht in seiner heutigen Form. Erst seit dem 17. Jahrhundert hat er in die Stadt Eingang gefunden. Sein Ursprung liegt auf dem Lande, wo es alter Brauch war, am Abend des 24. Dezember einen mächtigen, mit bunten Bändern geschmückten Tannen- oder Fichtenbaum, den sogenannten „Grasbaum“, mitten im Hof aufzustellen als Segensbaum für das ganze Gehöft. Aehnlich geschieht es noch heute in Schweden. Vom Hofe kam dann der Weihnachtsbaum in die Stube, vom Lande in die Stadt. Aelter als der Christbaum sind die „Berchtelboschen“, Nadelholzweige, mit denen in der Weihnachtszeit die Stube geschmückt wurde. Sie leben im Adventskranz der heutigen Zeit fort, verquickt mit der Form des Rades, dem alten Sonnensymbol.

In noch späterer Zeit kam von England herüber die *Mistel* zu uns und ist als Weihnachtsschmuck beliebt geworden. Auf der britischen Insel werden am Christtag Mistelzweige an der Zimmerdecke aufgehängt und

unter dem mit weißen Perlenfrüchten besetzten, grünlichen Busch feierlich Glück und Segen gewünscht. In Schweden erscheint St. Lucia mit einem lichterbesteckten Mistelkranz auf dem Kopf als Lichtbringerin. In der nordländischen Mythologie kommt die Mistel als Wunschrute vor. Mit ihrer Hilfe versetzt Odin durch Berührung Brunhilde, die Natur, in den Winterschlaf, bis der Held Siegfried, die Frühlingssonne, sie wieder wachküßt. Im Baldurmythus wird die Mistel zum Geschoß, mit dem der blinde Wintergott Hödur den Lichtgott Baldur tödlich trifft. Die Festhallen und Festgerichte beim altgermanischen Julfest waren mit den Zweigen der heiligen Mistel geschmückt und dadurch geweiht. In alten Schriften wird die Mistel auch als „heiliges Kreuzholz“ bezeichnet, nach dem früher gegabelt dargestellten Kreuz Christi.

Eine weitere immergrüne Weihnachtspflanze ist die *Stechpalme* mit ihren gerade zur Weihnachtszeit schönen, leuchtendroten Früchten. Sie findet bei uns ebenfalls zur Ausschmückung des Weihnachtsraumes Verwendung. Einer alten Legende nach soll die Stechpalme von jenen Palmenbäumen abstammen, deren Blätter Jesu bei seinem Einzug in Jerusalem auf den Weg gestreut wurden. Als dieser gekreuzigt wurde, sollen die Blätter dieser Palmen Stacheln bekommen haben. Außer als Weihnachtsschmuck sieht man in den Alpenländern Stechpalmenzweige auch vielfach als Bestandteil des „Palms“, worauf schon Goethe in seinen „Symbolen“ hinweist. Im Volksglauben genießt die Stechpalme Ansehen als Mittel, Hexen abzuwehren. Sie heißt deshalb in Oesterreich auch Schradel oder Schradellaub (von Schratt — Waldgeist, Kobold). Da ihr Laub vielfach geräubert und in den Handel gebracht wurde, steht die Stechpalme jetzt unter Naturschutz. Sie kommt als Unterholz besonders im Voralpen-

Er sagt: „Dös san drei Weisen,  
wohl gar aus Morgenland.“  
Dös muaß si erst beweisen,  
mir san sie net bekannt.  
Daweil ma a so plaudern,  
steign s' allesamt vom Pferd,  
und gar net lang teans zaudern,  
falln nieder vorn Kind auf d' Erd.  
Sie ham si gar tiaf niedabuckt,  
gar tiaf ham sie si gnoagt,  
Maria hat ihr Kindl zuckt  
und hat eahns fürazoagt.  
D' Lagei ham glei was zuawatragn,  
leg'n's nieda vorn Kind auf d' Erd.

I kon enk gar net alls hersagn,  
was ham dem Kind verehrt.  
Dukatn a ganz Trüacherl voll,  
dös hab i woltern kennt,  
i woäß net, was dös oa sein soll ...  
an Weihrauch ham sie's gnennt.  
Dö Kini san viel hundert Meil  
von wegn dem Kind hergroast,  
von da Nähat laßt si koana sehng,  
wo jeder an Weg her woäß.  
Es kimmt koana vo Bethlehem,  
es laßt si sehng koa Herr,  
es kimmt neamt vo Jerusalem,  
der Gott taat gebn dö Ehr.

gebiet vor. Seltener findet man freistehende Exemplare, die sich dann meist bis zu zehn Meter hohen Bäumen entwickeln können. In England werden Stechpalmenreiser in den dort obligaten Weihnachtspudding zur Verzierung hineingesteckt.

Zur Ausschmückung der, besonders in Bayern, zum Nikolaustag üblichen Pardeise, wird das Laub des *Buchsbau*es verwendet. Mit viel Sorgfalt wird aus Holzstäbchen und Äpfeln eine Pyramide errichtet, wobei jeder Apfel mit Nüssen und Buchsbaumzweiglein geschmückt wird. Das ganze stellt man auf einen Teller und setzt in die Zwischenräume des „Klausenbaumes“ noch je ein brennendes Kerzchen. Andernorts wieder ist es gebräuchlich, statt größere Pyramiden zu bauen, einfach einen Apfel auf vier Holzstöckchen zu stellen und diesen mit Rosinenketten zu behängen sowie mit Kornähren und dem immergrünen Buchs — der die nie versagende Kraft des Lebens ausdrücken soll — zu bestecken. Mit Buchsbaumsträußchen und Tannenreisern wird auch bei den Nordfriesen die „Tunschere“ geschmückt, die etwa den Pardeisen des südlicheren Deutschland entspricht. Allerdings handelt es sich bei der Tunschere nicht um einen pyramidischen Aufbau, sondern um einen Bogen, der mit einer biegsamen Gerte auf einem Holzbrettchen ge-

spannt wird und an dem die immergrünen Zweige und Blätter nebst Äpfeln, vergoldeten Nüssen und Figuren-Backwerk aufgehängt werden. Weiter zählt zu den Weihnachtspflanzen die *Christrose* (Schwarze Nießwurz). Nach einem alten Volksglauben öffnet sie ihre Blüten in der Christnacht. Sie heißt deswegen in manchen Gegenden „Weihnachtsblume“, „Weihnachtsrose“ oder auch „Schneerose“, „Eisblume“, „Wendebblume“ (von Wintersonnenwende). Von alters her erregte diese prächtige Blume wegen der Außergewöhnlichkeit ihrer Blütezeit mitten im Winter die Aufmerksamkeit der Menschen und wurde besonders hochgeschätzt. Früher benutzte man sie, um böse Geister zu bannen, heute liebt man die winterharte Alpenpflanze wegen ihrer prächtigen dunkelgrünen Blätter und ihrer schönen, großen Blüten und verwendet sie als äußerst dekorativen und kostbaren Schmuck der Weihnachtstafel. Nicht unerwähnt bleiben sollen zuletzt auch die sogenannten „Barbarazweige“, die am Barbaratag von Obst-, meist Kirschbäumen, geschnitten werden. In Wasser gestellt, gehen sie an Weihnachten auf. Ihre zarten Blüten sollen sinnvoll den Menschen „mitten im kalten Winter“ stärken in der sicheren Gewißheit, zuversichtlich und getrost auf den kommenden neuen Frühling zu hoffen.

## Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen

Vom Paradeisl und anderen Vorläufern des Christbaums — Von Josef Sauer

Weihnachten, die „fröhliche, selige, gnadenbringende“ Zeit ist wieder gekommen. Ein frommer Schauer nimmt Herz und Gemüt gefangen. Im Herrgottswinkel steht das alte Kripplerl; Liebe, Glück und Zufriedenheit strahlen uns aus ihm entgegen. Und erglänzt der Christbaum im hellen Kerzenschimmer, dann erwachen in unserem Herzen goldene Kinderträume. Wer möchte sich auch dem Zauber des weihnachtlichen Lichterbaumes entziehen, diesem natürlichen Sinnbild des Lebens? Weihnachten ohne Christbaum könnten wir uns heute kaum mehr vorstellen.

Und doch gab es eine Zeit — sie liegt gar nicht so weit zurück —, die ihn in seiner heutigen Form nicht kannte. Herkunft und Alter des Christbaumes liegen im Dunkel der Vermutungen. Die volkskundliche Forschung nimmt an, daß seine Wurzeln in den immergrünen Zweigen des Lebensbaumes (Fichte, Wacholder, Buchs, Rosmarin, Stechpalme u. a.) zu suchen sind, die man in den „Heiligen Nächten“ von Weihnachten bis Heiligdreikönig als Segensreis in die Stuben stellte und an den Gattersäulen der Gehöfte befestigte. Seb. Brant berichtet darüber 1494 im „Narrenschiff“:

„Und wer nit etwas nüwes hat  
und umb das nüw jor singen gat

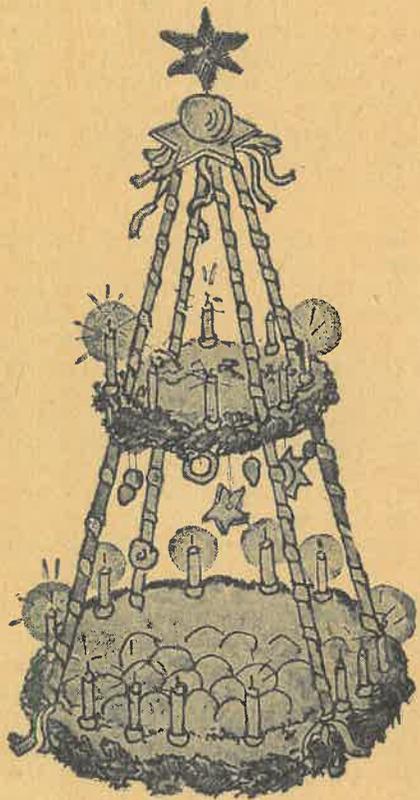
und grijen Tann riß steckt in syn Hus  
der meint, er leb das jor nit us.“

Der Straßburger Kanzelredner Geiler von Kaisersberg rügt 1508 die heidnische Sitte, an Weihnachten „danreiß in die stuben zu stellen“. Mit diesen Lebensruten, zu denen auch die Martinsgerte und Nikolausruten zu rechnen sind, pflegten einst die Burschen auf Weihnachten, am Unschuldigen Kindltag und auf Neujahr die Mädchen zu „schlagen“. Dieses „Fitzeln“, „Pfeffern“ und „Kindeln“, das sich in der Holledau und in der Ingolstädter Gegend um die Weihnachtszeit bis heute erhalten hat, versprach Gesundheit und Fruchtbarkeit, wie nachstehender Vers bezeugt:

„Ich pfeffere Eure junge Frau  
ich weiß, sie hat das Pfeffern gern,  
ich pfeffere sie aus Herzensgrund  
Gott halt die junge Frau gesund.“

Heute noch steckt man im Advent Andreas- und Barbarazweige vom Schlehndorn und von Obstbäumen ins Wasser, um sie bis Weihnachten zum Blühen zu bringen. Diese Segensreiser sollen Glück ins Haus bringen. Schon in alten christlichen Sagen ist dieser Brauch erwähnt. Die morgenländische Legende erzählt von einem Baum, der seine Äste vor dem Jesukinde auf der Flucht nach

Ägypten neigte. Da die katholische Kirche den Namenstag von Adam und Eva sinnigerweise auf den Christabend legte, brachte die Mythe auch den Baum der Erkenntnis im Paradies mit dem Weihnachtsfest in Verbindung. Im Mittelalter wurden in Kirchen die volkstümlichen „Paradiesspiele“ aufgeführt, bei denen



der mit den „Äpfeln des Paradieses“ geschmückte Baum wohl mit zu den Vorläufern unseres Christbaumes zu zählen ist. Die Verbindung zwischen germanischem „Wintermaien“ und dem mittelalterlichen „Paradiesbaum“ dürfte somit als Urbild unseres Christbaumes anzusehen sein.

Zu den ersten geschichtlich beglaubigten Aufzeichnungen über Weihnachtsbäume zählt eine Mitteilung aus Schlettstadt vom Jahre 1555. Der Rat der Stadt erließ ein Verbot, Weihnachtsbäume zu hauen. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Jahre 1605 aus Straßburg erwähnen bereits den geschmückten Tannenbaum: „Auff Weihnachten richtett man Dannenbäume zu Straßburg in den stuben auff, daran henket man roßen aus viel-farbigem Papier geschnitten, apfel und oblaten, zischgolt, zucker und anderes...“ Von Lichtern ist aber hier noch nicht die Rede.

Doch erzählt die im Jahre 1652 in Heidelberg geborene Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig, Liselotte von der Pfalz, in einem

Brief (1708) an ihre Tochter, daß in ihrer Jugendzeit am Hofe der Kurfürstin Sophie in Hannover zu Weihnachten Buchsbäumchen mit kleinen Kerzen geschmückt wurden. Die glückliche Verbindung von Tannengrün und Licht scheint sich jedoch erst im Laufe des 18. Jahrhunderts allgemein in West- und Mitteleuropa vollzogen zu haben. In städtischen Kreisen wurde der Lichterbaum rascher aufgenommen als auf dem Lande. Goethe sah ihn zum ersten Male als Student in Leipzig im Hause des Kupferstechers Stock.

Es wäre aber abwegig, wollte man annehmen, das „Weihnachtslicht“ wäre erst mit dem Christbaum in deutsche Gauen gekommen. Dem Licht maß man von jeher unheilabwehrende, schicksalsbannende und segenspendende Kraft zu. Mit brennenden Kienspänen und Buchteln gingen die Bauern früher in den Alpenländern nachts an bestimmten Adventstagen über die Felder. Mit Papierlaterne zogen in Norddeutschland Kinder unter Absingen von „Laternenliedern“ durch die Straßen. Und ist die mit einer Lichterkrone geschmückte „Luciabraut“ (13. Dezember) nicht ein Sinnbild des wiederkehrenden Lichtes nach düsterer Winternacht? Auch der Adventkranz, der dem Zimmer während der „Stillen Wochen“ eine trauliche, heimelige Helle und herben Tannenreisduft schenkt, bedeutet nichts anderes als „Licht ist Leben“. Weihnacht ist eben ein Fest des Lichtes, der Hoffnung, Freude und Liebe, in dessen Mittelpunkt der menschgewordene Christus, das Licht der Welt, steht.

Lichter brannte man deshalb auf Weihnachten in früherer Zeit. Kupferstiche (zum Beispiel von Kupferstecher Daniel Chodowiecki, 1726—1801) des späten 18. Jahrhunderts zeigen pyramidenförmige Lichtergestelle auf dem Gabentisch. In einer Novelle von 1791 erwähnt Ludwig Tieck die Weihnachtspyramide (Kiene) für Berlin. Von bezwingendem Reiz waren die Drehturm-Lichterpyramiden (Permett, Laufleuchter) aus dem Erzgebirge. Durch die Lichtwärme der aufgesteckten Kerzen setzte sich ein an der Spitze des Turmes befestigtes Flügelrad in Bewegung und drehte die in mehreren Stockwerken übereinander angebrachten figurenbesetzten Holzscheiben. Vom volkkünstlerischen Standpunkt aus interessieren in diesem Zusammenhang auch die im Erzgebirge hergestellten „Lichterengel“ und „Christleuchter“. In Schlesien hießen die mit Lichtern versehenen Stabpyramiden „Weihnachtszepter“.

In Altbayern wurde im Advent das schmucke „Paradeis“ aufgezupft, das in Form und Ausgestaltung der Phantasie eine gewisse Bewegungsfreiheit ließ. In große, rotbackige Äpfel steckte man glatte, mit Goldbändern

oder farbigem Papier überzogene Stäbe und bildete eine Pyramide mit dreieckigem Grundriß, gekrönt von einem lichterbesteckten Apfel. Eine hübsche Zier mit vergoldeten Nüssen, Rauschgold, Sechssternen, Tannen- und Wacholderzweigerln erzielte reizvolle Wirkungen. Hängte in der Mitte ein Lebkuchen mit einem Nikolausbild, so führte das „Paradeis“ den Namen „Klausenbaum“ oder „Paradeisgärtl“. Es ist auch noch gar nicht so lange her, daß die Christbescherung am Nikolaustag erfolgte, während das eigentliche Weihnachtsfest früher nur der kirchlichen Feier vorbehalten blieb. Die einfachste Form vom „Paradeis“ war der lichtergekrönte „Putzapfel“, der heute wieder zuweilen den Weihnachtstisch schmückt. Die derzeit aus einfachen Holzgestellen und Tannengrün hergestellten, lichterreichen Tafeldekorationen auf Weihnachten dürften als begrüßenswerte Nachahmungen der ehemals volkstümlichen „Paradeis“ gewertet werden.

Im Grundgedanken ähneln dem altbayerischen „Paradeis“ auch der oldenburgische „Wäperraut“ und die friesische „Tunscheere“; nur zeigt das friesische Weihnachtsgestell Bogenform.

Der Lichterbaum fand in Süddeutschland erst spät Eingang. Nach Bayern brachte ihn

die Königin Karoline im Jahre 1830. Hier kannte man neben dem „Paradeis“ nur die lichterumstellte Krippe. Auf dem Lande führte er sich erst Jahrzehnte später ein. So soll zum Beispiel in Heiming bei Altötting der Christbaum erstmals im dortigen Lehrerhause um das Jahr 1870 aufgeputzt worden sein. In Garmisch ist er erst um 1880 bekannt geworden. (Bayerlandheft, Dezember 1922). Lehrer Stölzle schreibt in „Volkskunst und Volkskunde“, Heft 9, 1910 von Adelshausen, Bezirksamt Schrobenhausen: „An Weihnachten bürgert sich allmählich auch der Christbaum in einfacher Form in den Familien ein.“

Es dauerte also Jahrhunderte, bis sich aus mystischen Vorstellungen, germanischen Überlieferungen, morgenländischen Legenden, altherwürdigen Weihnachtsspielen und christlichem Lichtglauben der Christbaum in seinem heutigen Aussehen formte und einbürgerte. Heute verkörpert sich in ihm trotz der anfänglichen Widerstände seitens der Kirche die Heilsbotschaft des Christfestes. Der Lichterglanz des Christbaumes strahlt auf dem ganzen Erdenrund zu Ehren des Jesukindleins in der Krippe, das die Welt von der Finsternis und dem ewigen Tode befreit hat.

## Die Weihnachtsbriefe

Von Peter Scher

Friedrich und Anna waren aus der Stadt in die großen Wälder geflüchtet. Wer dichtet, ist nicht ortsgebunden. Überdies läßt es sich von schmalen Einkünften auf dem Lande leichter leben.

Den Herbst über hatten sie in ihrem Blockhaus ganz gut durchgehalten. Kartoffeln bekamen sie fast geschenkt, Pilze wurden ihnen von den Kindern der Weber für eine Kleinigkeit zugetragen und Obst hatten sie von den drei Bäumen, die zu ihrem Haus gehörten.

Aber nun war ein Winter über das Dorf gekommen, wie sie ihn noch nicht erlebt hatten. Die meilenweiten Wälder ringsum konnten die Last des Schnees kaum tragen. Jeder einzelne Baum stand formlos wie ein Kegel da. Das große Schweigen wurde in der ersten Zeit einmal des Tages vom Schellengeläute des Postschlittens unterbrochen, der sich mühsam auf der Landstraße durch den Schnee wühlte. Später schwieg auch diese Stimme tagelang und erwachte erst wieder, nachdem der große Schneeflug Bahn gebrochen hatte.

In den Nächten hörte man Schreie verzweifelnder Tiere aus dem Wald.

Friedrich und Anna froren sehr, aber sie waren guten Mutes, denn manchmal erhielten sie einen kleinen Geldbetrag durch die Post, der es ihnen ermöglichte, sich etwas Holz und

Torf kommen zu lassen. Das mußte sehr diplomatisch betrieben werden, denn als Fremde, die abenteuerlich von weit hinter den Wäldern eines Tages hier erschienen waren, besaßen sie nichts, sich zu legitimieren und vor den Leuten in Ansehen zu bringen, als ihre würdige und zuversichtliche Haltung. Da sie ihre kleinen Geldsendungen klugerweise in eingeschriebenen Briefen an sich schicken ließen, lag es nicht einmal in der sonst unumschränkten Macht des Postmeisters, ein sicheres Urteil über ihre Verhältnisse zu gewinnen, und da es darum immerhin nicht ausgeschlossen war, daß größere Beträge an sie gelangten, begegnete ihnen dieser Mann — und nach seinem mächtigen Vorbild der ganze Ort — mit einer respektvollen, jedoch leicht mißtrauischen Zurückhaltung, die von Fall zu Fall etwas zurücktrat oder sich verstärkte — je nachdem bekannt geworden war, daß sie einmal zwei Pfund Fleisch oder nur einen Zentner Torf von dem Allerweltskramer bezogen hatten, der scharf aufpaßte und vor aller Öffentlichkeit genau Rechenschaft ablegte.

So lebten sie, äußerlich von allen so respektvoll behandelt wie diese von ihnen, aber gleichwohl von einem stillen witternden Mißtrauen auf Schritt und Tritt umgeben.

In den letzten Wochen war es nicht gut gegangen. Sie hatten schon so lange keinen eingeschriebenen Brief mehr bekommen, daß es gefährlich war, sich auf die Post zu wagen. Der Postmeister, der in dieser Zeit, da der Schlitten oft nur zweimal in der Woche kam, vor Langeweile fast verging, lebte natürlich in ständiger Erwartung ihres Erscheinens auf dem Amte und es wäre rücksichtslos gegen ihn gewesen, wenn sie aus Furcht vor seinem spöttischen Zug um den Mund gesäumt hätten, wenigstens nach dem Eintreffen jeder Post einmal nachzufragen.

Es war aber nie etwas gekommen und so gingen sie jedesmal langsam wieder die Dorfstraße hinauf zum Blockhaus, wobei sie nicht versäumten, den links und rechts hinter den Fensterscheiben auftauchenden Gesichtern den Anblick lachender Menschen zu bieten, die anscheinend sorglos in den Tag hineinlebten.

Mit solchen Mitteln hielten sie ihr Ansehen aufrecht, und so weit trieben sie es, daß sie eines Tages, als der bucklige Josef sich das Bein erfroren hatte und niemand da war, der sich seiner angenommen hätte, eine Hilfsaktion einleiteten, indem sie ihre letzten drei Mark obenan auf die Liste setzten, die sie bei den fünf Honoratioren zirkulieren ließen, welche nun ihrerseits das nämliche zeichneten — der Postmeister sogar eine Mark mehr. Aber als ob solchem Übermut die Strafe auf dem Fuße folgen müsse, stellte es sich am selben Tag heraus, daß sie kein einziges Zündholz mehr im Hause hatten und so mußten sie den Kredit des Kramers in Anspruch nehmen. Sie waren natürlich so vorsichtig, mit gut gespielter Gleichgültigkeit hinzuwerfen, daß sie nur zufällig nichts bei sich hätten.

An diesem Tage sagten sie sich: Nun ist es genug! In acht Tagen ist Weihnachten. Wir wollen nicht empfindsam sein — aber wir sind zu zweit. Es hilft nichts, wir müssen unseren Freunden in der Stadt um etwas Geld schreiben. Sonst schaffen wir es nicht. Aber sie hatten keine Briefmarken und zum Postmeister konnten sie nicht gehen — das wäre das Ende.

Nun gut, sie wußten auch in diesem Falle Rat. Sie schrieben vier Briefe an vier Leute in der Stadt. Mit diesen Briefen machten sie sich auf, ihre festen Stiefel an den Füßen, mit eichenen Stöcken in den Händen, und wateten, oft bis unter die Arme in Schneewehen versinkend, zur Landstraße, die nach der Bahnstation führte. Eine Stunde dauerte es, bis sie vom Blockhaus zur Chaussee gelangten, die bergauf zwischen Wäldern lief.

Der Weg war hart, aber nach vier Stunden waren sie am Ziel. Sie sahen wie aus Schnee gebacken aus und hatten Mühe, sich aufrecht zu halten. Aber sie freuten sich unmenschlich und warfen die vier Briefe mit großer Hast

in den Kasten. Hinterher fiel Friedrich mit Schrecken ein, daß er im Eifer die abergläubische aber beruhigende Zeremonie des dreimaligen Anspuckens der Briefe vergessen hatte; doch hofften sie, daß die Briefe ihnen trotzdem Glück bringen würden.

Der Rückweg war so schwierig, daß sie öfter auf den Schnee hinfielen — aber sie kamen doch endlich bei tiefer Dunkelheit zu Hause an.

In den nächsten Tagen waren sie sehr müde und schwach. Aber die Hoffnung erhielt sie aufrecht.

Endlich am Nachmittag vor Heiligabend hörten sie das Schellengeläute des Postschlittens und waren sehr froh. Sie kamen ziemlich spät auf die Post — ihre Mienen waren diesmal von so ehrlicher Freude erleuchtet, daß sie es nicht nötig hatten, sich besonders ins Zeug zu legen.

Alles schien ihrer Erwartung zu entsprechen. Der Postmeister nickte schon von weitem verheißungsvoll und sie waren kindlich bestrebt, sein Lächeln um einige Grade weniger spöttisch zu finden als früher — da sagte er: „Sehen Sie, so sind wir Postmeister! Immer gefällig! Der Herr Kollege drüben hat viel Arbeit jetzt, aber er hat es doch gleich gemerkt, daß Sie in der Zerstretheit die Marken vergessen haben.“ Und er gab ihnen ihre vier unfrankierten Briefe zurück, wobei er sie erwartungsvoll anblickte.

Friedrich durchzuckte es: Das kommt davon, wenn man vergißt, auf die Briefe zu spucken.

Doch ehe er sich zu irgend einem Wort auffaffen konnte, sagte Anna: „Mein Gott, wie kann man so vergeßlich sein. Und welche Mühe hat sich die Post da gemacht. Es waren ja nur Weihnachtsglückwünsche. Nun kommen sie eh zu spät“, riß die Briefe in der Mitte durch und stopfte sie in ihre Manteltasche. „Ist sonst noch etwas da für uns?“

Der verblüffte Postmeister nahm einen Einschreibbrief vom Tisch und reichte ihn Friedrich mit der Aufforderung, den Empfang zu quittieren.

„Unterschreibe du, Anna“, stammelte der Dichter.

„Ist sonst noch etwas da?“ trumpfte Anna auf.

„Ja, zwei Pakete; sie kommen, wenn ich nicht irre, von zwei Adressen, an die sie geschrieben hatten“, sagte der Beamte, womit er wiederum bewies, wie aufmerksam die Postmeister sind.

Indem Friedrich und Anna baten, dem Herrn Postmeister im Nachbarrevier für seine Aufmerksamkeit ihren Dank auszurichten, und, sich in forsche Munterkeit hineinsteigernd, dem hiesigen ein frohes Fest wünschten, begaben sie sich in ihr Blockhaus, wo sie das mit Einschreibbrief gesandte Geld und



Druck: Karl Neuburger, Wasserburg/Inn